anxa
84-B
24482

Rathaus und Salmier-Tor um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Lithographie von F. Strobant.

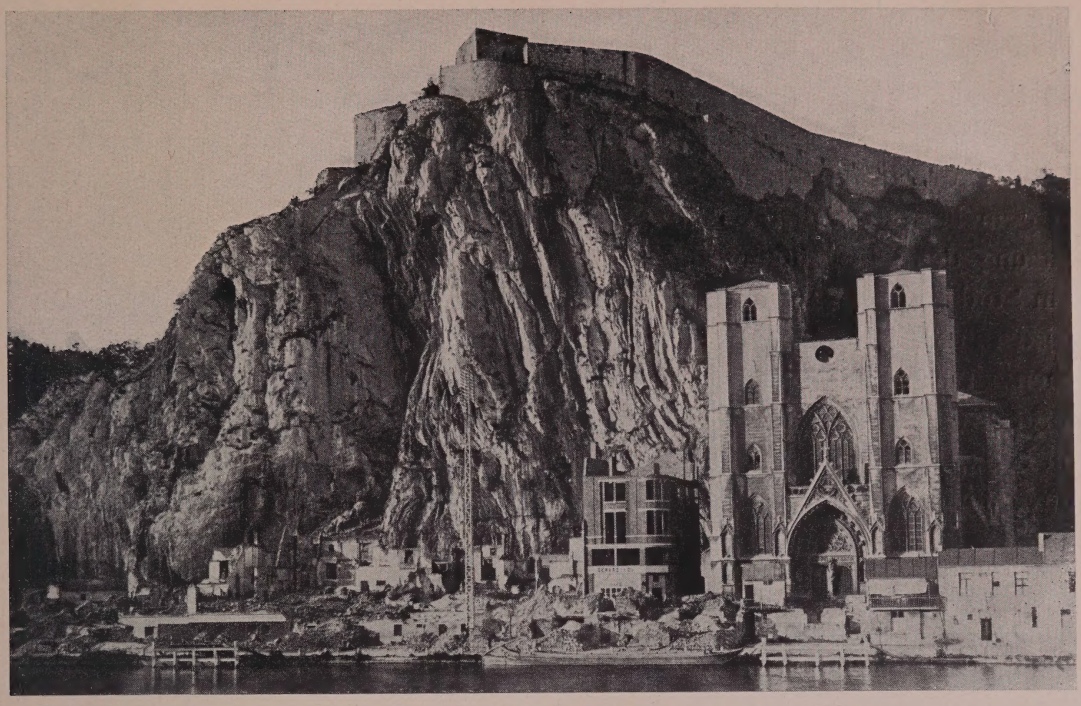
DINANT

EINE DENKSCHRIFT

BEARBEITET IM AUFTRAGE SR. EXZELLENZ
DES GENERALGOUVERNEURS IN BELGIEN
GENERALOBERSTEN FREIHERRN V. BISSING
IM JAHRE 1916

19 MÜNCHEN 18
ROLAND-VERLAG
DR. ALBERT MUNDT

By



Dinant 1914.

VORWORT.

Es wird einst zu den Ruhmestiteln der deutschen Heere in den besetzten Gebieten gehören, dafs sie allenthalben mit mehr oder minder Erfolg bemüht gewesen sind, die Wunden, die sie schlagen mufsten, zu heilen, und inmitten der grausamen Notwendigkeiten des Krieges Zeit gefunden haben, auch die stolzen Zeugen einer ehrwürdigen Vergangenheit zu verhören, zu erhalten, in Wort und Bild zugänglich zu machen. Wieviel unwiederbringlich in diesem Krieg verloren gegangen ist, werden wir erst nach Friedensschlufs bedauernd feststellen können. Freuen wir uns heute, dafs durch das besondere Interesse, das der zweite Generalgouverneur in Belgien, S. Exzellenz der Generaloberst Freiherr von Bissing, allen Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft entgegenbrachte, zwei prächtig ausgestattete Denkschriften fertig vorliegen, die vor Monaten erschienene über die Zisterzienserabteien in Belgien und die eben ausgegebene über Dinant.

Neben Löwen hat vielleicht von allen belgischen Städten, abgesehen von dem von den Engländern zerschossenen Ypern, Dinant das härteste Schicksal

getroffen. Unwiederbringliche Kunstwerke sind allerdings der Kriegsfurie kaum zum Opfer gefallen, weniger jedenfalls als bei der Zerstörung durch den Herzog von Burgund 1466. Im Schlufskapitel Professor Heinrichs kann man nachlesen, wie der Verfasser sich den Wiederaufbau der einzig schön gelegenen Stadt denkt. Professor Heinrich, der ein halbes Jahr als Vizefeldwebel in Dinant stand, hat gemeinsam mit dem damaligen Unteroffizier Prof. Dr. Reuter und mit Unterstützung des Oberleutnants Prof. Dr. Kohlschütter lange Monate alle freie Zeit dem Studium der Bauwerke und der Geschichte Dinants gewidmet; erfreulicherweise sah er sich dabei sowohl von den einheimischen Kreisen, wie den Geistlichen an der Liebfrauenkirche, als auch ganz besonders von den militärischen Vorgesetzten gefördert. S. Exzellenz der Herr Gouverneur von Namur, Freiherr von Hirschberg, interessierte sich lebhaft für die Arbeit, der damalige Generalgouverneur legte die erste Bearbeitung S. Majestät dem Kaiser vor und befahl dann die Fertigstellung und Drucklegung.

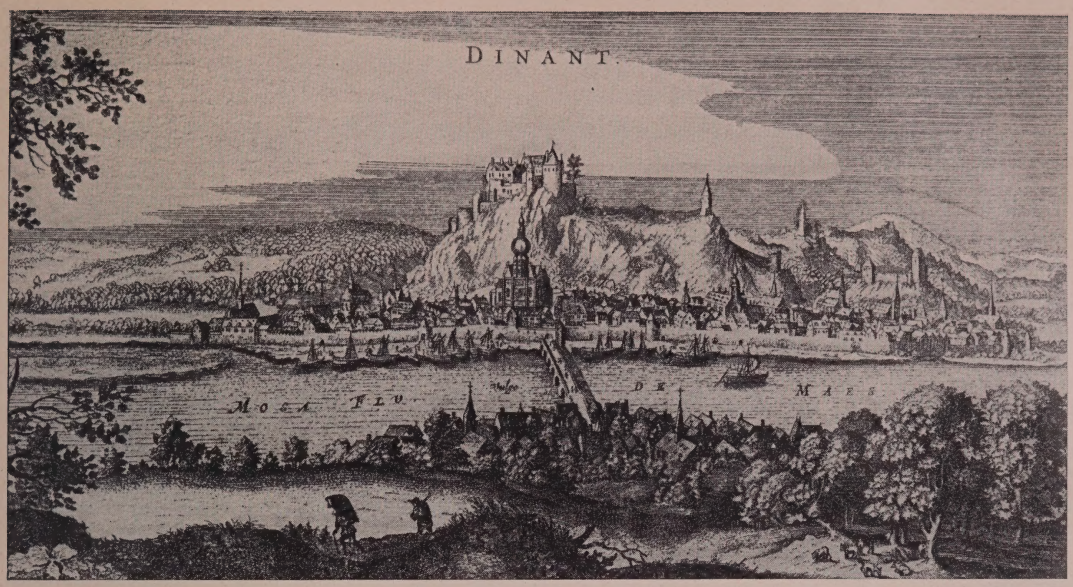
Ursprünglich hatten die Herren Heinrich und Reuter die gesamte Arbeit übernommen, von ersterem rührt auch der gröfste Teil der photographischen Aufnahmen her. Ihr Verdienst bleibt es, in militärischem Auftrag die Grundlage des Ganzen geschaffen zu haben, und das Inhaltsverzeichnis zeigt, einen wie grofsen Anteil namentlich Professor Heinrich auch an der jetzigen Gestalt des Werkes hat. Aber es gibt Dinge, deren Behandlung im Rahmen des Ganzen unerläfslich war, und für die man doch auch durch langen Aufenthalt an Ort und Stelle und noch so viel liebevolle Hingabe an die Denkmäler die unumgänglichen Vorkenntnisse nicht erwerben kann. Nur ein mit der Burgunderzeit so vertrauter Historiker wie Prof. Otto Cartellieri konnte die politische Geschichte befriedigend schildern, Dinant als Mitglied der deutschen Hanse, als störrische Feindin Burgunds, vertrauend auf Frankreichs trügerische Hilfe. Jeder Benutzer des Buches wird dankbar sein, dafs die Kapitel über die Dinanderie und die bildende Kunst den erfahrenen Händen Prof. Grauls anvertraut worden sind. Ihm verdanken wir die knappe Charakterisierung Herri met de Bles' und Patinirs, mögen sie nun beide in Dinant oder beide in Bouvignes geboren sein, oder sich auf die beiden feindlichen Nachbarstädte, deren Fehden Cartellieri uns so lebendig gemacht hat, verteilen. Allen sichtbar sind die Beziehungen der phantastischen Landschaften der beiden altflämischen Meister zu den berühmten Felsbildungen um Dinant.

Auch der spätesten unter den künstlerischen Berühmtheiten Dinants, Anton Wiertz, hat Graul freundliche Worte gewidmet: für mich gilt diesem in seinen Anfängen zweifellos interessanten Künstler gegenüber freilich nicht das Wort: tout comprendre, c'est tout pardonner.

In feinsinniger Analyse entwickelt Grisebach vor uns die Geschichte und die Bedeutung der Formen der Liebfrauenkirche mit ihrem bizarren, leider dem Krieg zum Opfer gefallenen Turm; man sollte ihn künftig freilich ebensowenig in Nachbildung wieder aufbauen als etwa die Kirche stilgerecht ausbauen, um zu verwischen, was die fürchterliche Brandschatzung der Burgunderzeit für immer zerstört hat. An jener von der Natur ausgezeichneten Stelle eine neue freie Lösung für den Turm zu finden, sollte einen kühnen modernen Baumeister reizen!

Nur einige Kapitel haben wir herausgegriffen, um zu zeigen, wie ernst und umfassend die Verfasser an die ihnen von dem verstorbenen Generalgouverneur unter hingebender Leitung von Herrn Hauptmann Rehorst gestellte Aufgabe herangegangen sind. Auch der jetzige Generalgouverneur, Generaloberst Freiherr von Falkenhausen, hat dem Unternehmen wohlwollende Anteilnahme bewiesen. Der Verleger, Herr Dr. Albert Mundt, hat dem Inhalt wie der Ausstattung dieser Denkschrift liebevolle Fürsorge gewidmet. So möge sie denn hinausgehen, als ein Zeichen deutscher Friedensarbeit auch im Krieg, als ein ferner Vorbote des Friedens, der allein Dinants Wunden ganz heilen kann, den ihm aber seine »Beschützer« hartnäckig und eigennützig verweigern.

Fr. W. Freiherr von Bissing.



Dinant 1645. Kupferstich aus Abbé Tichon: Monuments civils et religieux de Dinant.

GEOGRAPHISCHE EINFÜHRUNG.

Von

Fritz Reuter.

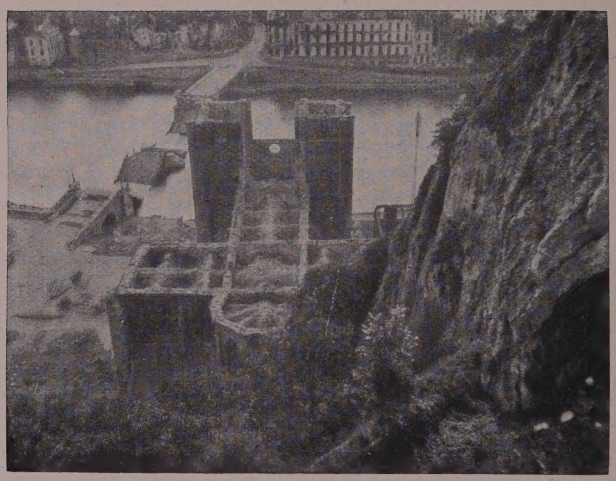
Der Südosten Belgiens mit seinen reichen Hügelformationen und seinen meist dünn bevölkerten, mehr oder weniger fruchtbaren Hochebenen hat Mittelgebirgscharakter und stellt die Verbindung zwischen dem Rheinischen Schiefergebirge und den französischen Ardennen her. In seine Hochflächen haben die Maas und ihre Nebenflüsse tiefe Täler eingeschnitten. Da, wo der wasserreiche und schiffbare Strom nach mehrfachen energischen Windungen von seinem Eintritt nach Belgien an bei der französischen Grenzfestung Givet sich ziemlich gerade nach Norden wendet, bis zur Aufnahme der Sambre bei Namur, liegt das Städtchen Dinant, das durch sein Geschick im gegenwärtigen Kriege weithin bekannt geworden ist und schon aus diesem Grunde eine eingehende Darstellung und Würdigung rechtfertigt.

Dinant gehört zur Provinz Namur. Von Belgiens Hauptstadt Brüssel ist es 90, von Namur 28 und von der französischen Grenze 22 km entfernt. Maas und Maastalstraße vermittelten früh den Verkehr nach Nord und Süd, die alte Römerstraße über Köln und Philippeville den nach Ost und West. Heute bewirkt die rascheste Verbindung die Maastalbahn, die sich in Namur in die beiden Hauptlinien nach Lüttich und Brüssel, in Charleville in die nach Reims und Metz gabelt. Eine Kleinbahn über Florenne nach Philippeville erschließt den industriereichen Westen um Charleroi für die Stadt, die Linie durchs Lessetal über Rochefort und Jemelle führt nach Luxemburg und darüber hinaus ins Mosel- und Rheintal.

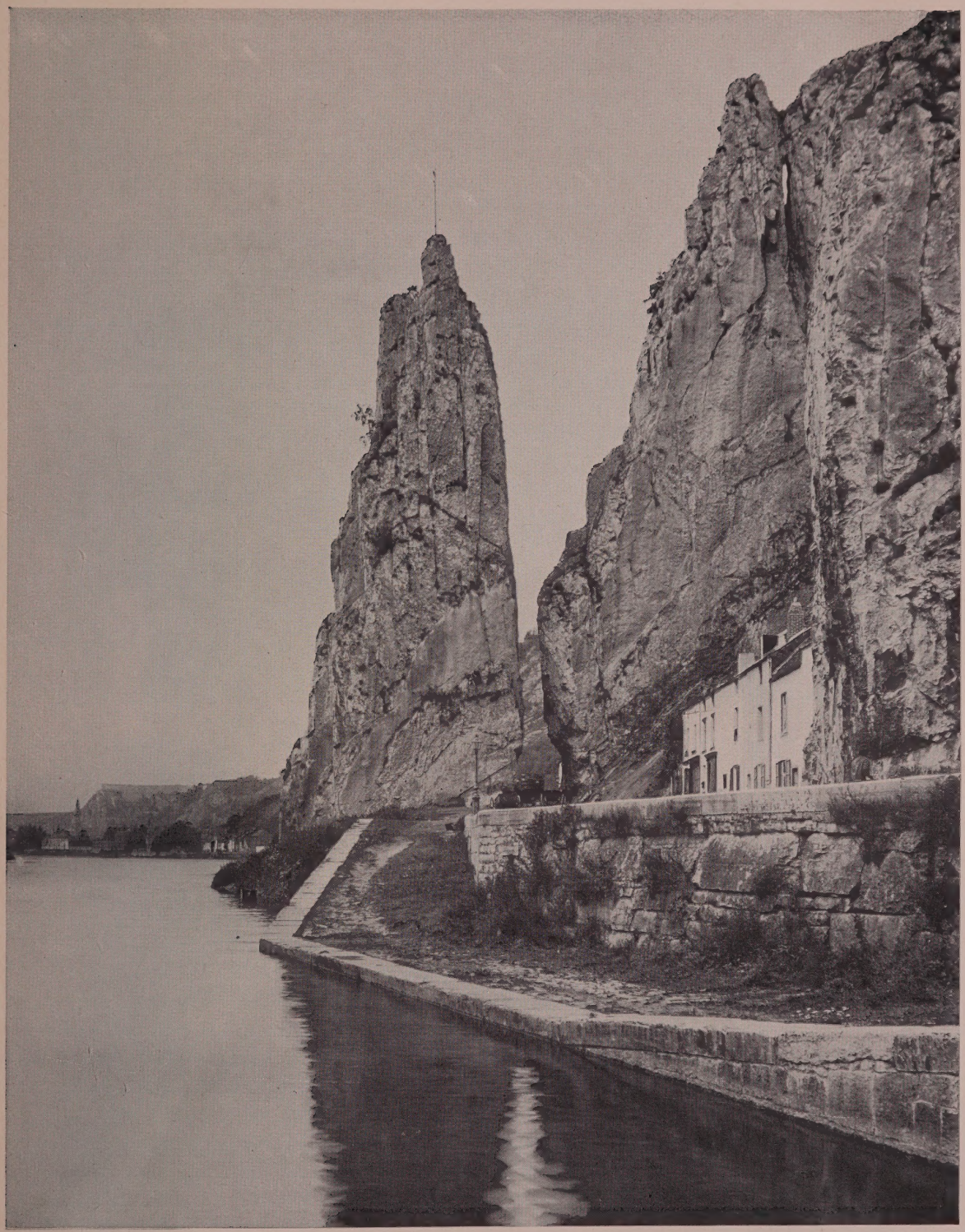
Dinant hatte vor dem Kriege 7680 Einwohner, war Hauptort des gleichnamigen Gerichts- und Verwaltungsarrondissements und eines 31 Gemeinden umfassenden Aushebungsbezirks (Kantons).

Seine Bewohner gehören zu den keltisch-romanischen Wallonen. Die Sprache der besseren Kreise ist das Französische, die der unteren Klassen das Wallonische oder ein wallonisch gefärbtes Französisch. Ein guter Teil der Bevölkerung lebte vom Fremdenverkehr; nicht wenige fanden in der Textilindustrie, bei der Herstellung einer Art Honigkuchen (Couques) und der Ausbeutung der Steinbrüche Beschäftigung.

Die alleinherrschende Konfession ist der Katholizismus. Die Stadt hatte sieben Kirchen und ebenso viele Klöster. Das reichgegliederte Schulwesen Dinants vom Gymnasium bis herab zur école gardienne ist teils in den Händen der Kirche, teils in denen des Staates oder der Stadt. Alles in allem war Dinant vor dem Kriege eines der interessantesten Kleinstadtgebilde Belgiens. Das Interesse an ihm erhöhte sich noch beim Anblick des vielgestaltigen Hintergrundes seiner Vergangenheit. Beide zusammen ergeben, wie die folgenden Ausführungen zeigen werden, reiche und vielfarbige Bilder einer von gleichgroßen deutschen Städten grundverschiedenen Eigenart und individuellen Entwicklung.

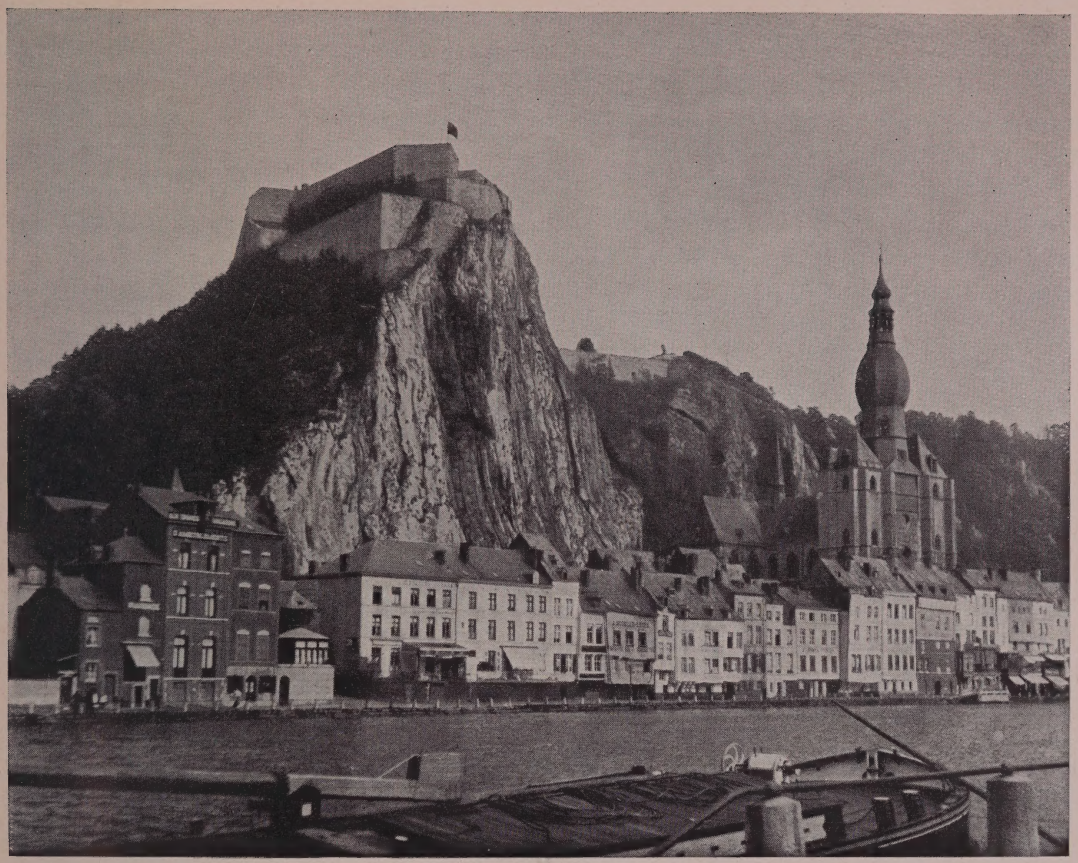


Aus Paul Clemen: Der Zustand der Kunstdenkmäler auf dem westlichen Kriegsschauplatz.
Die Stiftskirche mit dem ausgebrannten Dach vor Anbringung der Notbedachung.
(Verlag E. A. Seemann, Leipzig.)



Photoglob. A.-G. Zürich

Bayardfelsen. Im Hintergrund Dinant.



Häuserzeile längs der Maas, Stiftskirche und Zitadelle vor dem Kriege.

DIE LANDSCHAFTLICHE LAGE DINANTS.

Von

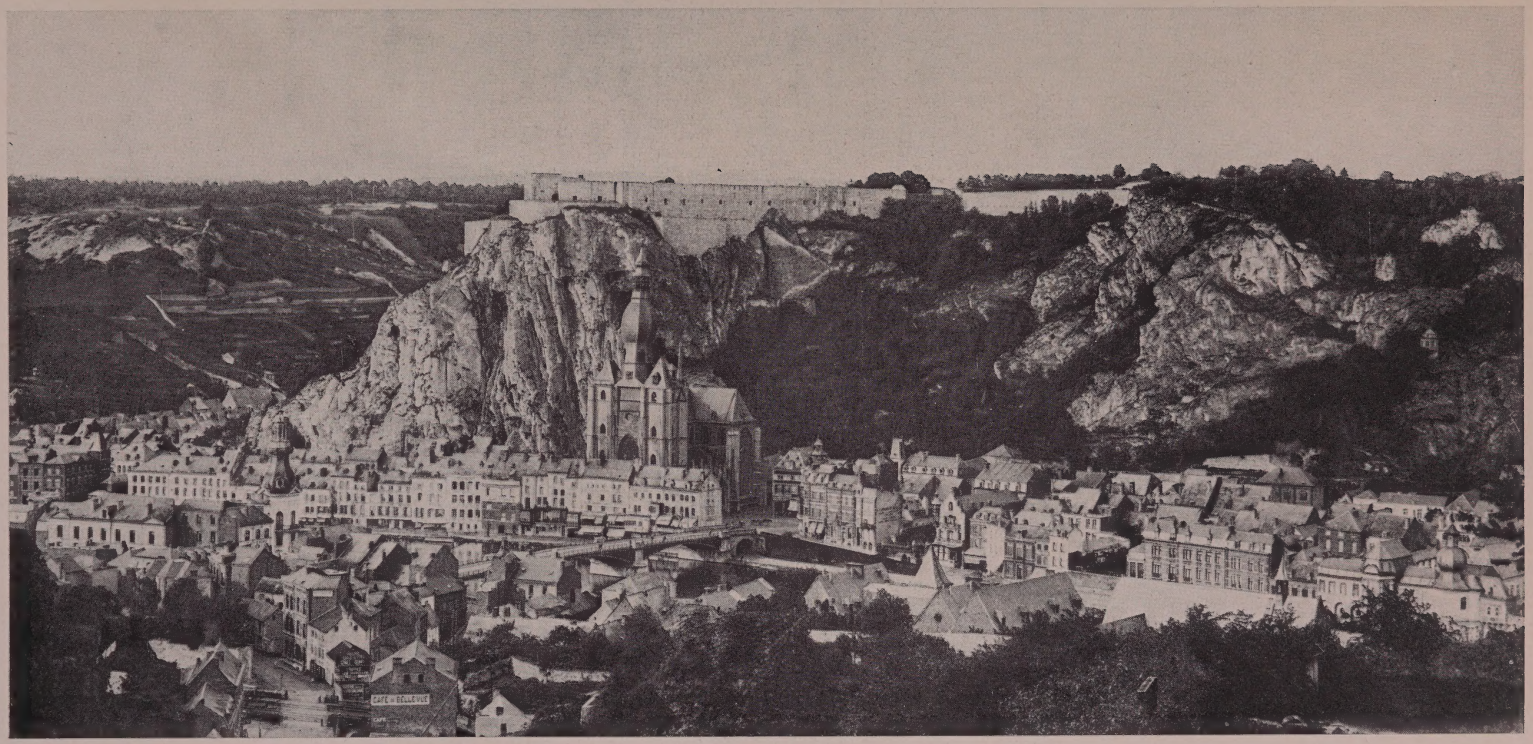
Karl Heinrich.

Die Lage ist gar schön, die Gegend mußte eine Stadt herlocken.« Dieses Wort Goethes, das er in der Schilderung seiner italienischen Reise von der Stadt Regensburg gebraucht, paßt in noch höherem Maße auf Dinant. Ein entzückendes Landschaftsbild überrascht den Reisenden, der, etwa an einem wundervollen Herbsttage vom Bahnhof kommend, nach wenigen Schritten den linksseitigen Brückenkopf der Maas erreicht. Kühn umrissen, ein wogender Felsengrat, flutet das Kalksteinmassiv uns gegenüber fast unmittelbar vom Strome aus zu mächtiger Höhe empor. Scharf zeichnet es sich ab vom dunklen Blau des Himmels, in seiner Größenwirkung gesteigert durch die klare Spiegelung im Flußbett. Blendend im Sonnenglanz leuchtet das gegen Westen senkrecht abfallende weißliche Gemäuer herüber, ein ungeschliffener Marmorkoloß, gemasert von schwarzen, gelben und rötlichen Flecken und Streifen, durchzogen von jäh herabstürzenden Rinnen, Rissen und Rillen, da und dort bewachsen von einem schmalen Rasenstreifen oder kümmerlichen Busch von verdorrendem Grün.

In harten strengen Horizontalen, terrassenförmig übereinander gegliedert, wächst die Zitadelle aus der Felsenhöhe heraus, aus dem Material, das der Felsen bot, von Menschenhand gefügt zu trutziger, weithinbeherrschender Feste. Hoch reckt sie sich, wie zum Schutze über den feierlich ernsten Bau der Kathedrale, der sich zu Füßen des Berges hinbreitet, so nahe an ihn herangerückt, daß sie an ihn angeklebt oder aus ihm heraus gemeißelt zu sein scheint.
Nach plötzlichem Rücksprung vom Flußufer findet der Zitadellenfelsen seine Fortsetzung in einem lang nach Süden gezogenen, fast gleich hohen Bergrücken, dessen steiler Abfall gegen den Talgrund gerade noch einer mäßigen Bewachsung und Ausnützung Raum bietet, die ihm Leben und Farbe gibt. Ein bunter Teppich herbstlichen Laubwaldes klettert an dem jähen

Die Bayardfelsen.

Hang hinan, phantastische Felsformen, vom Volke mit Namen aus der Legende und Sage benannt, ragen da und dort wie Ruinen eines Märchenschlosses oder wie Bildsäulen und Statuen, vom ewigen Weltenschöpfer geformt, aus seinem Absturz hervor und sind übersponnen vom hundertjährigen ewig grünen Efeu. Ein entzückender Pavillon mit doppelt geneigtem Zeltdach in barocker Gestaltung, der aus dichtem Laubgehege gemütlich herauslugt, belehrt uns, daß dem steilen Gelände auch Lustgärten, auf schmalen Terrassen übereinander gelagert, abgerungen sind. In einem Felskamin sehen wir in kurzen Serpentinen einen Weg emporklimmen auf den Höhenkamm, den an einer vorspringenden Stelle unter hohen Linden eine Kreuzigungsgruppe schmückt. Nicht weit von dort an der höchsten Stelle des Höhenrandes reckt sich ein schlanker, zinnengekrönter runder Turm aus dunklem Fichtenhain stolz und hochmütig zum Himmel empor. Und noch eine Weile zieht sich von dort der laubwaldbestandene Kamm in gleichmäßiger Höhe nach Süden dahin, um sich dann mählich zu Tale zu senken.



Panorama der Stadt Dinant vor dem Kriege.

An diesen malerischen Hintergrund, in der Mitte der wundervollen landschaftlichen Szenerie, die sich vor unseren Blicken breitet, schließen zu beiden Seiten, wie Kulissen hintereinander geschichtet, wohl ein halbes Dutzend anderer Höhenrücken an und schieben sich ins Tal herein; von dem Zitadellenberg und untereinander sind sie getrennt durch die tiefeingerissenen romantischen Seitentäler der Maas. Bald in horizontaler Plateaulinie, bald in mäßiger Kontur ihres Höhenkammes, da von grünen Matten überzogen, hier von dichtem Wald bedeckt oder durch eine Allee in langgezogener Reihe markiert, anderwärts als mächtiger Steinbruch zu industriellen Zwecken ausgenützt, geben diese Rücken, beginnend mit den markanten klaren Formen der Nähe und allmählich übergehend zu den kleinen und unklaren, in Dunstschleier gehüllten Formen, eine seltene landschaftliche Perspektive.

Aus dem Süden, wo der letzte Bergriegel das Bild vollkommen abschließt und im Tal die malerischen, bizarren Felsbildungen des Roche de Bayard emporragen, windet sich der breite Strom in gigantischer Biegung hervor, zeigt sich fast urplötzlich in seiner ganzen Breite, zieht ruhig vor uns vorbei hinab nach Norden, wo er gleich unvermittelt, wie er ins Tal tritt, hinter dem letzten Höhenzug verschwindet, ein Bild, das durch seine Geschlossenheit den Zauber der Landschaft unendlich vermehrt.

Auf dem schmalen, ebenen Streifen, der zwischen dem Höhenzug des Zitadellenberges und dem Maasufer verbleibt, ruht die Stadt, wie ein Blumenbeet im Gottesgarten. So mächtig und überragend aber ist die majestätische Pracht der erhabenen Natur, daß das Aussehen der Stadt in ihrem gegenwärtigen zerstörten Zustand das Gesamtbild der Landschaft nur wenig zu beeinflussen vermag. Ja, wenn man näher zusieht und die zahlreichen noch hochragenden Umfassungen moderner Ziegelrohbauten in internationaler Gestaltung betrachtet, so drängt sich die Empfindung auf, daß deren Aufmachung und Überwucherung dem Landschaftsbilde eher zum Nachteil als zur Schönheit gereicht hat.

Wir gehen über die Brücke hinüber, die den Strom überspannt, dessen schwaches Gefälle kaum eine Bewegung verrät, und dessen Wasser kaum von einem Luftzug gekräuselt wird. In seinem dunklen Spiegel erscheint das Himmelsgewölbe in tiefer, blauer Tinte, die Höhen und Gebäude in gedämpften Farben und Umrissen. Die glitzernden Fäden des Altweibersommers fliegen über seiner Fläche oder spielen an dem Brückengeländer und an den Telegraphendrähten, die sich entlang dem Strom und über ihn hinwegziehen, und erhöhen die märchenhafte Stimmung des lauen, sonnendurchtränkten Herbsttages. Wenden wir drüben den Blick, so fesseln ihn die bewaldeten Höhen des linken Ufers, deren mählicher Anstieg zahlreichen Landhäusern, Schlössern und umfangreichen anderen Baugruppen Raum bietet, die inmitten weitgedehnter Parks und Terrassengärten stolz und behaglich thronen. In der Ferne schließt die Ruine »Herzleid« über den aus Baumgruppen herauslugenden Kirchturm des alten Marktes Bouvignes das Landschaftsbild gegen Norden reizvoll ab (Abb. S. 25).

Stadt und Burg Dinant. Kupferstich von N. Bonnart nach F. van der Meulen.
Zur Erinnerung an die Belagerung und Einnahme durch die Franzosen am 29. Mai 1675.

ZUR GESCHICHTE DINANTS.

Von

Otto Cartellieri.

Die Anfänge von Dionantum verlieren sich im Dunkel der Vorzeit. Nur prähistorische Funde berichten von dem Leben der Menschen, die in den undurchdringlichen Wäldern des engen Tales, unter den steil ansteigenden Felsen Schutz suchten. Auch aus historisch erhellter Zeit sind die Nachrichten zunächst recht spärlich; immerhin geben sie Aufschluß über die Einführung des Christentums und die Anfänge städtischen Wesens. Der heilige Maternus wird als der Bringer des Heils in der Gegend verehrt. Auch das Andenken des heiligen Perpetuus, der mit Vorliebe in Dinant geweilt haben soll, ist nicht erloschen. In seiner Stiftung, in St. Vincenz, ließ er sich beisetzen. Gar manche Gläubige eilten von nah und fern zu seinem Grabe und schrieben seiner Fürsprache die Heilung ihrer Leiden zu. In der Merowingerzeit erscheint Dinant als Münzstätte. Der berühmte Vertrag von Meersen des Jahres 870, der Lotharingien aufteilte, erwähnt die der Mutter Gottes geweihte Kirche (Sancta Maria in Deonant). Im 11. Jahrhundert gehörte der größere Teil der Niederlassung dem Grafen von Namur, der kleinere, St. Marien und St. Vincenz, dem Bischofe von Lüttich. Der Graf, zugleich Beamter des Königs, Vogt und Grundbesitzer, ließ durch seine Ministerialen, den Meier und die Schöffen, das Gebiet verwalten. Die Einkünfte waren nicht unbeträchtlich, Gerichtssporteln, zahlreiche Markt-, Zoll-, Handels- und Ge-

werbeabgaben liefen ein, dann Gebühren für das Backen, Brauen, das Anstechen der Fässer, die Aushändigung von Hefe, die monopolisiert war. Neben dem Münzrecht bestand auch hier ein Straßenrecht, das alljährlich höchst anschaulich in Erinnerung gerufen wurde: ein Reiter durcheilte die Stadt von einem Ende zum anderen. Was sich der quer über den Sattel gelegten Lanze entgegensetzte, mußte entfernt oder durch eine Zahlung erkauft werden.

Erst unter Kaiser Heinrich IV. trat ein völliger Wechsel derVerhältnisse ein. Die Bischöfe von Lüttich stellten damals die stärkste politische Macht in den Niederlanden dar. Theoduinus gelang es, auch auf Dinant Hand zu legen, indem er sich im Jahre 1070 von dem Salier das Schloß nebst Münze, Zoll und Markt verleihen ließ. Münzen, die er sofort prägen ließ, verkündeten aller Welt seinen Erfolg. Der Graf von Namur blieb nur als Privateigentümer zurück. Im Auftrage des Bischofes wirkte in Dinant ein Meier (major). Ihm zur Seite standen die Schöffen (scabini), wohlhabende Bürger, Grundbesitzer und Kaufleute zugleich. Als aber in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Stadt volkreich wurde und sich in ihren starken Mauern sicher fühlte, da setzte sich auch der Wunsch durch, auf die kommunale Verwaltung maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Es bildete sich der Rat. In ihm saßen die Geschworenen (jurati), welche die Bürgerschaft wählte. Sie nahmen mit dem Meier und den Schöffen, die der Bischof ernannte, den Kampf auf und suchten, das Steuer in ihre Hand zu bekommen.

Die Kämpfe um den Lütticher Bischofsstuhl am Ende des 12. Jahrhunderts förderten diese Entwicklung. Um sich durchzusetzen, stützte sich der eine Bewerber auf die Kommunen und erteilte freigebig Privilegien. Am Ende des 14. Jahrhunderts waren Meier und Schöffen verdrängt. Wie in Lüttich selbst, wie in Huy, in Saint-Trond nahm in Dinant die Verfassung einen aristokratischen, besser gesagt plutokratischen Charakter an. Es war hier nicht anders wie in den flandrischen Städten, wie in Gent, in Brügge und Lille. Der sozialen Verschiedenheit entsprach auch die politische. Der Reiche genoß auch die politischen Rechte. Die »burgenses«, die »bourgeois«, Kaufleute und Grundeigentümer, stellten seit der Mitte des 13. Jahrhunderts die Patrizier dar, die in starkem Gegensatz zum »commun«, zur »communauté«, zu den Handwerkern, standen. Diese Patrizier entsprachen den flandrischen »poorters«. Der Lütticher gab ihnen den bezeichnenden Namen »otiosi«, »ledichgangers«; sie konnten vielfach von ihren Renten leben. Unter ihnen befanden sich wohl auch manche marchands-batteurs, Händler und Unternehmer, die an dem Betrieb in der Heimat beteiligt waren und sich mit der Ausfuhr in die Fremde beschäftigten.

Die Handwerker schieden sich früh in zwei Gruppen: in die Kupferschläger (batteurs de cuivre) und Gießer, die in erster Linie für die Ausfuhr arbeiteten, dann in die Bäcker und Brauer, Fleischer, Schuster und alle die anderen, die für die Bedürfnisse der Mitbürger sorgten. Die Metallarbeiter nahmen gegenüber den »communs métiers« oder »gens de dessous le moustier« eine bevorzugte Stellung ein. Sie gingen häufig gegen den Bischof und die Patrizier vor, um sich ihren Platz im Rate zu erringen. Auch die anderen Handwerker wollten nicht zurückstehen und verlangten gleichfalls ein Wort mitzusprechen. Das 14. Jahrhundert war erfüllt von Aufständen und Unruhen. Auch für das Lütticher Land hatte die Goldene Sporenschlacht von Kortrijk (11. Juli 1302) die größte Bedeutung. Der Sieg der Brügger Demokraten wurde auch zum Sieg der Demokraten in Flandern, außerhalb Flanderns. Die Verfassungsurkunde vom 7. September 1348, die sich Dinant ertrotzte, gewährte der gesamten Bürgerschaft eine Anteilnahme am Regiment.

Die Patrizier und die Schläger entsandten in den Rat je 9, die anderen Handwerker 12 Geschworene. Die 30 Geschworenen wählten zusammen die beiden (Bürger) Meister (magistri) der Stadt.

Die drei Gruppen, Glieder, der Bürgerschaft organisierten sich ihrerseits. Sie wählten sich ihren Patron, sie trugen ihr eigenes Banner, sie versammelten sich in einem besonderen Hause, das ihr Abzeichen schmückte. Diese Patrone, die »tiers«, spielten eine ähnliche Rolle wie die Dekane der Poorters, der Weber und kleinen Gewerbe in Gent. Mit den beiden Meistern bildeten sie einen engeren Rat.

Der Rat war der Hüter und Bewahrer der städtischen Rechte. Er war das Exekutivorgan der Bürgerschaft, häufig bloß ihr Sprachrohr. Nicht zum Besten der Sache ermangelte er völlig der erforderlichen Selbständigkeit. Die Volksversammlungen fanden in der Regel Samstags oder Sonntags in der Halle statt. Die Majorität entschied. Die Kompetenzen sind nicht genau festzustellen, schwerlich waren sie fest umrissen. Die andauernden Fehden, Kämpfe und Aufstände verliehen der Volksversammlung ein gefährliches Übergewicht. Nur zu leicht gewannen die Schreier die Oberhand, betörten mit gleißnerischen Reden die unpolitische, rasch entflammte Menge, die sich gern von den Leidenschaften des Augenblicks tragen ließ.

Dem Rate unterstand die Verwaltung der Stadt. Er übte auch die Polizei aus, während die hohe Gerichtsbarkeit in den Händen der bischöflichen Beamten ruhte. Auch die Finanzverwaltung fiel ihm zu, eine stets dornenvolle Aufgabe in jener Zeit, die noch kein geordnetes Finanzsystem kannte. Von den Einnahmen gingen von vornherein beträchtliche Abgaben an den Bischof ab; gewaltige Summen verschlangen regelmäßig die Befestigungswerke, welche die Stadt wieder und wieder in Schulden stürzten.

Die Mitglieder des Rates mußten über ein gewisses Vermögen verfügen, denn feste Gehälter gab es in Dinant mit wenigen Ausnahmen bis ins 16. Jahrhundert nicht. Nur die Auslagen wurden vergütet. Die Mitglieder des Rates mußten alljährlich der Stadt fünf Tage umsonst dienen, in dieser Zeit sandte man sie gern auf kostspielige Reisen.

Zu den wenigen ständigen Beamten gehörte der Sekretär, dem namentlich die Korrespondenz und das Rechnungswesen oblagen. Ihm flossen regelmäßige Bezüge zu. Die Sergeants (servientes), die unter anderem für die Straßenpolizei sorgten, erhielten einen Teil der Strafgelder, welche die von ihnen verhafteten Schuldigen zu zahlen hatten. —

So tritt uns, in großen Zügen gezeichnet, die Verfassung Dinants entgegen, die, wenn auch mit gewissen Änderungen und Verbesserungen, bis zur Französischen Revolution in Kraft blieb.

Gaben Lüttich, der Hauptstadt des Bistums, die zahlreichen Kleriker, die stolzen Feudalherren das charakteristische Aussehen, so erhielt Dinant durch die große Zahl der Handwerker und Händler sein eigenartiges Gepräge. Wie die Tuchindustrie Brügge, Gent und Ypern, Lille und Löwen, Arras und Douai berühmt machte, so verschafften Dinant die Guß- und Treibarbeiten in Kupfer, Messing und Bronze seine Bedeutung[1]). Davor trat alles andere in den Hintergrund, sowohl die Marmor- und Alabasterarbeiten wie die Tuchindustrie. Die etwas derben Stoffe, zu denen die Ardennenschafe die Wolle lieferten, kamen erst im 15. Jahrhundert auf und konnten mit den so viel feineren flandrischen den Vergleich nicht aushalten. Mit der »batterie« aber stand Dinant ganz allein da. Anfangs drohte von Huy her Gefahr, an vorzüglichen Meistern fehlte es auch dort nicht. Doch die Stadt wandte sich bald ganz der Tuchindustrie zu. Der andere Nachbar, Bouvignes, kam mit seiner Metallindustrie erst im 15. Jahrhundert als ernster Mitbewerber in Betracht. So beherrschte lange Zeit Dinant allein das Feld.

Die Metallbearbeitung reicht bis in die keltische Zeit zurück. Auch die Römer hatten in

---

[1]) Vgl. hinten R. Graul: Die Dinanderie.

der Umgegend von Dinant, vielleicht auch dort selbst, Werkstätten. Zu Zeiten Karls des Großen erlebte die Metallkunst eine hohe Blüte. Das Maastal war früher reich an Galmei (Zinkkarbonat), wies aber keine Kupferlager auf. Daher mußten die Dinanter das Erz von außerhalb beziehen und waren vom Auslande ebenso abhängig wie die Flandrer von den Wollelieferanten in England.

Im Anfang des 12. Jahrhunderts erschienen die Dinanter auf der großen Rheinhandelsstraße und holten sich von Köln oder selbst von Goslar Kupfer, Blei und Zinn und die anderen Erze, die auf dem Rhein nach Holland, von dort maasaufwärts zu ihnen geschafft wurden. Von Köln wanderten dann auch die fertigen Waren nach England.

Im Laufe des 13. Jahrhunderts änderten sich dann die Verhältnisse. Das Übergewicht des rheinischen »Reichsseehafens« wurde gebrochen. Wenn auch der Verkehr mit Köln nie ganz aufhörte, so verlockte doch der Aufschwung, den Brügge als Markt und Umschlageplatz im 14. Jahrhundert nahm, auch die Dinanter, ihre Erzeugnisse westwärts zu senden. In Brügge und dem Vorhafen Damme, später auch in Antwerpen, trafen sich die Kaufleute aller Herren Länder, verkauften gut das Eigene, kauften nicht minder gut das Fremde.

Die Dinanter setzten viel Ware nach Frankreich ab. Auf dem berühmten Markte Lendit in Saint-Denis bei Paris waren sie gleichfalls vertreten. Mit der Hauptstadt selbst, mit Rouen und Calais, mit Orléans wurden rege Beziehungen unterhalten. Bald hieß jedes Gerät aus Kupfer oder Messing ohne Rücksicht auf sein Herkommen »dinanderie«; »dynan« bezeichnete im 15. Jahrhundert schlechtweg den »Kupferschläger«, wie vielerorts »flamand« und »teinturier« identisch waren. Als am Ausgang des 14. Jahrhunderts der kunstsinnige Herzog Philipp der Kühne von Burgund die Kartause von Champmol bei Dijon erbaute, übergab er Dinanter Meistern die Metallarbeiten.

Als bester Absatzmarkt für die Dinanderien kam aber England in Betracht. Fanden auch die Bürger der Maasstadt auf den stattlichen Quais in Brügge und Damme die englischen Erzeugnisse, die sie nötig hatten, so empfahl es sich doch lange Zeit hindurch, daß sie selbst die Reise über den Kanal wagten. Schlecht organisiert wie der Warenverkehr und -austausch damals noch war, traten die Händler zugleich als ihre eigenen Unternehmer auf. Sie brachten die Pfannen und Töpfe, die Schüsseln, Kessel und Leuchter, die Kultgegenstände, die sie aufkauften oder auf Borg mitnahmen, nach Damme, ließen sie dort verladen, brachten sie auf Karren und Wagen nach London und zogen von dort von Markt zu Markt, wagten auch noch eine kleine Fahrt nach Irland. Die Beutel gefüllt, beluden sie dann die leeren Wagen mit englischen Waren, mit der vorzüglichen Wolle, mit Leder, mit Kupfer, mit dem silberschimmernden Zinn aus Wallis und Kornwallis und setzten dann wieder diese Erzeugnisse in Flandern und in der Heimat mit Gewinn ab. Diese »Englandsfahrer« bekamen bald ihren eigenen Spitznamen, copeirs (später copères; vom engl. copper = Kupfer), den ihre Landsleute heute noch tragen. Es fehlte auch nicht an Engländern, die ihrerseits nach Dinant kamen. Ein Schild in der Stiftskirche zeigt die Leoparden und Lilien der Könige von England, ein anderes das Wappen Londons.

Der lebhafte Tauschverkehr mit England stellte auch ein Verhältnis zwischen Dinant und der Hanse her. Die Widerwärtigkeiten und Gefahren, die damals jede Reise zu Wasser und zu Lande im Gefolge hatte, brachten listige und erfindungsreiche Dinanter auf den guten Einfall, jenseits des Wassers sich auf einen Rechtstitel zu stützen, an den in der Heimat nur wenige Geschichtskundige dachten: sie betonten ihre Zugehörigkeit zum Kaiserreiche, zu »Alemannia«. Sie ließen sich zunächst von den englischen Königen die gleichen Privilegien erteilen, wie sie der deutsche Kaufmann besaß. Sie setzten es dann durch, ohne dazu irgendwie berechtigt

zu sein, durch ein Hinterpförtchen in den Stahlhof, in die »Gildehalla Teutonicorum«, einzudringen und die Vorrechte der Hanse zu ersitzen. »Possession vaut titre«; dieser Spruch klang den Dinantern gar prächtig im Ohr.

»Dinant in der deutschen Hanse«, schrieb im 14. Jahrhundert ein Kölner Schreiber. Als einzige Stadt außerhalb des deutschen Sprachgebietes, ohne irgendwie mit den Hansestädten selbst in Verbindung getreten zu sein, hatte sich Dinant diesen Vorteil verschafft. Die Hanse tat nichts

Salmier-Tor mit Inschrifttafel von 1637.

dagegen. Dinant war klug genug, nur in England, nicht aber in Flandern oder womöglich im deutschen Reiche als Mitglied der Hanse aufzutreten. Die Maasstadt war dem Stahlhof angegliedert, gehörte zur Hanse in bezug auf England. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts hat dies merkwürdige Verhältnis gedauert, das zuweilen allerdings auch Unannehmlichkeiten einbrachte. Wenn infolge der politischen Wechselfälle der deutsche Kaufmann aus England vertrieben wurde, so mußten auch die Dinanter sein Schicksal teilen und die Insel verlassen. Immerhin war der Gewinn bedeutend größer als der Verlust.

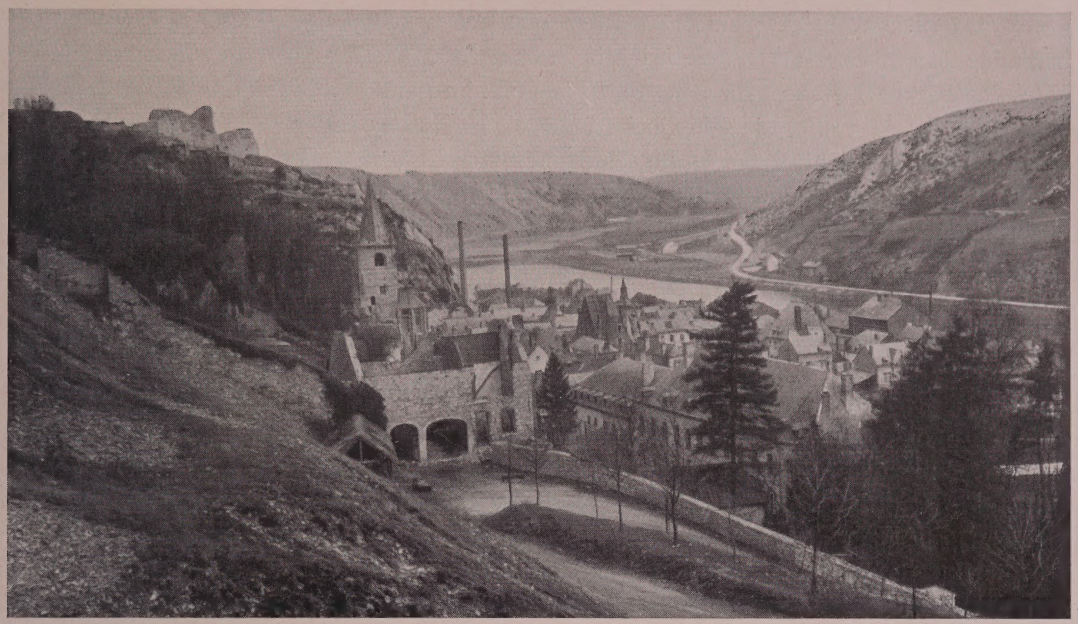
Dinant stand im 15. Jahrhundert auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung. Die Geschichtsschreiber wetteifern darin, den Reichtum und die Stärke der trefflich befestigten Stadt zu rühmen. Übertreibend gibt der Chronist Jacques Du Clercq Dinant den Vorzug vor Lüttich selbst, »denn niemals sei Dinant genommen oder erobert worden, obgleich mehrfach Kaiser, Könige und Herzöge die Stadt belagert hätten, 17 mal in verschiedenen Zeiten«. Einen prächtigen Eindruck machte Dinant mit den zahlreichen Türmen, den gewaltigen felsauf-, felsabziehenden Mauern, den schutzgewährenden Toren. In edlem Wetteifer hatten Natur und Kunst an seiner Entstehung gearbeitet. Fern grüßte die prächtig ausgeschmückte Stiftskirche, deren Geläut die Pfarrkirchen aufnahmen und weitergaben. Unter den anderen Bauten fielen die Hallen auf; dann die Spitäler, das große Johannisspital, in dessen Nähe der Brunnen »Pisselotte del ospitalz« lustig plätscherte; das Beghijnenspital, das »Gute St. Paulshaus« für Aussätzige; bei St. Vincenz das Gasthaus für notleidende Reisende, die dank der Mildtätigkeit des Stifters 24 Stunden umsonst verpflegt werden konnten. Die trefflich ausgestatteten Werkstätten erregten die Aufmerksamkeit der Besucher. Den Wert der vorhandenen Metallformen schätzte man allein auf reichlich 100000 Rheingulden. Seit dem Jahre 1080 verband die fünfbogige Brücke die beiden Maasufer und vermittelte den Verkehr mit der gleichfalls befestigten Vorstadt St. Médard. In der Mitte erhob sich ein zweigeschossiger Turm, dessen flaches Dach eine Brüstung krönte. Er diente als Stadthaus. Nach Osten und Westen wehten zwei gewaltige Banner, nach Norden zu gingen die großen Fenster. Dies Bild zeigt ein Stadtsiegel aus dem Jahre 1374. Die Rückseite, die ein von zwei Türmen eingerahmtes Tor zeigt, trägt die Inschrift: veritas.

Zur Gerechtigkeit und Mäßigung hätten viele Bürger auch noch ermahnt werden müssen, zur »Neutralität«, die ihnen in späterer Zeit eine Tafel am Rathaus dringend ans Herz legte. (Abb. S. 23.) Alle Bedingungen für eine gedeihliche Weiterentwicklung der Stadt waren gegeben. Jedoch leidenschaftlicher Parteigeist, Brotneid auf die links der Maas in unmittelbarer Nachbarschaft gelegene Stadt Bouvignes führte den Untergang herbei.

Bouvignes, im 13. Jahrhundert noch ein stilles, bedeutungsloses Dorf, hatte sich im Laufe der Zeit zu einem kräftigen, blühenden Industrieort heraufgearbeitet. Zur größten Wut der Dinanter betrieben die Bouvigner gleichfalls die Kupferschlägerei und brachten es zu recht ansehnlichen Leistungen. Das durfte keinesfalls geduldet werden, der Wettbewerb konnte zu gefährlich werden. Zu diesen wirtschaftlichen Mißhelligkeiten kamen die politischen hinzu. Die Untertanen des Fürstbischofs von Lüttich hatten nur zu oft Händel mit denen des Grafen von Namur. Rücksichtslos, mit jener Verblendung, wie sie nur kleinlicher Parteihader kennt, gingen Dinanter und Bouvigner gegeneinander vor. Bauten die Dinanter den Turm Montorgueil, von dessen Zinnen sie bequem Steine und Pechkränze auf ihre Nachbarn schleudern konnten, so errichteten die Bouvigner Crèvecœur. Beide Widersacher sperrten den Strom, kein Fahrzeug kam flußabwärts über Dinant hinaus, kam flußaufwärts über Bouvignes hinaus. Mord und Überfall standen auf der Tagesordnung. Die Geächteten konnten jederzeit sicher sein, bei dem Gegner ein Asyl zu finden.

Der alte Streit, der an die blutigen Fehden der auf ihre Nachbarn eifersüchtigen Florentiner erinnert, erhielt im 15. Jahrhundert dadurch ein neues Gepräge, daß das burgundische Haus auf der Bildfläche erschien. Herzog Philipp der Gute (1419—1467) brachte durch Kauf die Grafschaft Namur an sich (1429). Hatten die Dinanter früher darauf pochen können, daß ihr Bischof und Fürst stärker war als der Graf von Namur, so trat jetzt das Gegenteil ein: vor der Macht des »grand duc d'occident« verblich die Herrlichkeit des Bischofs von Lüttich.

Philipp der Gute nannte die reichsten Herrschaften sein Eigen, das Herzogtum Burgund und die



Bouvignes.

Freigrafschaft (Franche-Comté), Flandern, Brabant und Limburg, Holland, Seeland und Friesland. Nach dem Besitz der gesamten Niederlande drängte sein Sinn. Ein fest organisierter, einheitlicher, moderner Staat war in der Bildung begriffen, der an Stelle der zahlreichen mittelalterlichen Lehnsstaaten eine Monarchie setzen wollte. Alle Kommunen in den Niederlanden erkannten, daß der auf die Zentralisation lossteuernde Herrscher keine Staaten im Staate anerkennen konnte. Die Lütticher wurden sich auch darüber klar, daß die Burgunder unbedingt versuchen mußten, auch das Maastal ihrem Einfluß zu unterwerfen. Für den Pufferstaat zwischen Deutschland und Frankreich waren gute geographische Grenzen erforderlich. Die Schlacht von Kortrijk hatte einst dem Abendlande den Triumph der Demokratie verkündet. Der Sieg, den Herzog Philipps Vater, Johann ohne Furcht, bei Othée über die gegen ihren Bischof unbotmäßigen Lütticher errang (23. Sept. 1407), zeigte deutlich, wessen sich die Kommunen zu versehen hatten wenn sie den Zorn des Herzogs von Burgund heraufbeschworen. Das harte Strafgericht, das über Lüttich verhängt wurde, traf auch die Dinanter schwer: Montorgueil, das Sinnbild ihres trotzigen Eigensinnes, mußte auf Geheiß des Siegers abgerissen werden.
Wohl versuchten die Dinanter später den Turm von neuem aufzuführen; als aber im Jahre 1431 ein Kriegszug, zu dem sie sich gegen Bouvignes hatten hinreißen lassen, mit ihrer völligen Niederlage endete, wurde ihnen zum zweiten Male die Zerstörung von Montorgueil auferlegt! Wahrlich ein Denkzettel für alle Ruhigen und Besonnenen! Jeder Zusammenstoß mit dem weit überlegenen Hause Burgund war klüglich zu vermeiden.
Fünfundzwanzig Jahre kamen keine größeren Störungen vor. Als aber im Jahre 1456 Herzog Philipp allen Hindernissen zum Trotz es durchsetzte, daß sein achtzehnjähriger Neffe den bischöflichen Stuhl in Lüttich bestieg, war es mit dem Frieden vorbei. Ludwig von Bourbon war zwar kein Wüterich oder Tyrann, der mit grausamen Maßregeln seine Untertanen zur Verzweiflung getrieben hätte, wohl aber ein ebenso unwürdiger Kleriker als unfähiger Politiker. Als lebenslustiger, glänzender Kavalier dachte er nur an seine Vergnügungen und an die Beschaffung der

dazu erforderlichen Mittel. Schlecht beraten von seinen geldgierigen Höflingen, war er nicht imstande, die Lütticher Verhältnisse richtig zu erkennen. Durch sein Ungeschick brachte er es dahin, daß er alle Parteien vor den Kopf stieß und im Lande schließlich allein dastand. Ludwig pochte auf die Hilfe, die sein Oheim jederzeit bereit war, ihm zu leisten, bedachte aber in seinem Leichtsinne nicht, daß er dafür seine und seiner Untertanen Freiheit opferte. Wiederholt verließ er seine Residenz und verhängte zuletzt das Interdikt über Stadt und Bistum Lüttich.
Gewissenlose Volksführer wie der schiffbrüchige, wurmstichige Edelmann Raze de la Rivière, Herr von Heers, bemächtigten sich der Herrschaft über die Menge, die ihnen willenlos folgte. Was schert sie das Interdikt! Welch ein Auftritt in der Kathedrale, als einer der städtischen Meister sich auf den Überbringer des bischöflichen Schreibens wirft, das Pergament zerreißt, den Priester bei den Haaren zerrt und ihn zwingt, die Fetzen herunterzuschlucken! Wehe dem Priester, der keine Messe lesen will! »Ihr singt oder ihr werdet in die Maas geworfen.« Raze von Heers führte die Lütticher auf eine gefährliche Bahn: mit französischem Golde bestochen, verband er sich mit dem Todfeinde des Herzogs von Burgund, mit dem König von Frankreich, und wirkte als dessen Geheimsendling. Er ließ Ludwig von Bourbon absetzen und rief als Statthalter (Mambour) Markus von Baden herbei, den Bruder des Markgrafen sowie des Erzbischofs von Trier und des Bischofs von Metz (März 1465). Markus eilte herbei, ihn reizte das Wagnis. Er, der deutsche Prinz, der mit dem Kaiser verschwägert war, erkannte den französischen König als Schutzherrn des deutschen Bistums an und verbündete sich mit Ludwig XI. gegen Herzog Philipp, dessen Sohn Karl, Ludwig von Bourbon und die anderen »Aufständischen« (17. Juni 1465).
Es war die Zeit der »ligue du bien public«, da allerwärts die Gegner der französischen Monarchie aufstanden, um das große Werk der Kapetinger, die Einigung Frankreichs, zunichte zu machen. Mit dieser gewaltigen Auseinandersetzung zwischen Ludwig XI. und dem seine Selbständigkeit verteidigenden Lehnstum verquickte sich der Streit zwischen dem Fürstbischof von Lüttich und seinen aufrührerischen Untertanen, der Streit der aufeinander eifersüchtigen Dinanter und Bouvigner.
Auch für Dinant schlug damals die Schicksalsstunde. Als wieder einmal französische Gesandte in Lüttich geweilt hatten, nahmen sie ihren Rückweg über die Stadt der Kupferschläger und forderten die Dinanter auf, unter dem Lilienbanner am Kampfe gegen den Rebellen Burgund teilzunehmen. Der König verheiße ihnen seinerseits Beistand, französische Gensd'armes würden mit den Dinantern Schulter an Schulter Bouvignes erobern!
Ein Zauberwort! Mehr bedurfte es nicht, um die radikalen Elemente zum Anschluß an Frankreich zu bewegen. Alle Warnungen der Besonnenen, daß der rücksichtslose König auch die Dinanter nur als Werkzeug benutzen wolle, um sie nach Gutdünken zu opfern, verhallten ungehört. Der Rat war machtlos, er mußte der Menge nachgeben, die in einen wahren Taumel des Wahnsinns geriet.
Sofort begannen die Feindseligkeiten gegen Bouvignes, noch bevor der Fehdebrief der Lütticher an den Herzog von Burgund abgegangen war. Die französische Hilfe stand ja unmittelbar in Aussicht. Dunkelmänner, die nichts zu verlieren hatten, die gern ihr Leben aufs Spiel setzten, wenn sie eine Zeitlang allen Leidenschaften frönen konnten, rissen wie in der Hauptstadt die Führung der Geschäfte an sich. Alle Bande der Ordnung lösten sich. Immer wilder gebärdete sich die Wut, immer törichter. In wüsten, unflätigen Schimpfereien ergingen sich die Gegner, zogen die Person des Herrschers in den Schmutz der Gosse.
Die Bouvigner schmähten den König von Frankreich, die »verräterische, wütende, wahnsinnige Kröte«. Auf den großen Steinen, die sie über die Mauern von Dinant schleuderten, befand sich abgebildet ein Mann am Galgen, der das gerade Kreuz, das königliche Abzeichen, trug.

Die Dinanter blieben nichts schuldig. Die Gliederpuppe, die sie am Galgen gegenüber von Bouvignes aufhängten, trug das Andreaskreuz, das Abzeichen der Burgundischen. »Seht doch, ihr Schurken, brüllten sie, den Sohn eures Herzogs, den Grafen Karl von Charolais, den Bastard von Heinsberg!«

Wer hat mit den Verunglimpfungen begonnen? Müssig wäre es, danach zu fragen. Die Worte waren gefallen, schrecklich sollten sie sich rächen. Bastarde zu haben, war keine Schande. Am Hofe des Herzogs wuchsen ebenso wie am Königshofe die unehelichen Kinder in allen Ehren auf, Anton, »le grand bâtard de Bourgogne«, Karls Halbbruder, sah eine glänzende Zukunft vor sich. Keinesfalls aber durfte an Karls rechtmäßiger Geburt gezweifelt, keinesfalls seine Mutter einer unerlaubten Verbindung mit dem früheren Fürstbischof von Lüttich, Johann von Heinsberg, geziehen werden. Karl als einziger ehelicher Sohn war der berufene Erbe des gewaltigen Besitzes. Auf seinen Augen ruhte die Zukunft des Staates, der Glanz des Geschlechtes. Niemand durfte ihm das Erbe streitig machen. Wehe dem, der es versuchte! Wehe dem, der dem Gegner eine Waffe in die Hand drückte!

Bald genug bot sich dem alten Herzoge die Gelegenheit zur Vergeltung. Am 16. Juli 1465 brachte sein Sohn, den die Geschichte nachmals den »Kühnen« genannt hat, dem Könige Ludwig die entscheidende Niederlage bei Montlhéry bei, und am 5. Oktober schloß der Besiegte allen trügerischen Versprechungen zum Trotz den Frieden von Conflans, der das Fürstbistum auf Gnade und Ungnade dem Burgunder preisgab.

Den Aufrührern, die bereits von dem geistlichen Schwert getroffen waren, drohte jetzt auch noch das weltliche. Die Stadt Lüttich begann sofort zu unterhandeln. Die Flucht des Statthalters erleichterte die Verständigung. Am 22. Dezember 1465 kam der Vertrag von Saint-Trond zustande, der eine burgundische Oberherrschaft an den Ufern der Maas herstellte.

Dinant war von dem Vertrag ausdrücklich ausgeschlossen!

So laut das Geschrei der Radikalen bis dahin gewesen war, so groß jetzt ihr Kleinmut. Die Gemäßigten gewannen die Oberhand. Nach aufgeregten Monaten völliger Ungewißheit trat der Rat mit dem Grafen von Charolais in Unterhandlungen und setzte einen Waffenstillstand durch. Alles schien sich gut anzulassen. Die beiden ersten Glieder, die Patrizier und die Kupferschläger, waren nötigenfalls für eine unbedingte Annahme der Bedingungen des Herzogs, sollte es auch einigen Mitbürgern den Hals kosten. Sie wußten nur zu gut, daß sonst das Jawort des schwer Gereizten nicht zu erhalten war: die unseligen Beleidigungen mußten mit Blut aus der Erinnerung gelöscht werden. »Wenn ein Haus brennt, wird ein Teil geopfert, um den darin Befindlichen zu retten.« Das dritte Glied hingegen, die kleinen Handwerker, wollten ihrerseits Bedingungen stellen und hofften immer noch, voller Zuversicht zu ihrem Abgotte, dem französischen Könige, wenigstens Zeit zu gewinnen und den Kampf zu gelegener Zeit wieder aufzunehmen.

Karl von Charolais erkannte die Schliche und brach die Verhandlungen ab. Das Verhängnis nahm seinen Lauf.

Neue Stürme in Dinant. Wie in Lüttich so wirft sich auch hier das Gesindel zum Herrn der Stadt auf, der Pöbel führt ein Regiment des Schreckens. Wer als Friedensfreund verdächtig ist, tut gut, zu fliehen, um nicht eine Beute des Henkers zu werden. Die Verbannten und Geächteten, die »coulevriniers«[1]), die »Genossen des grünen Zeltes«[2]) verlassen die Schlupfwinkel ihrer Geheimbünde und eilen mit ihren Gesinnungsgenossen aus der Hauptstadt herbei,

[1]) wohl nach dem gebräuchlichen Geschütz coulevrine genannt; colubrissarii.

[2]) van der groener tenten; de viridi tentorio vel tinctura; compagnons de la verte tente. Ein alter Spitzname.

um das wüste Treiben mitzumachen. Wie mit Blindheit geschlagen, häufen sie Beleidigungen auf Beleidigungen, Herausforderung auf Herausforderung. In einen Sumpf voller Kröten nahe bei Bouvignes führen sie ein Kalb. Darauf sitzt eine Gliederpuppe, die nach Rüstung und Wappen den Herzog von Burgund darstellt. »Voici le siège[1]) du grand crapaulx, vostre duc«, geifern die Besessenen!

Lange genug hatte Herzog Philipp mit der Strafe gewartet. »Seht euch vor, ihr Dinanter, soll er einmal zornig gerufen haben, daß ihr nicht die Türken seid, gegen die zu Felde zu ziehen, ich dem Papste gelobt habe.« Jeder wußte, was das Wort bedeutete: für die Feinde des Kreuzes gab es keine Schonung. Endlich im August 1466 konnte Herzog Philipp ein Heer entsenden. Sein Sohn Karl führte es an. So hinfällig er selbst war, er ließ es sich nicht nehmen, in einer Sänfte zu folgen.

Am 14. August brachen die Truppen von Namur auf und zogen über das Hochplateau auf der rechten Flußseite. Der Bastard Anton und ein Halbbruder führten die Vorhut; Graf Karl ritt in der Mitte; stolz wehte sein Banner im Winde, in goldenem Glanze hob sich St. Georg von dem schwarzen Hintergrunde ab. Die Nachhut stand unter dem Befehl eines erprobten Haudegens. Am Montag den 18. August begann die Belagerung. Dinant wurde auf der Landseite völlig besetzt, auf dem linken Ufer wachten die Einwohner von Bouvignes. Bei ihnen nahm Herzog Philipp Quartier, in die Stadt wurde eine starke Garnison gelegt. Zwei eilends über den Fluß geschlagene Brücken vermittelten den Verkehr. In Bouvignes fand auch der Markt statt, die Lebensmittel stiegen sehr rasch im Preise.

Gleich die erste Waffentat war für die Dinanter ungünstig. Die Burgundischen bemächtigten sich der flußabwärts gelegenen Vorstadt Leffe, »die von Wasser umgeben, durch gute Mauern geschlossen und stark wie eine gute Stadt war«. In dem Minoritenkloster schlug Graf Karl das Hauptquartier auf.

Vor dem St. Andreas-Tor, das nach Leffe hin lag, stellte Peter von Hagenbach, der nachmals im Elsaß berühmt und berüchtigt wurde, mehrere Geschütze auf. Am hellen Mittag, indem er selbst das vorderste Pferd am Zügel führte, brachte er unter dem abwehrenden Feuer seiner kleinkalibrigen Geschütze einige Bombarden dahin. »Die Dinanter wagten es bei dem Hagel von Geschossen nicht, den Kopf über die Tore oder Mauern zu stecken.«

Philippe, feu duc de Bourgoigne,
Que Dieu absoille par sa grasse[2]),
— — — — — — — — — — —
Vous fist danser la danse basse
Au son de ses haulx instrumens,

heißt es in einem späteren Liede.

Peter von Hagenbach leitete die Beschießung vortrefflich. Das St. Andreas-Tor wurde bald zerstört, doch dahinter erhob sich eine eilends aufgeführte zweite Mauer, die nunmehr unter Feuer genommen werden mußte. Schuß folgte auf Schuß, Geschoß auf Geschoß schlug dröhnend ein. Das Krachen der berstenden Häuser und Mauern vermengte sich mit dem Jauchzen der siegessicheren Belagerer und dem Jammern und Stöhnen der Verletzten. Mitten im Dunkel des Pulverrauches schlugen jäh Flammen auf: die Hölle schien ihre Pforten geöffnet zu haben, schreibt der Chronist.

---

[1]) Wortspiel: siège = Sitz = Belagerung!
[2]) = grâce.

Die Dinanter verloren indes nicht den Mut und widerstanden tapfer. Für Lebensmittel hatten sie reichlich gesorgt. Auch an Munition fehlte es nicht, in den Werkstätten wurde wacker geschafft. Trat einmal in dem Bombardement eine Ruhepause ein, so daß ihr Geschrei gehört werden konnte, so machten sie ihrem Groll in neuen Schimpfereien Luft. Der alte Herzog wolle wohl in Bouvignes schimpflich sterben? Graf Charlotet, der Grünschnabel, werde baldigst von den Lüttichern und den Franzosen, die ihren Beistand versprochen, vertrieben werden. Als die Bouvigner, die ihrerseits die Anwesenheit der starken burgundischen Heeresmacht mit geteilten Gefühlen beobachteten, zum Einlenken, zur Übergabe mahnten, wurde der Bote getötet.

Doch Tag auf Tag verging, und die erwarteten Helfer trafen nicht ein. Frankreichs König hielt sich vorsichtig abseits und wartete den Lauf der Dinge ab. In Lüttich verstanden es die Gemäßigten, den Abmarsch der Truppen immer wieder zu verzögern: nach all den Vergehen der Stadt wollten sie wenigstens den Frevel der unmittelbaren Unterstützung der Empörer, den Kampf mit den Burgundischen vermeiden. Allmählich dämmerte den Hitzköpfen in Dinant ein schwacher Schimmer der Vernunft. Turm auf Turm sank in Trümmer, eine gewaltige Bresche klaffte in der Stadtmauer, noch immer waren sie allein. Alles Prahlen und Aufschneiden verstummte. Endlich konnten die Gemäßigten es wagen, eine Botschaft an den Grafen von Charolais zu senden und Unterhandlungen zu erflehen. Doch davon war keine Rede mehr, Gewalt allein führte das Wort.

Für den Sonntag, den 24. August 1466, hatte Herzog Philipp den entscheidenden Sturm angesetzt, doch im letzten Augenblick sagte er ihn wieder ab; er wollte nicht den Tag des Herrn mit den unausbleiblichen Greueln einer beutehungrigen Soldateska besudeln. Länger als Montag durfte aber nicht gewartet werden, denn plötzlich hieß es, die Hauptstadt wäre jetzt endlich so weit, ihr Heer abzusenden. Es war daher geraten, sich rasch in den Besitz der Stadt zu setzen und dann den Lüttichern entgegenzutreten. In dieser Stunde der Entscheidung verließen viele von den schlimmsten Schreiern und Anstiftern der gröbsten Ausschreitungen heimlich die Stadt, im Dunkel der Nacht setzten sie über die Maas. Charolais ließ es ruhig geschehen: je weniger Verteidiger, je kürzer der Kampf.

Dignant, qui estois riche et gente,
Vois, tu dois bien Liégois maudir,
Car leur erreur très évidente
T'a fait exillier et ruir.

Zu spät sahen die Dinanter, welches Unheil ihre »Helfer« über die Stadt heraufbeschworen hatten. Um das Allerärgste zu vermeiden, blieb nur eins übrig: die unbedingte Übergabe der Stadt unter Anrufung der Gnade des Siegers. Eilends gingen die Boten ab. Bleierne Unsicherheit lastete auf den Unglücklichen; würden die so maßlos gereizten Fürsten Barmherzigkeit walten lassen?

Am Spätnachmittage des 25. August rückten die ersten Burgundischen ein und besetzten Stadt und Schloß. Graf Karl hielt folgenden Tages mit seinem Halbbruder Anton und den Würdenträgern seinen prunkenden Einzug. Er legte seinen Leuten zunächst die strengste Disziplin auf, alle Gewalttaten waren verboten; der Strick drohte ohne weiteres dem Frevler, der sich an den Weibern oder an Hab und Gut der Bürger vergriff.

Am Mittwoch, den 27. August endlich sprach Herzog Philipp das Urteil: Plünderung am Donnerstag und Freitag; Brandschatzung am Samstag. Das Geheimnis wurde schlecht bewahrt. Noch am Mittwoch, gleich nach dem Mittagessen, fielen die Burgundischen über die Häuser

her und rafften zusammen was nicht niet- und nagelfest war. Sogar das Blei auf den Dächern wurde heruntergerissen. Tagelang wimmelten die Straßen und Gassen von Wagen und Karren, von schwer beladenen Lasttieren, welche die Beute davontrugen. Ungezählte Fahrzeuge eilten maasabwärts nach Namur. Lebensmittel waren noch in Hülle und Fülle vorhanden, »als ob sich die Dinanter auf drei Jahre eingerichtet hätten«. Am folgenden Tage wurde bei Trompetenklang verkündet, daß alle Weiber und Kinder sowie die Kleriker die Stadt zu verlassen hätten. Was würde wohl mit den Männern geschehen, die sämtlich in Gewahrsam zurückbehalten wurden? »Als die Weiber und Kinder die Stadt verließen, erklang zwei- oder dreimal ein so gräßliches und jämmerliches Geschrei, daß alle, die es hörten, von Mitleid und Grausen erbebten.«

Das Schrecklichste zu sehen, blieb den Vertriebenen erspart. Noch am gleichen Tage brach ein Brand aus, der bald die ganze Stadt in Schutt und Asche legte. Vergeblich versuchte der Graf von Charolais die Kollegialkirche zu retten, nur der Schrein mit den Reliquien des hl. Perpetuus konnte geborgen werden. Einige reiche Gefangene, die dort untergebracht waren, kamen in den Flammen um. Schrankenlos konnten die Bouvigner ihrem Grolle frönen; die Gebäude, die der Brand verschont hatte, wurden nachträglich von ihnen »aus altem Haß« angezündet.

Gleichzeitig tagte das Strafgericht. Die Hauptschuldigen wurden zum Tode verurteilt, an Bäumen aufgeknüpft oder in der Maas ertränkt. Der Geschützmeister (maître bombardier), der die Artillerie befehligt hatte, wurde an einem Galgen auf dem Fels hoch über der Stadt aufgehängt. Viele wurden ins Gefängnis geworfen. Glücklich, wer noch über reiche Mittel verfügte oder kreditfähige Verwandte hatte und sich durch ein Lösegeld seine Freiheit erkaufen konnte.

Als die Burgundischen sich wieder in Marsch setzten, um nunmehr die Lütticher zur Verantwortung zu ziehen, standen bloß noch die Mauern; es bedurfte monatelanger Arbeit, um sie niederzulegen. Von weit und breit eilten die Nachbarn herbei, sich Steine zu holen.

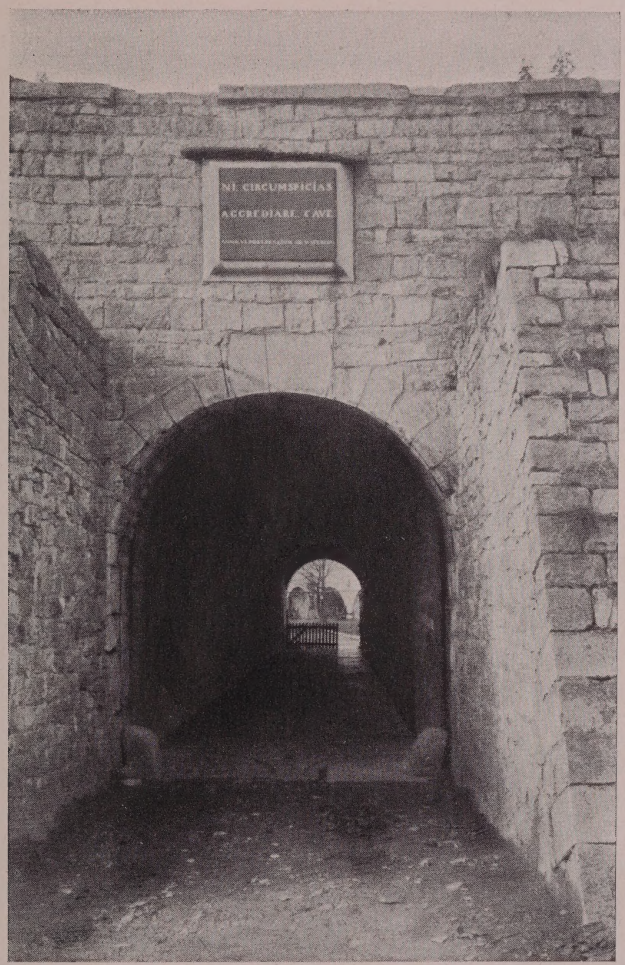
»Wer den Platz sah, wo einst die Stadt gewesen war, konnte sagen: cy fust Dinant«.

Der »sac de Dinant« erregte weit und breit das größte Aufsehen. Bänkelsänger zogen von Dorf zu Dorf, von Ort zu Ort und schilderten in ergreifenden Versen das Los des unglückseligen Gemeinwesens, das die Haltung seiner Bewohner so bitter büßen mußte. Trojas Fall stieg vor den Augen der Hörer auf, Jerusalems und Karthagos Schicksal.

Wie Lüttich, das gleichfalls die Empörung seiner Bürgerschaft mit der Vernichtung büßen mußte, stand auch Dinant aus den Trümmern wieder auf. Der jähe Tod Karls des Kühnen im Jahre 1477, der Zusammenbruch des burgundischen Staates waren für die Geschicke des Fürstbistums ein Vorteil. Es gewann seine Unabhängigkeit wieder. Doch ihre alte Blüte hat die Stadt der Schläger und Gießer niemals wieder erreicht. Zahlreiche Handwerker, die mit dem Leben davongekommen waren, wanderten aus und blieben in der Fremde, die sie gastlich aufnahm, in Flandern, in Frankreich und England. Auch in Namur ließen sich manche nieder, angelockt von den Vergünstigungen, welche der Herzog den Einwanderern verhieß. Zunächst kehrten die Stiftsherren von Notre-Dame zurück; mit Müh und Not wurden die Bouvigner dazu gebracht, die kostbaren Reliquien des hl. Perpetuus herauszugeben. Dreizehn Häuser durften um die Kirche gebaut werden, in jedem zwei Leute wohnen. Allmählich gesellten sich andere Bewohner dazu, alte, die der Sehnsucht nach der Heimat nicht widerstehen konnten, neue, die sich von der günstigen Lage der Ansiedlung viel versprachen. Bischof Ludwig von Bourbon ließ es sich angelegen sein, den Wiederaufbau zu fördern, der auch in seinem Interesse lag.

Im November 1477 erteilte er ein Marktprivileg, das Gäste herbeilocken sollte. Der Bau der Stiftskirche wurde in Angriff genommen, militärische und profane Bauten folgten. Im Jahre 1490 entstand die Zitadelle, ein mühseliges Werk bei der feindlichen Haltung der neidischen Nachbarn.

Noch vor Ausgang des Jahrhunderts suchten die Handwerker ihre Zünfte neu zu gestalten. Doch konnte sich das demokratische Element nicht mehr so durchsetzen wie früher. Die all-



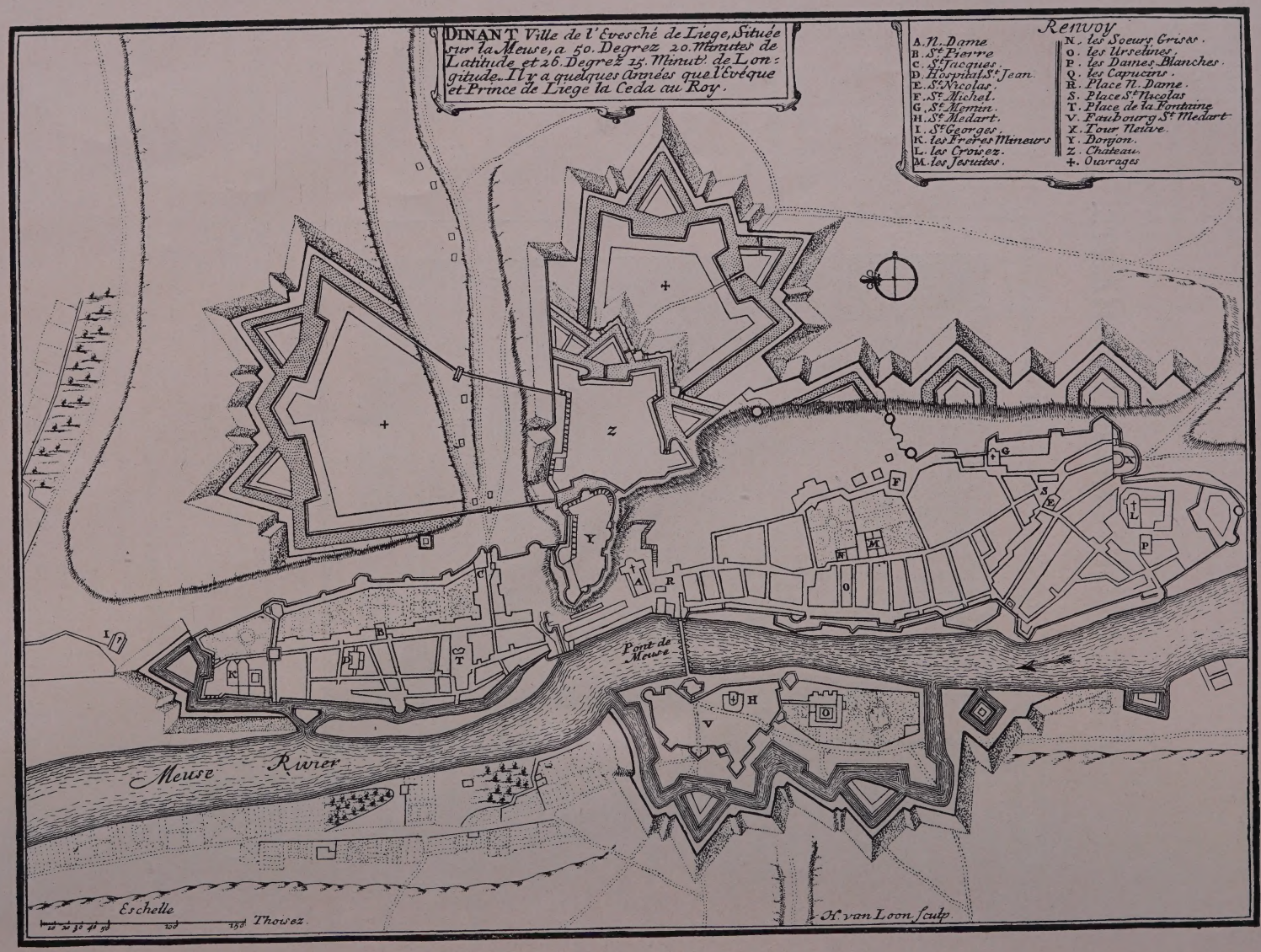
Eingangstor der Zitadelle.

gemeinen Verhältnisse hatten sich geändert: der Staat verdrängte die Gemeinde. Der Fürstbischof, nicht mehr als Lehnsherr, sondern als Vertreter des modernen Staatsgedankens, gewann manche Rechte zurück und wußte sich in der Verwaltung und Gerichtsbarkeit geschickt den maßgebenden Einfluß zu sichern. In den Rat drangen seine Beamten ein und wirkten in seinem Sinne. Eine kleine Gruppe von Notabeln bekam das Heft in die Hand. Auch die militärische Selbständigkeit ging der Stadt verloren. Der Landesherr stellte die Garnison auf der Feste, er unterhielt die Befestigungswerke. Bei einer neuen Verfassungsänderung im Jahre

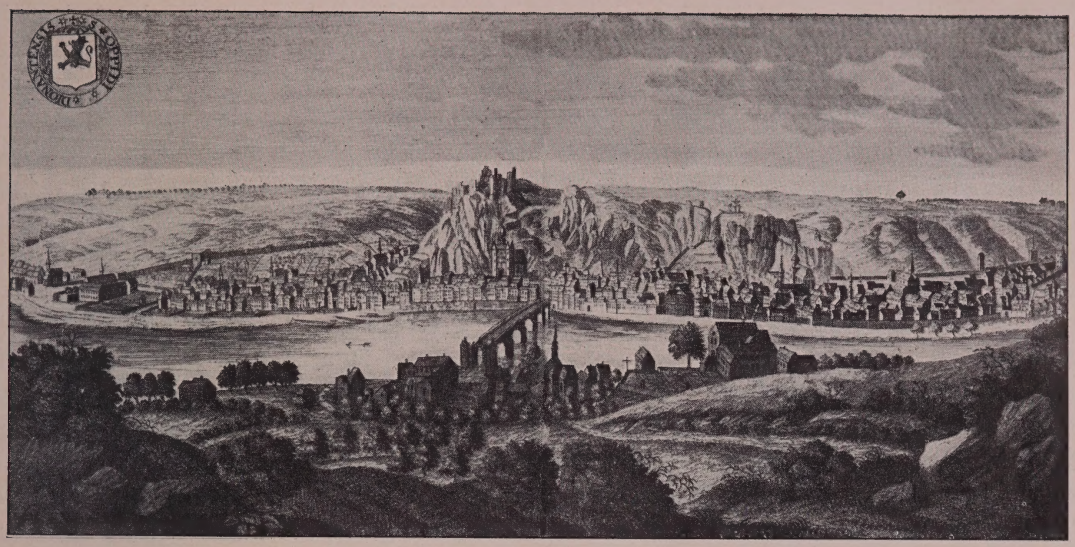
1688 wurden die drei Glieder durch drei Kammern zu je vierzehn Notabeln ersetzt, die nicht Handwerker sein durften; aus ihrer Mitte gingen neun Ratsmitglieder durch Wahl hervor. Bei den späteren Reformen im 18. Jahrhundert gab die juristische Bildung den Ausschlag, vor dem Advokaten mußte der Händler zurücktreten. Der Rat, im Grunde bloß noch Polizeiorgan, war ein schwacher Abglanz der früheren Vertretung der Bürgerschaft mit ihren mannigfachen wichtigen Befugnissen. Auch das Verfassungsleben der Maasstadt wies das eigentümliche Gepräge der Zeit des aufgeklärten Despotismus auf.

Nach dem Tode Karls des Kühnen wurde Dinant wieder und wieder in Kriegsnöte verwickelt: auch hier bedingte die Lage vielfach das Schicksal der Stadt. Zunächst ist es die Nähe des gewaltig um sich greifenden burgundischen Staates, die bestimmend einwirkt, dann ist es die weltgeschichtliche Auseinandersetzung der Häuser Habsburg und Valois. Die Niederlande werden zum Schauplatz der Kämpfe, an denen ganz Europa teilnimmt. Mag auch der Fürstbischof von Lüttich seine Neutralität bewahren wollen, sein Land wird doch häufig in den Strudel der Kämpfe gerissen. Dinants strategische Bedeutung entgeht keinem tüchtigen Feldherrn; die Zitadelle, das Bollwerk reizen die Eroberungslust.
Die Kriege, die Karl V. und Philipp II., dem bei der Erbteilung der habsburgischen Monarchie die Niederlande zufielen, gegen Heinrich II. von Frankreich führten, hatten auch für Dinant neues Unheil im Gefolge. Im Jahre 1554 wurde die Stadt, die der Fürstbischof ungenügend unterstützte, belagert, zur Ergebung gezwungen und geplündert. Hungersnöte und Pestseuchen steigerten das Elend. Im Jahre 1563 nahm der Eisgang die Maasbrücke mit dem Stadthaus sowie einen Teil des Bollwerkes mit sich.
Im 17. Jahrhundert zogen die Kriege Ludwigs XIV. gegen das Deutsche Reich Dinant in Mitleidenschaft. Im Jahre 1674 hatten die Kaiserlichen die Stadt besetzt, mußten aber Stadt und Feste vor dem französischen Könige räumen, der selbst ein Heer in die Niederlande führte. Dreiundzwanzig Jahre, von 1675 bis 1698, schalteten und walteten die Franzosen als Herren in der Stadt, die sie am liebsten nicht wieder herausgegeben hätten. Als sie endlich wieder fortzogen, nahmen sie an Geschützen und Munition mit, was sich nur mitnehmen ließ. Sie schleiften Festungsbauten, die sie auf Geheiß des Königs errichtet hatten, vergaßen dabei nur, neu aufzubauen, was sie vernichtet hatten. Sogar die beiden neuen Pfeiler, welche die Maasbrücke gebrauchsfähig machten, wurden wieder zerstört.
Jahrzehnte ersprießlicher Ruhe folgten, allmählich entstanden wieder die Bauten, die den Stolz der Bürger ausmachten, die Maasbrücke, die Mauern.
Von neuem ein Rückschlag, als die Französische Revolution ausbrach. Schatten düsterer Vergangenheit jagten über das geprüfte Land: wieder einmal Quartierlasten und Kontributionen, Brandschatzungen und Plünderungen, Gewalttaten ohne Ende. Die Sansculotten glaubten, sich alles herausnehmen zu können. Das Fürstbistum Lüttich verschwand von der Karte, Dinant teilte nunmehr das Schicksal der belgischen Lande. Keine Industriestadt mehr wie in jener Zeit, da das Gehämmer der Kupferschläger aus allen Gassen und Winkeln ertönte. Als behagliche Provinzstadt, die aus ihren Träumen versunkener Größe nur erwachte, wenn der Fremdenstrom in das Maastal eindrang, lebte Dinant hin.

ZUR BAUGESCHICHTE DINANTS.



Plan der Stadt und Festung Dinant im 17. Jahrhundert.



Dinant im 18. Jahrhundert. Kupferstich aus »Les Delices du Pays de Liége«.

DIE STÄDTEBAULICHE ENTWICKLUNG DINANTS IN DER VERGANGENHEIT.

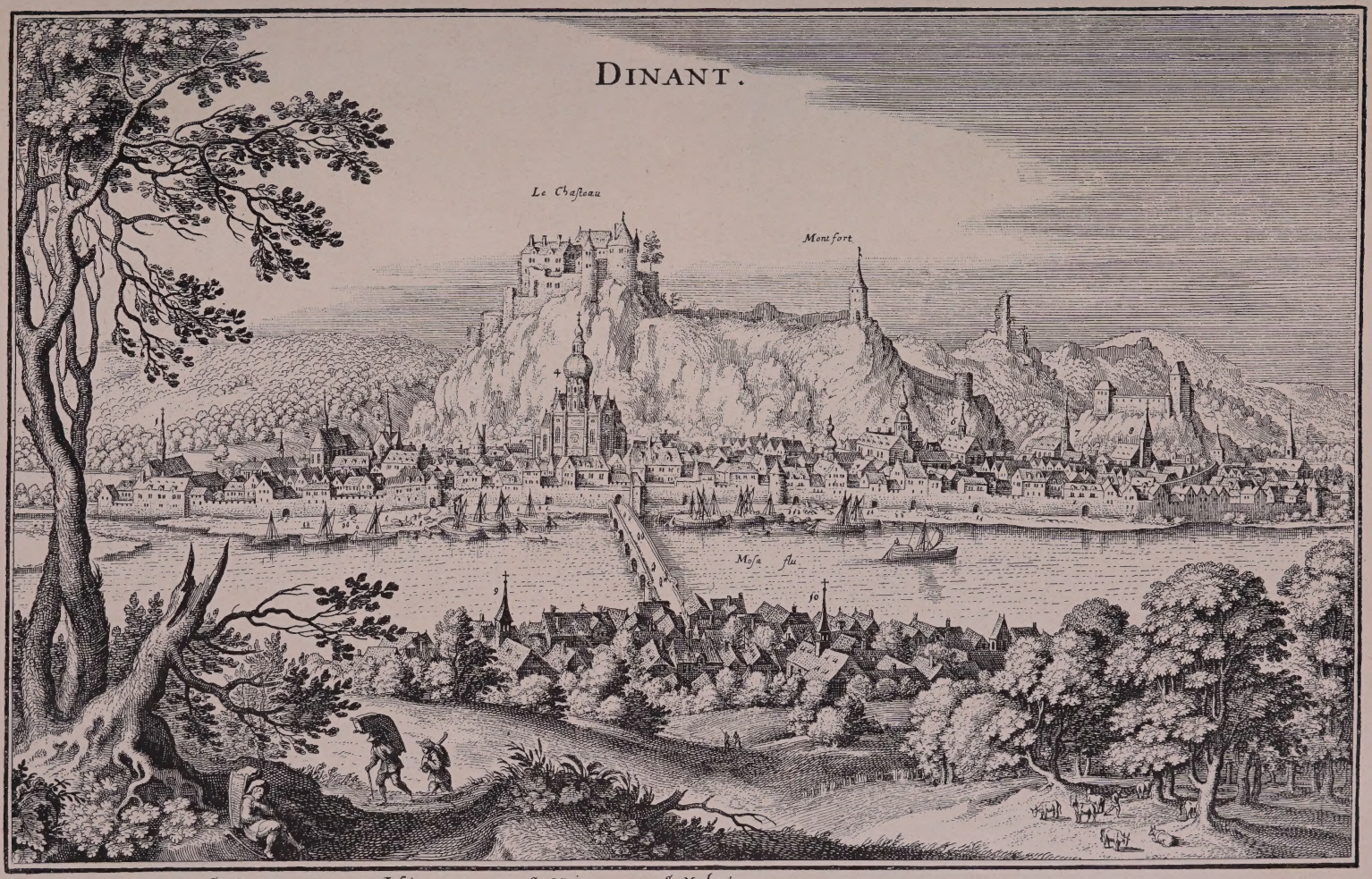
Von

Karl Heinrich.

Der natürliche Ausgangspunkt der städtebaulichen Entwicklung Dinants war schon in ihren ersten Zeiten die Stelle des heutigen Notre-Dame-Platzes, wo das Bestehen eines uralten Heiligtums am Fuße des Felsens Anlaß zu den ersten Siedelungen gab. Hier fanden auch die drei von Osten kommenden Verkehrsstraßen ihre Fortsetzung jenseits des Stromes durch eine Talfalte nach dem Westen und bezeichneten damit die günstigste Stelle für den Flußübergang. Von dieser Stelle wuchs die Stadt über den verfügbaren Raum in ihrer durch die Geländeverhältnisse bedingten Eigenart hin.

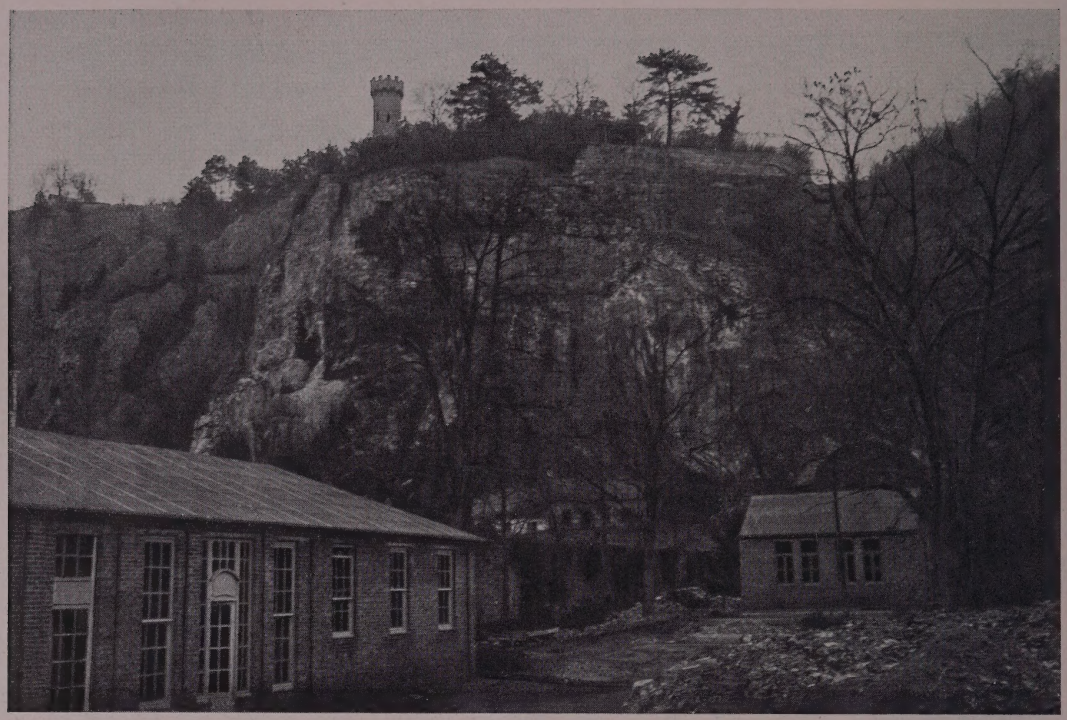
Während die Entwicklung der meisten historisch gewordenen Städte sich in der Weise vollzog, daß sie sich von dem durch die Kreuzung der Hauptstraßen gegebenen Platz als Stadtkern wie ein Koordinatensystem nach allen Seiten ausdehnen, war ein solcher Aufbau für Dinant von vornherein ausgeschlossen; denn der Höhenrand auf der einen Seite und der Strom auf der anderen ließen nur einen schmalen für die Bebauung geeigneten Raum frei, so daß die Stadt, eingezwängt zwischen diesen beiden genannten Hindernissen, eine Längensiedelung bildet, welche sich zu beiden Seiten der in Nord-Südrichtung verlaufenden Hauptstraße hinzieht. Dieser

Uferstreifen ist wieder in zwei klar voneinander getrennte Flächen geteilt, die durch den bis auf kaum 50 m von der Wasserkante steil aufsteigenden Festungsfelsen geschieden werden. Von diesen beiden Flächen gewinnt die nördliche bald eine größte Breite von nur etwa 150 m, darüber steigt der Höhenrand so steil an, daß er eine planmäßige Bebauung ausschloß.
Die Längenausdehnung dieses Uferstreifens wird erst soweit im Norden durch eine an den Fluß herantretende Felsenschranke abgeschlossen, daß die Ausnützung für die Stadt in nördlicher Richtung als unbeschränkt gelten kann. Die südliche Baufläche erreicht eine größte Breite von etwa 250 m und findet nach einer Längenausdehnung von etwa 1200 m wieder durch die unmittelbar an den Fluß reichenden Höhenränder ihr Ende.
Dieser südliche oder obere Stadtbauplatz war bis ins Mittelalter in seinem Zusammenhang dadurch unterbrochen, daß die Maas hier eine Insel bildete. Ein schmaler Arm trennte sich in der Nähe der südlichen Flußbettverengung von ihr los und fand erst etwa 400 m oberhalb des Zitadellenfelsens (in der Gegend des heutigen Maasplatzes) seine Wiedervereinigung mit dem Hauptrinnsal des Stromes. Trotz dieser Verkleinerung durch die Inselbildung erschien das südliche Baugelände viel verlockender für die erste Anlage der Stadt. In großer Steilheit fällt hier der Berg zu Tal, umschließt es in Mondsichelform und gibt ihm eine für die Verteidigung außerordentlich vorteilhafte Lage; angeschmiegt an die steilen Bergeswände und gut geborgen gegen angreifende Feinde bieten sich hier auch die besten schönheitlichen Vorzüge, die sicher bei den Alten nicht in letzter Linie maßgebend waren für eine Stadtanlage. Und so sehen wir denn auch die früheste Stadt in diesem Teile exzentrisch zu ihrem natürlichen Verkehrsmittelpunkt erstehen und sich mit Mauern umgürten (vgl. den Plan S. 61).
Alte Stiche (Abb. S. 9, 37) zeigen uns in hübscher, wenn auch perspektivisch nicht einwandfreier Zeichnung das Aussehen und die Ausdehnung der Stadt, die sie etwa bis ins 18. Jahrhundert hinein bewahrt haben mag. Im Norden lehnte sich die Stadtmauer an der Stelle der größten Talenge an den Zitadellenberg an. Das Tor Chapon, mit starkem Turm bewehrt, vermittelte und schützte hier den nördlichen Stadteingang. Der Abschluß gegen Süden ging in dieser Zeit vom heutigen Maasplatz aus beim Einfluß des erwähnten Maasarmes in rechtem Winkel gegen den Bergeshang zu. Die Rue des Fossés, »deren Name alles Unglück der Stadt überdauert hat« (Siderius), gibt uns heute noch die Richtung dieser frühesten Stadtbegrenzung gegen Süden zu an. Der Stadtgraben wurde hier gespeist durch das Wasser des Maasarmes.
Ihr östliches Ende fand die südliche Stadtbegrenzung im Anschluß an eine mächtige Felskanzel, die auffällig aus dem Bergabhange heraustritt und deren Plateau, in halber Höhe des Hanges gelegen, heute der schönste Punkt der weithin berühmten Gärten von »Montfat« ist (Abb. S. 38). Von dieser Felsenkanzel aus, die immer schon eine starke Befestigung trug und gewissermaßen als zweite Zitadelle zum Waffenplatz der Bürgerschaft ausgebaut war, kletterte die Stadtmauer, oft durch Felsbildungen ersetzt, auf den Rand des Plateaus hinauf, wendet sich dort nach Norden, um schließlich ihr Ende im Anschluß an die starken Werke der malerischen Burg zu finden, die damals auf dem Zitadellenberge thronte.
Die Wichtigkeit des Maasüberganges und der Umstand, daß Dinant im steten Wechsel der Machtbereiche seiner Landesherren doch immer Grenzfestung blieb und als solche fortgesetzt feindlichen Angriffen ausgesetzt war, erforderten natürlich auch eine Befestigung des jenseitigen Brückenkopfes, die den vom Hauptteil isolierten Stadtteil St. Medard mit einem Mauergürtel und drei Toren umschloß (Plan S. 4, 61).
Das rasche Emporblühen Dinants als Handels- und Industriestadt von großer Bedeutung verursachte einen starken Bevölkerungszuzug, so daß der eben beschriebene Mauerring bald zu



1 Frere mineur. 3. S. Iacque. 5. Ieſuit. 7. S. Mainge. 9. S. Medart.
2. S. Pierre. 4. Noſtre Dame. 6. S. Vincent. 8. S. Nicola. 10. Capucin

Dinant im 17. Jahrhundert. Kupferstich.

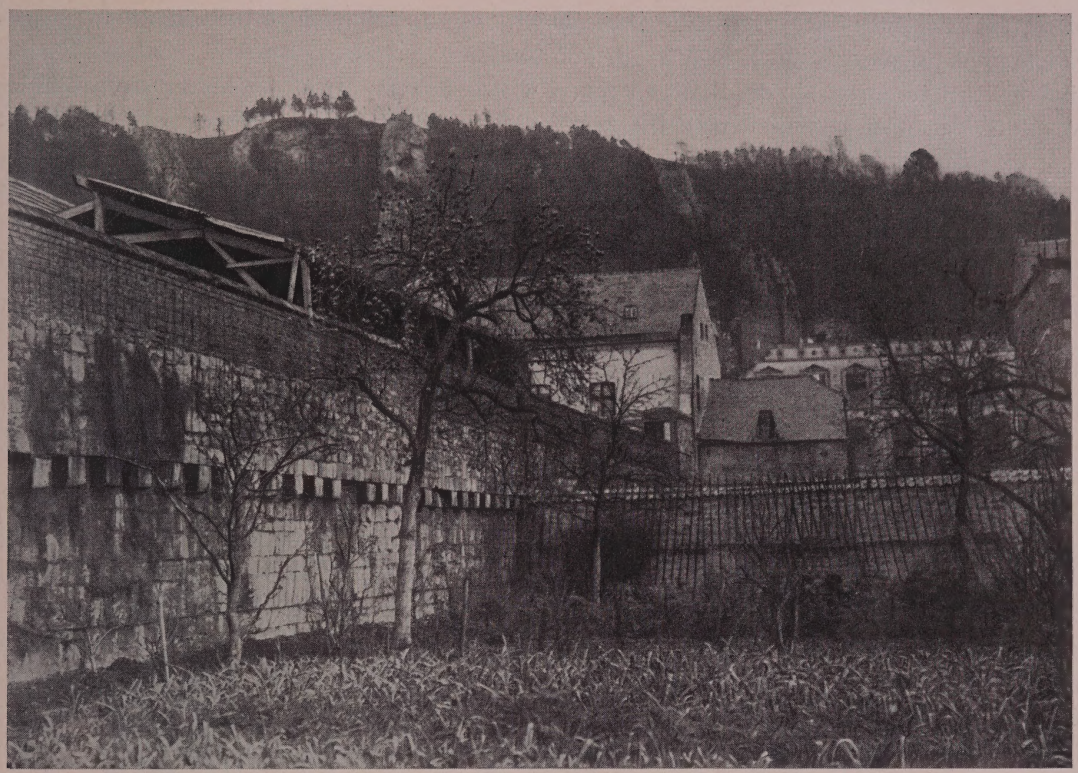


Die Felsenkanzel der alten Bürgerzitadelle.

klein wurde. Etwa um 1300 schon wird der zwischen der südlichen Stadtmauer und dem Maasarm noch freie Raum überbaut worden sein. Die neue Stadtmauer lief am nördlichen Ufer des Maasarmes entlang; heute noch ist ein beträchtliches Stück dieser Mauer zwischen den beiden Straßen Rue des trois Escabelles und Rue des Fossés erhalten (Abb. S. 39). Dort wo der Maasarm sich am meisten dem Berge näherte und wo schon von alters her ein steiler Bergweg nach der Ortschaft Herbuchenne hinaufführt, befand sich das Tor St. Martin (Abb. S. 17, 41, 42). Drei kleinere Tore unterbrachen außerdem diesen Mauerteil und vermittelten den Ausgang zur Maas und zur Insel. An eine der beiden Brücken, die über den Maasarm führten, erinnert heute noch der Name »Rue du pont en Ile«.

Nicht viel später als 1350 dürfte die Stadt ziemlich gleichzeitig im Süden über die Insel und im Norden über den Uferstreifen, von dem eingangs schon die Rede war, in einer Längenerstreckung von 350 m über das Tor Chapon sich erweitert haben; dazu kam damals noch eine kurze Reihenbebauung der Lütticher Landstraße (vgl. den Plan S. 61).

Mit dieser Begrenzung hat die Stadt die größte Ausdehnung erreicht, die sie jemals innerhalb eines Mauergürtels annahm. Auf jeden Fall finden wir in der Mitte des 15. Jahrhunderts zur Zeit der höchsten Blüte Dinants diesen Raum schon vollständig ausgebaut. Damals soll die Einwohnerzahl der Stadt nicht weniger als 60000 betragen haben. Mag diese Zahl bei der Unzulänglichkeit, die mittelalterliche Bevölkerungsziffern gewöhnlich aufweisen, auch etwas übertrieben erscheinen, so beweist sie doch zum mindesten die Wichtigkeit und die enge Bebauung der damaligen Stadt.



Die Stadtmauer am ehemaligen Museum. Abschluß gegen das Inselviertel.

In diese Zeit der höchsten Blüte fiel auch die Zerstörung im Jahre 1466, der berüchtigte »sac de Dinant« durch Karl den Kühnen von Burgund. Nach dem Willen ihres Zerstörers wurde damals die Stadt dem Erdboden völlig gleichgemacht. Nichts blieb mehr übrig von ihren stolzen Verteidigungswerken, den zwölf Pfarrkirchen und vielen Klöstern, den großen Spitälern, den reichen Bürgerhäusern. Die Kirche Notre-Dame allein ragte, obwohl auch eine Ruine, doch wenigstens in ihren Umfassungsmauern einigermaßen geschont, aus den Schuttmassen empor. Aber nur wenige Jahre blieb die Stadt in ihren Trümmern liegen. Als Karl der Kühne gestorben war, kehrten die Dinanter zurück und machten sich mit Eifer an den Wiederaufbau ihrer Wohnstätten; die Stiftsherren von Notre-Dame hatten schon vorher begonnen, ihr Gotteshaus wieder aufzurichten. Wenige Jahrzehnte bedurfte es nur, und wir sehen das neue Dinant im alten Glanze wieder erstanden. Alle Kirchen, Klöster und Spitäler ragten bald an ihren alten Plätzen empor und wurden im Laufe der Zeit durch neue vermehrt. Wenn auch die Stadt ihre frühere Bedeutung als Handels- und Industrieort nicht wieder erreichte, sondern ihr Ruhm, den sie ehedem genoß, allmählich verblaßte, so blieb doch ihr Aussehen als Städtebild durch mehrere Jahrhunderte hindurch bewahrt und gab Zeugnis von ihrem einstigen Glanz.

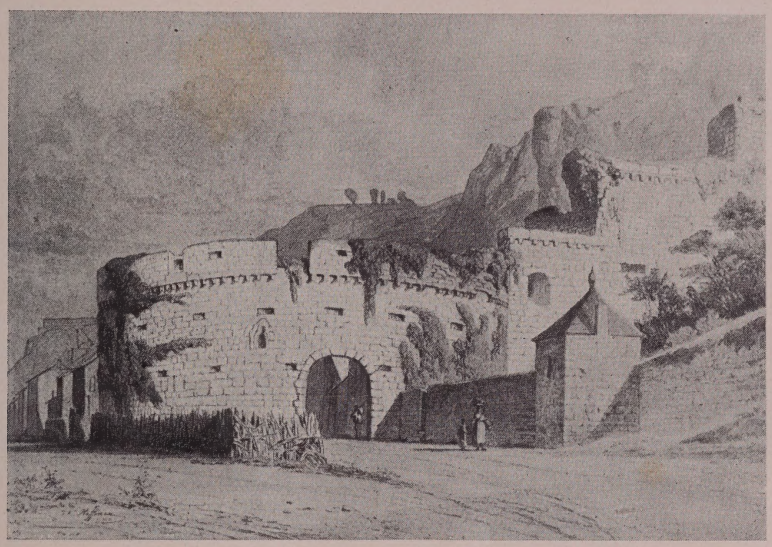
Aus der Zeit nach 1466 sind mehrere alte Stiche, welche die Stadt und einzelne ihrer Teile darstellen, auf uns gekommen; außerdem besitzen wir zeitgenössische Schilderungen ihres Aussehens von Duplesse l'Escuyer aus dem Jahre 1650 und vor allem von Saumery aus dem Jahre 1740 in seinem vorzüglichen Werke »Délices du Pais de Liège«. Ferner hat im Jahre 1859 Siderius

in seinem packenden Werke »Dinant et ses environs« aus zahlreichem Urkundenmaterial eine Beschreibung der Stadt am Ende des 17. Jahrhunderts geschaffen. Zu dem folgenden Versuch ein möglichst getreues Bild der Stadt zu geben, wie es sich von etwa 1500 bis zur Französischen Revolution ziemlich unverändert erhielt, bilden die genannten Quellen die Grundlagen. Außerdem vermögen zahlreiche Angaben, die sich da und dort zerstreut in dem Urkundenmaterial der Stadt vorfinden, und Folgerungen, die sich aus dem gegenwärtigen ruinenhaften Zustand ergeben, einzelne Lücken zu schließen, die die vorgenannten Schriftsteller offen ließen.

Naturgemäß spielten im Stadtbilde des alten Dinants die Befestigungswerke eine große Rolle (Abb. S. 9). Abgesehen von der trutzigen Burg, die natürlich in erster Linie ehedem, wie heute, den Blick bannte, fielen die eigentlichen Stadtmauern um so mehr in die Augen, als sie sich, nur durch einen äußerst schmalen Uferstreifen von der Maas getrennt, oft sogar direkt aus dem Wasser aufragend, langhin zu beiden Seiten der Brücke erstreckten (Abb. S. 35, 37, 45). Acht Tore und zahlreiche Verteidigungstürme schmückten sie dem Ufer entlang. Von der Brücke aus aufwärts begegnete man zuerst dem Salmier-Tor (Titel-Tafel), nach einem alten Bürgermeister benannt. Es wurde nach Ausweis seiner Inschrift (Abb. S. 23) im Jahre 1637 eröffnet und war durch einen massigen Rundturm gekennzeichnet, dessen Erdgeschoß auch das jüngste schwere Schicksal der Stadt vom Jahre 1914 überdauert hat (Abb. S. 203). Sicher befand sich aber schon vor dem sac de Dinant an dieser Stelle ein Tor, das damals auf beiden Seiten von je einem Turm flankiert war, von dem Aussehen des später allein wieder aufgebauten. In kurzer Entfernung nach Süden, an der heutigen Ecke der Rue du Collège befand sich ein breit fundierter, viereckiger Turm, aus dessen Dach zwei Glockentürmchen anmutig emporragten. Weiterhin am Ende der Rue des Fossés war ein hervorragend starker Stützpunkt angelegt worden. Er bestand aus einer mächtigen Bastion, die in drei Terrassen sich aufbauend von einem stattlichen Turme überragt wurde. Neben diesem Werke überspannte die Mauer die vergitterte Mündung des Maasarmes in das Hauptflußbett, um hierauf einen Vorsprung gegen die Maas zu bilden, der heute noch durch eine auffallend weit gegen den Fluß vorgeschobene Brauerei erkenntlich ist. In weiterem Zuge gegen Süden umgürtete die Mauer das Gebiet der Maasinsel. An deren Südspitze folgte sie in rückwärts verlaufendem Bogen dem Maasarm bis zu der Stelle, wo die Insel am breitesten ist und gegen Westen zu der felsige Berg unmittelbar und steil vom Ufer emporragte (Abb. S. 42). Diese Stelle, an der sich der Zugang der beiden außerordentlich wichtigen, einige Kilometer oberhalb der Stadt sich vereinigenden Heeresstraßen aus dem Ardennengebiet und aus Frankreich befand, erforderte aus diesem Grunde eine hervorragend starke Verteidigungsanlage, die denn auch unter geschicktester Ausnützung der Geländevorteile so ausgeführt wurde, daß sie als Schulbeispiel einer mittelalterlichen Befestigungsanlage gelten konnte.

In der Form eines Halbkreises, dessen Durchmesser 35 m betrug, stand hier eine riesige Redoute, in drei zur Verteidigung eingerichteten Stockwerken sich türmend (Abb. S. 17, 41). Der Durchmesser der äußeren Ringmauer betrug 2,80 m. Ein Tor mit gewölbtem Abschluß, St. Martin genannt, durchbrach die Mitte des Bogens. Zwei Verteidigungsmauern gingen von der östlichen Seite dieser Redoute aus; die eine, im Verhältnis zum wuchtigen Mauerwerk des Tores niedrig und nicht allzu stark gehalten, setzte beim Torbogen an und folgte der schon erwähnten, nach dem Dorfe Herbuchenne emporführenden Straße. Mehrere Türme waren in ihrem Zuge eingebaut; an ihrem obersten Ende beherrschte ein Fort nach der einen Seite die Schlucht von Herbuchenne, nach der anderen das Maastal. Die andere Mauer, welche am östlichen Ende des Halbkreises ansetzte, paßte sich in Höhe und Stärke der Redoute vollkommen an; in zwei Absätzen

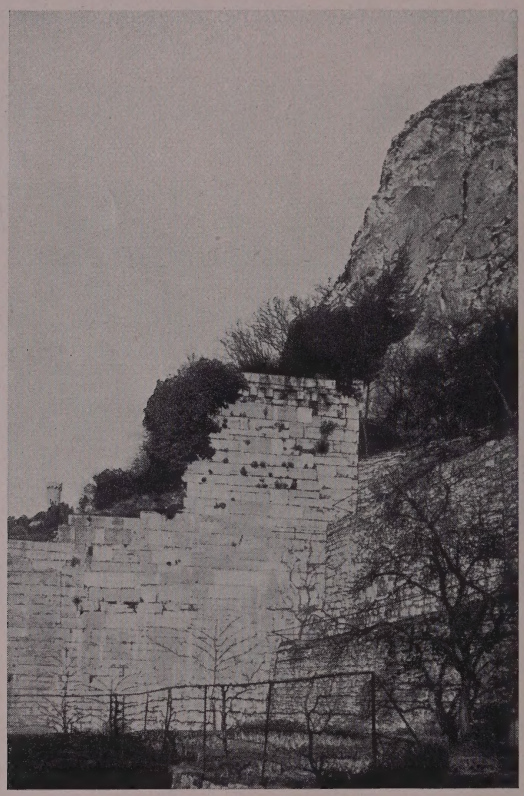
stieg sie steil am Fuße des Hanges empor. Alsbald fand sie ihre natürliche Fortsetzung in einem Felsengrat, der als gewaltige Mauer aus der Bergseite herausgewachsen ist, eine Merkwürdigkeit der Natur, die unser Staunen und unser Entzücken in gleichem Maße hervorruft und zu jenen Launen der weltenschöpfenden Kräfte zu zählen ist, die sich in dieser geologisch so hochinteressanten Gegend ziemlich häufig finden und in dem berühmten Roche de Bayard ihren sprechendsten Ausdruck gefunden haben. In halber Höhe des Abhanges findet sich eine erkerartige Ausbuchtung und Verbreiterung, die als Fundament eines wuchtigen viereckigen Turmes willkommen war und zu dessen Anlage geradezu herausforderte. Von ihm aus setzt sich die natürliche Felsenmauer, teilweise wieder ergänzt durch Menschenhand, fort bis hinauf



Das Martinstor am Südausgang der Stadt mit den anschließenden Befestigungsanlagen. Lithographie des 19. Jahrhunderts.

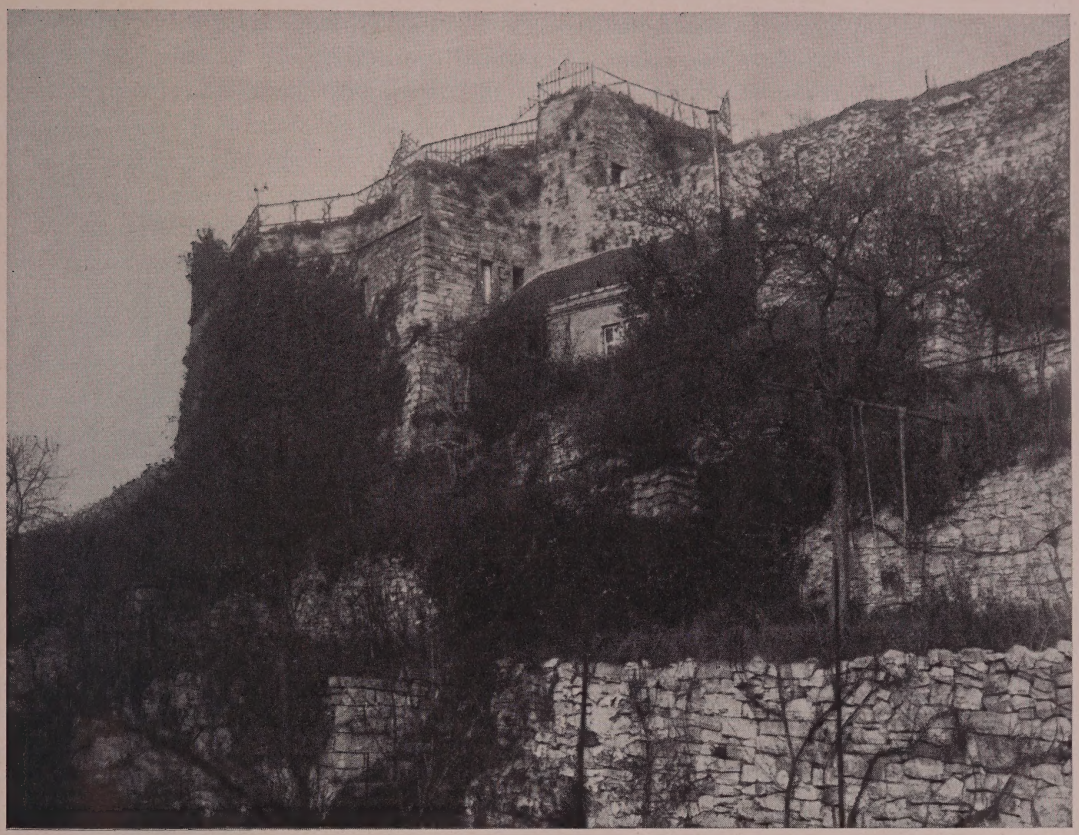
zum Kamm der Maashöhe, wo wieder ein imposanter Verteidigungsturm stand, der an Mächtigkeit jenen in der Mitte des Hanges und jenen an der Schlucht von Herbuchenne noch übertraf. Eine Mauer, am Höhenrand gegen Süden entlang führend, verband diesen Turm mit jenen an der Schlucht von Herbuchenne, so daß außerhalb der eigentlichen Stadtmauer eine zweite geschlossene Verteidigungslinie vorhanden war. Diese mächtige Anlage konnte für die damalige Zeit als uneinnehmbar gelten. Tatsächlich hat es auch keiner der zahlreichen Angriffe, denen Dinant im Verlaufe seiner Geschichte ausgesetzt war, unternommen, die Stadt von dieser Seite aus anzugreifen, obwohl sie die nächste war, welche sich ihren mächtigen burgundischen und französischen Feinden auf deren Anmarschstraße bot. Aber nicht nur vom Gesichtspunkte der Stadtbefestigung, sondern auch von dem ihrer schönheitlichen Wirkung im Stadtbilde verdient diese Tor- und Maueranlage eine Würdigung. Von dem westlichen Maasufer aus, der Hauptschauseite der Stadt, erschienen die Türme und die Mauern auf dem Kamme und in halber Höhe des Hanges wie starke Burgen in malerischer gegenseitiger Gruppierung, der mächtigen Zitadelle zwar bei weitem untergeordnet, die Stadt aber doch stolz und trutzig überragend. Mag auch die Darstellung, welche uns das Bild aus dem Jahre 1645 zeigt, die tatsächliche malerische Wirkung unter Ausnützung der künstlerischen Freiheit und Phantasie etwas

übertreiben, so blieb diese zweifellos nur wenig dahinter zurück, besonders wenn man sich die kontrastierenden Farben der Landschaft, die der Darstellung abgehen, vergegenwärtigt. (Abb. S. 9, vgl. Abb. S. 37.) Gegen Norden zu verlief die Mauer am Rande des Plateaus entlang und fand dann nach etwa 200 m ihre Fortsetzung in der bereits oben beschriebenen älteren Stadtbefestigung, die von der ehemaligen Bürgerzitadelle heraufkam.
Von der Burg aus, deren Aussehen in früherer Zeit wir in einem späteren Abschnitt als zusammenfassende Geschichte ihres baulichen Werdens, Vergehens und Wiedererstehens bringen



Die Reste des Martinstores und der anschließenden Stadtmauer.

wollen, setzte sich die Stadtmauer nach Norden fort, um die Stadtteile an der Lütticher Straße und die gesamte untere Stadt zu umschließen. Sie senkte sich zunächst in ihrem Verlaufe in die Schlucht der Lütticher Hauptstraße hinab, wo das Jakobstor die Ausfallspforte bildete. Heute noch zeugen die mächtigen Stützmauern zu beiden Seiten der Straße und aus riesigen Quadern gefügte Reste der Torflanken von der äußersten Sorgfalt, die man auf die Verteidigung der Stadt an diesem von Natur aus weniger geschützten Stadteingang verwandte.
Jenseits der Straße zog sich die Stadtmauer gegen das weniger steile nördliche Plateau bis auf dessen halbe Höhe hinan. Wir finden hier überall die deutlichen Reste ihres ehemaligen Bestandes; wir sehen, daß sich eine starke Bastion zweifellos schon unweit des Jakobstores dort befand, wo die Mauer ihre größte Höhenlage erreicht hat und nunmehr in halber Höhe des Hanges hinzieht. Von hier aus ist der weitere Verlauf der Mauer heute noch in den Funda-



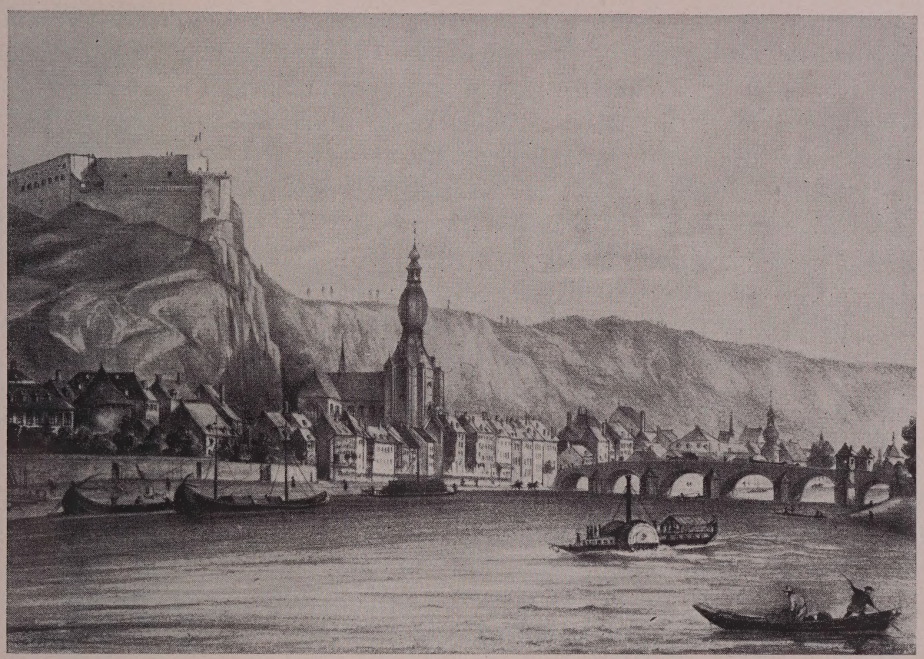
Die Maximiliansbastion im Norden der Stadt (gegen Leffe).

menten verhältnismäßig gut erhalten; ein Entlanggehen auf der infolge ihrer Breite ziemlich gut gangbaren Krone der verfallenen Mauer ist nicht nur wegen der Erinnerungen an längst vergangene Zeiten, die dadurch ausgelöst werden, sondern auch wegen der mannigfachen Stimmungsbilder, die sich hier bieten, sehr genußreich. Wir weiden uns an der Aussicht auf die gegenüberliegenden Höhen, auf das nahe Bouvignes mit dem Crève-Coeur, auf die breite Maas und die uns zu Füßen liegende Stadt. Besonderes Entzücken verursachen die lieblichen Terrassengärten, die, geschmückt mit Blumenbeeten und Obstbäumen, heraufsteigen von den rückwärtigen Seiten der Häuser bis an den inneren Fuß der Stadtmauer. Von Efeu umwoben ist deren altes Gemäuer und die ehrwürdigen Reste ihrer Bastionen und Wachttürme. Sieben oder acht solcher Türme waren hier in den Verlauf der Mauer in kurzen Abständen eingefügt, bald mehr, bald weniger gut erhalten. Die unteren Gelasse, von den Gärten aus zugänglich, dienen jetzt als Remisen für Gartengeräte, als Keller und Vorratsräume. Das letzte und mächtigste, in seinem früheren Bestande noch gut erhaltene Verteidigungswerk ist hier der Maximiliansturm (Abb. S. 43). Die Erinnerung an seinen einstigen bedeutenden Zweck, ja selbst sein Name ist aus den Überlieferungen und Erinnerungen der Volksseele geschwunden; nicht einmal die Sage, die bei uns im deutschen Vaterlande an solche alte Bauwerke bald anmutsvoll, bald schaurig anknüpft, hat ihn mit geheimnisvollen, aus Wahrheit und Dichtung gewobenen Fäden zu umspinnen vermocht. Ein Zeichen des bemerkenswerten Unterschiedes im poetischen und

phantastischen Empfinden zwischen deutscher und wallonischer Gemütsart, dem wir nicht nur hier, sondern auch anderwärts so häufig begegnen! Im Bewußtsein der günstigen Angriffsaussichten, die gerade diese Stadtseite bot, hatten die Altvorderen hier diese mächtige Schanze errichtet. Trotzdem haben aber fast alle feindlichen Angriffe an dieser nördlichen Stadtseite angesetzt und haben, trotz der Stärke der hier befindlichen Verteidigungswerke, sehr häufig den Feind zum Ziele geführt. In der Form eines Fünfeckes springt dieser Turm über die Mauerflucht vor. Von seinem unteren Geschosse ausgehend führte ein gewölbter Gang ins Tal hinab zu dem nahen nördlichen Stadttor; der Ansatz hierzu ist in einer Länge von etwa 6 m noch erhalten. In dem starken Mauerkern ist eine steile finstere Treppe ausgespart, die zu seiner einstigen, jetzt verschwundenen Zinnenkrone hinaufführt. Die breite Krone der Mauer ist heute mit Zwergobstbäumen bepflanzt und am inneren Mauerfuße des Fünfeckes ist ein anmutiges Gärtchen angelegt. Ein an die Ecke zwischen Turm und Mauer angeklebtes altes Wachthäuschen diente dem Besitzer als bescheidene Behausung. Nicht ohne ein Gefühl, gemischt aus Freude über das Erhaltene und aus Wehmut über das viele Zerstörte, verläßt man diesen Zeugen einer großen Vergangenheit Dinants.

Von diesem Turm ab senkte sich die Mauer in schrägem Ablauf zu Tal; nur ein kurzes Stück ist von ihr noch erhalten. Die Anlage der Gasfabrik am Abhange und öffentlicher Gebäude im Tale selbst haben zum spurlosen Verschwinden der weiter folgenden Verteidigungswerke geführt. Vor allem war hier das Andreastor bemerkenswert, das sich über den Nordausgang der Stadt spannte und von zwei Türmen flankiert war. Auch dieses war aus dem schon angeführten Grunde der von Natur aus hier schwachen Stelle der Stadt ein mächtiges Bollwerk. Es nahm einen großen Teil der Nordseite der Stadt, die ja zwischen dem hier mäßig ansteigenden Hang und dem Fluß nur etwa 50 m mißt, ein. Die Vorstadt Leffe, die unmittelbar vor dem ehemaligen Andreastor beginnt, war mit einem selbständigen Mauernkranz umgeben. Ihr stärkstes Tor war jenes gegen Norden, den »11000 Jungfrauen« geweiht. Vom Andreastor ab zog sich die Mauer wieder knapp dem Ufer entlang, mehrfach dreieckige Vorsprünge bildend und mit Türmen bewehrt. Hier befand sich das Tor Heralle und ein weiteres Tor in der Nähe des Turmes Chapon, mit dem Schuldturm der Stadt. Das Tor Chapon selbst blieb auch nach der Stadtvergrößerung vom 14. Jahrhundert noch lange Zeit erhalten, und heute noch seheu wir als bescheidenen Rest seines Bestandes ein altes Gewölbe, welches an den Zitadellenfelsen angebaut und teilweise aus ihm herausgearbeitet ist. Ein eigentliches Brückentor auf der Seite der Stadt scheint im späten Mittelalter nicht mehr vorhanden gewesen zu sein, wenigstens finden wir nur auf den älteren Darstellungen ein solches eingezeichnet. Der Maasübergang selbst hat ein bewegtes Schicksal hinter sich. Erstmalig wurde im Jahre 1080 eine steinerne Brücke errichtet, nachdem bis dahin nur eine Fähre bestanden hatte, die der Benediktiner-Abtei von Waulsort tributpflichtig war. Diese Brücke wurde im Jahre 1175 durch ein gewaltiges Hochwasser zerstört. Erst 1360 wurde sie durch Wilhelm I., Grafen von Namur, wieder hergestellt. Auf ihre Ausgestaltung wurde sowohl in fortifikatorischer als auch in schönheitlicher Hinsicht die äußerste Sorgfalt verwendet. Gegen die eigentliche Stadt zu war sie durch einen Torbogen abgeschlossen, der sich in die am Strome entlangführende Stadtmauer einfügte; fünf hohe Bogen wölbten sich, auf schmächtigen Pfeilern ruhend, über den Fluß; als 6. Joch stellte eine Zugbrücke die Verbindung mit dem jenseitigen Ufer her. Die Brücke war herüben und drüben bewehrt durch je zwei Türme, die nicht nur ihren Verteidigungswert bedeutend erhöhten, sondern auch zu ihrer Schönheit wesentlich beitrugen. Die hervorragendste Brückenzierde aber bildete das in ihrer Mitte errichtete Stadthaus. Es hatte die Form eines breiten Turmes mit zwei Stock-

werken, den oberen Abschluß bildete eine Plattform mit Geländer, auf welchem ein Posten ständig Auslug hielt. Im Westen und Osten wehten mächtige Flaggen, mit den Farben und dem Wappen der Stadt geschmückt. Im sac de Dinant wurde diese Brücke zum größten Teil zerstört. Die Dinanter errichteten sie wieder in den Jahren 1493—1501 in der alten Gestalt. Ein mächtiger Eisgang im Jahre 1573 bereitete auch dieser Brücke ein vorzeitiges Ende; auch ein großer Teil der Stadtbefestigungen, vor allem der Turm Chapon und die Schutzwehren der unteren Stadt, sowie eine große Zahl von Privatgebäuden fielen diesem Naturereignis zum



Bebauung unterhalb der Brücke. Lithographie des 19. Jahrhunderts.

Opfer. Nur zwei halbzerstörte Pfeiler, auf denen eine kleine Kapelle stand, überlebten als kümmerliche Reste dieses Unglück der Stadt. Die damalige mißliche Finanzlage und eine Hungersnot erschwerten und verlangsamten die Herstellung einer neuen Brücke. Der Verkauf von Grundstücken sowie die Einführung einer Biersteuer verschafften der Stadt endlich die Mittel, um wenigstens eine hölzerne Brücke herstellen zu können. Im Jahre 1661 begannen die Dinanter den Neubau einer steinernen Brücke. Die Arbeiten gingen sehr langsam vor sich; 1664 standen erst drei Pfeiler; dann stockte der Bau überhaupt; erst im Jahre 1681, als inzwischen die Franzosen die Stadt in Besitz genommen hatten, wurden auf Befehl Ludwigs XIV. die noch fehlenden zwei Pfeiler hergestellt, die aber von den Franzosen, als sie infolge des Friedens von Rijswick zur Räumung der Stadt gezwungen waren, planmäßig wieder niedergelegt wurden; diese trugen damals überhaupt alles, was sie an Befestigungen und Bauten während ihrer Besatzung Dinants vom Jahre 1675—1697 nach modernen Gesichtspunkten geschaffen hatten, in aller Ruhe wieder ab und räumten die Stadt erst dann, als sie dies gründlich besorgt hatten. So sehr auch die Dinanter dagegen protestierten, ließen sich die Franzosen in ihrer von Ärger und politischen Absichten diktierten Handlungsweise nicht stören, indem

sie sich darauf beriefen, daß der Friede von Rijswick ihnen zur Pflicht mache, die Stadt in ihrem alten Zustand wieder an den Bischof von Lüttich zurückzugeben. Sie zogen daraus aber nicht die weitere Konsequenz, daß sie dann doch wenigstens die alten Befestigungswerke Dinants, die sie beseitigt hatten, um die neuen herstellen zu können, wieder hätten schaffen müssen. Auch darum, daß sie die Verteidigungswerke mit dem Gelde der Dinanter errichtet hatten, kümmerten sie sich nicht und zogen beutebeladen zu Schiffe gegen Mezières ab. Namentlich die Glocken der Notre-Dame-Kirche fanden damals auch ihren Weg nach Frankreich.
Nach dem Abzuge der Franzosen machten sich die Dinanter sofort an den Wiederaufbau der Brücke und stellten noch im Jahre 1698 einen der beiden fehlenden Pfeiler fertig; aber der Eifer erlahmte bald, besonders als eine furchtbare Überschwemmung große Verwüstungen angerichtet hatte. Erst 1717 wurde die Brücke fertig. In fünf Bogen und einem Zugbrückenfeld, wie ehedem, jedoch ohne das Stadthaus, spannte sich die neue Brücke, auf starken Pfeilern ruhend, über den Strom. Sie galt lange Zeit als eine der schönsten Maasbrücken überhaupt. Ihre prächtige Wirkung ist uns auf verschiedenen, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts angefertigten Zeichnungen erhalten geblieben (Abb. S. 45).
Im Jahre 1859 wurde auch dieser Brücke das Todesurteil gesprochen; nicht Baufälligkeit war die Ursache, daß Pickel und Schaufel an sie gesetzt wurden: vielmehr betrachtete man sie als nicht mehr zeitgemäß und hielt sie für ein Verkehrshindernis der Schiffe; auch führte man Gründe des erschwerten Fuhrwerksverkehrs infolge ihres beiderseitigen Anstieges gegen die Mitte zu ins Feld. So fiel sie als eines der vielen Opfer jener allgemein verbreiteten, nur auf das rein Praktische gerichteten Bestrebungen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in einer Zeit, die für wahre schönheitliche Werte nichts übrig hatte. Eine nur in drei flachen Bogen sich über den Fluß spannende Eisenbrücke machte ihr Platz. Glücklicherweise stellt diese doch immerhin noch ein sehr erträgliches Produkt dieser Zeitepoche, die das Eisen als Baumaterial anzuwenden begann, dar. Freilich fehlt ihr die monumentale Wirkung, jener schönheitliche Faktor, der bei der alten Brücke eine so wirkungsvolle Rolle spielte. Darum bleibt die Beseitigung der alten Brücke immer bedauerlich.
Auf dem linken Flußufer war jeder der drei Straßenausgänge von St. Medard durch eine starke Toranlage überwacht und geschützt. Gegen Osten zu beherrschte eine Bastion die Philippeviller-Straße. Hier kam die Natur selbst der Verteidigungsanlage am meisten zu statten, weil die Straße schluchtartig allmählich in die Höhe führt und der Zugang daher vom Tore leicht beherrscht werden konnte. Das südliche Tor, Kapuziner- oder Charlemont-Tor genannt, lehnte sich mit einer Seite an den Abhang, mit der anderen tauchte es in den Fluß; ähnlich kamen dem nördlichen Tor an der Straße nach Namur die Vorteile des Berghanges auf der einen, die des Flusses auf der anderen Seite zu statten. Diese beiden Tore hatten Gräben, die von der Maas aus mittels Schleusenanlagen überschwemmt werden konnten; alle drei Tore besaßen außerdem Zugbrücken- und Fallgitteranlage. Sie waren miteinander durch Mauern von 2 m Stärke verbunden; die Annäherung war durch Pallisadenanlagen stark behindert. Die außerordentliche Sorgfalt der Anlage dieses Brückenkopfs weist auf seine Bedeutung für die Stadt Dinant hin und auf die großen Gefahren, die ihr gerade durch feindliche Angriffe von dieser Seite drohten.
Da die Tore von St. Medard nicht allzu weit von der Brücke ablagen, so bot der Halbkreisraum, den die über die Hänge hinlaufenden Mauern einschlossen, nicht viel Platz für die Bebauung. Mit Wohnhäusern war nur ein Teil zwischen der Giveter und Philippeviller-Straße besetzt. In diesem Teil befand sich von 1613 ab auch das Kapuzinerkloster mit Kirche, hart

vom Ufer ausgehend und sich an den Berg anschmiegend. Die Gebäude waren in ihrer äußeren Erscheinung schmucklos, schon bedingt durch die zur Einfachheit mahnenden Regeln des Ordens. Um so mehr kam die herrliche Lage und die in mehrfachen Terrassen ansteigende Gartenanlage zur Geltung. Neben der Pfarrkirche St. Medard und der Kirche des Kapuzinerklosters hatte der Stadtteil noch eine Kapelle »Vigilien«; an der platzartigen Vereinigung der drei Straßen befand sich eine Markthalle und ein Schloß des Grafen von Lynden, das später durch die Franzosen zerstört wurde. Heute finden wir nur noch in den Winkelgäßchen von St. Medard kümmerliche Reste aus vergangenen Zeiten; auch innerhalb des Neubaues des bürgerlichen Krankenhauses sind noch Bauteile vorhanden, die einst dem Kapuzinerkloster zugehört haben (s. Abb. S. 95, 109, 110). Von den Befestigungsanlagen und den Kirchen sind keine Spuren mehr zu sehen, aus denen man ungefähr ihre Lage feststellen könnte. Nur die alten Stiche bieten einen Anhaltspunkt hierfür (s. Abb. S. 9, 34, 35, 37). Die großen Umgestaltungen, welche die Eisenbahnanlage hier unmittelbar und mittelbar zur Folge hatte, sind wohl der Hauptgrund für diese gründliche Beseitigung aller Spuren aus der Vergangenheit.

Die eigentliche Stadt Dinant auf dem rechten Maasufer war von alters her in verschiedene Stadtviertel eingeteilt, die entweder auf Grund ihrer örtlichen Lage oder historischen Entwicklung oder nach der Zugehörigkeit zu den verschiedenen Kirchspielen ihre Bezeichnung erhielten. Es läßt sich aber nicht sagen, daß die Abgrenzung dieser Viertel voneinander, etwa durch Straßenzüge streng durchgeführt war. Im Gegenteil läßt sich nur im großen ganzen eine Einteilung feststellen, die in der Zeit von etwa 1600—1800 folgende Teile umfaßte: Der mittlere größte und vornehmste Teil in der Gegend südlich der Kollegialkirche hieß die »Obere Stadt« oder Emmy la ville, manchmal auch Montferrant; er umfaßte den Hauptplatz der Stadt, Place Notre Dame oder Grande Place genannt, sowie die ganze Stadt zu beiden Seiten ihrer wichtigsten Verkehrsstraße, der Grande Rue. Südlich schloß an sie das St. Nikolaus-Viertel an, der Teil, welcher sich in engster Bebauung zwischen der erwähnten ältesten Stadtbegrenzung, den Fossés und dem Maasarm einzwängt und im St. Nikolaus-Platz seinen Verkehrsmittelpunkt hatte. An ihn schloß sich das Quartier de l'Ile an; die Einteilung ist also hier eine rein historische. Nördlich von Montferrant reihte sich die bis zum Turm Chapon reichende »Neue Stadt« an. Weiterhin hieß der ganze nördliche Stadtteil innerhalb der Umwallung die »Untere Stadt« oder das Quartier St. Pierre. Schließlich bildete noch die Reihenbebauung zu beiden Seiten der Lütticher Landstraße eine Pfarrei für sich, die nach der dort befindlichen Kirche Quartier St. Jacques hieß. Die »Obere Stadt« unterteilte sich noch nach den verschiedenen Kirchspielen: Montferrant, d. s. die zur Kollegialkirche eingepfarrten Häuser, St. Michel, St. Menge und endlich St. Martin.

Im Norden der unteren Stadt schloß sich die Vorstadt Leffe an, die eine wesentlich größere Bedeutung hatte als die nur aus einseitiger Bebauung der Straße bestehende Vorstadt St. Paul im Süden des Inselviertels.

Mittelpunkt des städtischen Lebens und Treibens, von Handel und Verkehr, der Schauplatz für heitere und ernste Festlichkeiten war von alters her der Notre-Dame-Platz. Er stellte in der Zeit der höchsten Blüte Dinants ein Platzbild dar, das sich ohne Scheu mit den schönsten Plätzen vieler größerer Städte vergleichen durfte und das alle Merkmale trug, die an Plätzen von monumentaler Bedeutung die Ursachen ihrer hohen Schönheit sind. Eine einheitliche Geschlossenheit der Platzwände war dem Notre-Dame-Platz vor allen Dingen eigen. Was damit gesagt werden will, läßt sich vielleicht am besten in dem Schönheitsunterschied empfinden, den zuerst der entzückende Blick von der Brücke aus und unmittelbar darauf das Platzbild

von Notre-Dame bieten. Dort schweifte das Auge hin über das herrliche Gesamtbild der Landschaft und die weithin gestreckte türmereiche mittelalterliche Stadt. Es war nicht möglich, mit einem Blick das Ganze zu erfassen: viele Einzelbilder wollten abwechselnd erfaßt und gewürdigt sein, und das Auge wanderte von einem Punkte zum anderen und haftete für Augenblicke bewundernd und erfreut dort fest. In verschiedenen Fernen und Nähen lagen die Einzelbilder und wollten durch immer wieder verändertes Einstellen des Auges genossen sein. So unbewußt dieser rein optische Vorgang im Betrachtenden vor sich gehen mochte, so deutlich wurde er in der Empfindung doch, wenn man gleich darauf den allseitig geschlossenen Platz betrat. Alles was hier das Auge schauen konnte, lag in nächster Nähe, und der vorhin wandernde und schweifende Blick wird konzentriert und erfaßt das Bild in einem behaglichen, ruhigen Genießen. Keine weiten Perspektiven fand man hier. Wie in einem geschlossenen Saale fühlte man sich. Selbst die Straßeneingänge sind so gelegt, die Straßen selbst so geführt, daß keine weiten Entfernungen gesehen werden konnten und ein reizvolles Zusammenfassen der architektonischen Schönheiten an Stelle der Weiten trat, unter deren wundervoller, aber in Einzelbildern aufgelösten Wirkung man eben noch gestanden hatte.

Versetzen wir uns zurück in die Zeit vor etwa 200 Jahren. Wie heute hat auch damals die nördliche Platzwand, welche von der einen Längsseite der Kathedrale eingenommen wird, zuerst das Auge gebannt. Die architektonischen Schönheiten des Baues im einzelnen und seine würdige Massenwirkung im ganzen geben dem Platz seine Weihe und sein vornehmes Gepräge. Eine Reihe würdevoller Patrizierhäuser begrenzten ihn nach Süden, ebenso nach Osten, wo ihre abschließende Wirkung noch verstärkt wird durch die unmittelbar dahinter steil aufragende Bergwand. Die vierte Platzseite war eingenommen durch die große Markthalle der Stadt, jedenfalls ein bedeutendes Gebäude, was aus deren häufiger Erwähnung in alten Urkunden und aus der großen Bedeutung der Stadt als Handelszentrum der ganzen Umgebung geschlossen werden muß. In der Nähe der Halle befand sich die Jakobssäule so aufgestellt, daß sie kein Verkehrshindernis bildete; sie galt als eine Freistätte für Verbrecher. An die Halle war das monumentale Brückentor angebaut. In der südwestlichen Ecke des Platzes zweigte in einer so geringen Breite, daß die Unterbrechung der Platzwand kaum merkbar war, knapp an der Stadtmauer entlang führend, die »Rue dessous Meuse« ab, deren rechtsseitige Häuschen an diese angebaut waren. Wie wir so häufig bei Plätzen alter Städte im Zusammenhang mit dem Hauptplatz ein kleines Platzanhängsel, in Italien Piazzetta genannt, vorfinden, so war ein solches auch beim Dinanter Stadtplatz in dem sog. Perron, von dem aus die Treppe zur Zitadelle emporführt, vorhanden. Bei den zahlreichen Festlichkeiten früherer Jahrhunderte, bei Umzügen und Theateraufführungen im Freien, wofür das fröhliche und bewegliche Volk der Dinanter eine große Vorliebe hatte, wurde dieser Perron stets zur Aufstellung der Bühne und der Tribünen benützt. Man kann sich wohl kaum einen stimmungsvolleren Ort für derartige Veranstaltungen denken als den Platz Montferrant, der von hohen Felsen überragt und von stattlichen Werken der Baukunst begrenzt, einen Rahmen bildete, dessen Wirkung durch Fahnen und Girlandenschmuck zu vollendetem Glanze und prunkvollster Entfaltung gesteigert werden konnte.

Die vom Platz Montferrant nach Süden abzweigende Hauptstraße durchschneidet das hier anschließende vornehmste Viertel der oberen Stadt in seiner Längsrichtung; sie hieß in ihrem zunächst liegenden unteren Teil »Rue des bourgeois«, weil hier sich hauptsächlich die Häuser der angesehensten Bürger befanden. In ihr gelangte man nach wenigen Schritten zum Hospital St. Jacques, welches neben dem Hospital St. Jean das wichtigste Altersversorgungsheim der

Stadt war. Es ist längst verschwunden und sein Dasein in Vergessenheit geraten. Heute jedoch wird uns seine genaue Lage durch Baureste wieder kundgetan, die unter den Ruinen zutage getreten sind: ein mächtiger, aus rohem, schwarzblauem Marmor gefügter Spitzbogen von etwa 8 m Spannweite und 6 m Höhe, sowie gegliedertes Hausteinmauerwerk zeigen uns die Stelle an der linken Straßenseite.

Die erste Straße, die links von der Rue des Bourgeois abzweigt und nach kürzester Entfernung eine parallele Richtung zur ersteren einnimmt, um am Abhange des Felsens entlang zu führen, hat bis heute ihren uralten Namen Rue en Rhee bewahrt; an ihr standen das Wohnhaus des Hauptpfarrers, jene mehrerer anderer Geistlicher sowie von Beamten und Vornehmen der Stadt. Der Umstand, daß im Rücken dieser Häuser sich Gelegenheit zur Anlage prächtiger Gärten bot, die in Serpentinen bis hoch hinauf an den Berg klommen und mit Terrassen und Pavillonen geschmückt wurden, bildeten den Hauptanziehungspunkt dieser Straße für ein gesundes, ruhiges und gemütliches Wohnen.

Ging man an der Rue des Bourgeois weiter entlang, so kam man zuerst an den alten bischöflichen Palast, eines der wenigen Gebäude Dinants, das bis in die Neuzeit erhalten geblieben ist und als Rathaus diente. Von hier ab hieß die Hauptstraße wie heute Grande Rue. An ihr begegnete man links dem Kloster der Ursulinerinnen, das im Jahre 1627 gegründet wurde und eine reichgeschmückte Kirche besaß. Ihr gegenüber nahm die Martinskirche die Stelle des heutigen Postgebäudes ein. Anschließend an das Kloster der Ursulinerinnen lag das berühmte Jesuitenkolleg, das auf allen alten Bildern nach der Kollegialkirche als der wirkungsvollste Bau der Stadt erscheint. Seine Gründung fällt erst in die Zeit nach dem sac de Dinant und ging aus kleinen Anfängen hervor: 1559 war es ein Ordenshospiz, 1610 wurde der Grundstein zum Hause gelegt und 1661 der Bau der Kirche begonnen, deren künstlerischer Wert zweifellos sehr groß war. Als besonders bemerkenswert wird das Hauptportal, eine doppelarmige Freitreppe und ein hohes, gut erleuchtetes Schiff gerühmt. In reichem Gepränge und in verschwenderischer Fülle war der Marmor zu Säulen, Pfeilern und Gesimsen im Äußeren und Inneren verwendet. Ein hervorragendes Kunstwerk war der Hauptaltar; die eingehende Schilderung, die uns überliefert wird, ermöglicht ein sinnlich genaues Bild desselben. Eine schöne Sakristei schloß an die Kirche an.

Kloster und Kirche sind spurlos verschwunden.

In nächster Nähe des Jesuitenkollegs stand die St. Vinzenzkirche, eines der ältesten Gotteshäuser Dinants überhaupt; sie enthielt lange Zeit das Grab des heiligen Perpetuus, des Apostels von Dinant. Auch von ihr sind keine Spuren mehr auf unsere Zeit gekommen.

Die genannten Gebäude stempelten die Grande Rue so richtig zur Monumentalstraße des alten Dinant; sie mag wohl den Charakter der Stadt am getreuesten widergespiegelt haben. Freilich bot sie in ihrer Schmalheit, besäumt von den genannten hohen Gebäuden, zwischen denen sich die verhältnismäßig bescheidenen und niedrigen Bürgerhäuser einreihten, kein glanzvolles Bild; die Sonnenstrahlen vermochten nur in der Mittagszeit, wenn sie in der Richtung der Straße fielen, das düstere Licht, das hier gewöhnlich herrschte, zu vertreiben und einer freundlichen Helle Platz zu machen. Es braucht uns daher nicht wunderzunehmen, wenn die Hauptstraße der Stadt nicht den ungeteilten Beifall der Zeitgenossen fand und wenn wir hören, was Madame von Maintenon, die Freundin Ludwigs XIV., für ein Urteil über die Stadt fällte, als sie hier im Jahre 1692 eine Nacht verbrachte:

»Denken Sie sich, Madame«, so schreibt sie an eine Freundin, »daß wir gestern nach einer sechsstündigen Reise durch eine recht schöne Gegend ein Schloß sahen, das auf einem Felsen lag,

der uns unersteigbar schien und so wenig Platz bot, daß wir nicht verstanden, wie man dort wohnen könne, selbst wenn man uns hinaufgezogen hätte. Wir kamen dem Schloß sehr nahe, ohne irgendeinen gangbaren Weg hinauf zu erblicken, und wir sahen endlich am Rande des Felsens in einen Abgrund so tief, als ob man in einen Brunnen hinabsehen würde. Dort erblickten wir die Dächer einer Anzahl kleiner Häuser, die uns wie Spielwaren erschienen und auf allen Seiten von Felsen umgeben waren, die durch ihre Höhe und Farbe einen schrecklichen Anblick boten. Die Felsen scheinen von Eisen zu sein und fallen jäh ab. Man mußte hinab steigen in diese schreckliche Ansiedelung, die rückständiger war als ich ausdrücken kann. Alle Wagen machten Sprünge, wie wenn die Räder brechen wollten, und die Damen hielten sich überall an, wo sie nur konnten. Nach einer Viertelstunde dieser Qual kamen wir in eine Stadt, die aus einer einzigen Straße besteht, die sich die »Große« nennt und wo zwei Wagen doch nicht ausweichen können. Es gibt dort auch kleine Straßen, wo zwei Sänften nicht stehen können. In der Stadt sieht man nicht das geringste, die Häuser sind abscheulich, und Madame von Villeneuve würde es bei deren Anblick übel werden. Das Wasser ist hier schlecht, es gibt wenig Wein . . . . . ich habe bis jetzt nur zwei Kirchen gesehen, in die man nicht eintreten kann, ohne aus Höflichkeit mit einem Gruß in Gestalt von sehr schlechter Musik und von einer undurchdringlichen Weihrauchwolke empfangen zu werden. Im übrigen ist die Stadt unglaublich schmutzig, das Pflaster so spitzig, daß es einem schier die Füße durchbohrt; die engen Straßen, durch die unsere Wagen nicht durchfahren könnten, dienen, glaube ich, als Privateigentum für jeden einzelnen . . . . . .«

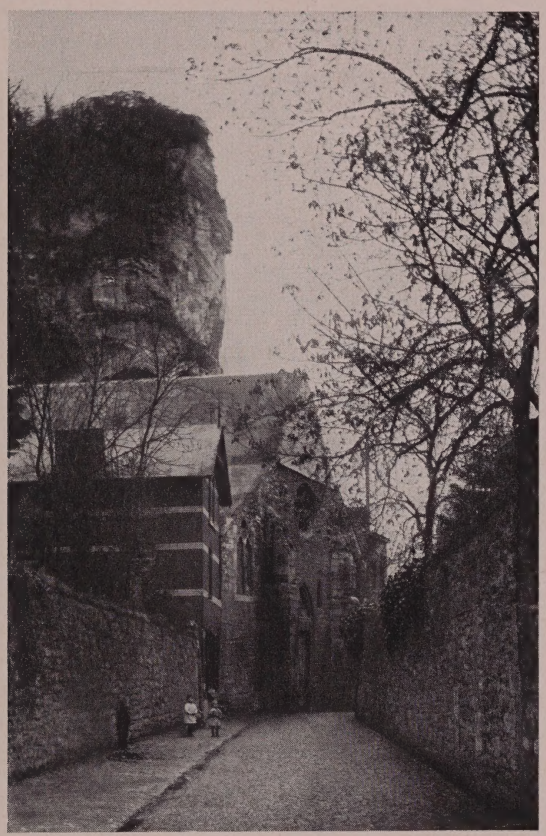
Das Urteil einer an den Glanz der Lichtstadt Paris gewöhnten und von der Überkultur der Versailler Hofhaltung verzogenen Dame kann natürlich für niemand, der auch in der Enge der Straßen und in einem dem spärlichen Boden abgerungenen Raum architektonische Schönheiten und malerische Bilder zu entdecken vermag, einen Maßstab für die schönheitliche und künstlerische Bewertung der Maasperle bilden.

Im Gegenteil kann man gerade aus der Schilderung dieser Dame manches Charakteristische entnehmen, was uns in einem für Dinant wesentlich günstigerem Lichte erscheint, als es bei Madame von Maintenon der Fall war.

Die Grande Rue endet am St. Nikolausplatz an der sich die gleichnamige Kirche befand; diese und die Peterskirche sind neben der Kollegialkirche, die einzigen, welche von den vielen alten Kirchen auf unsere Tage kamen und werden in einem der folgenden Aufsätze eingehend behandelt; leider fielen beide 1914 der Zerstörung anheim (s. Abb. S. 100, 101, 103).

Auch der St. Nikolausplatz bot ehedem das Bild eines geschlossenen Platzes, dessen Wände durch die Kirche, durch die anschließenden Häuser und die hohe Mauer des an der Kirche liegenden Friedhofes gebildet wurden. Die hereinführende Straße setzte sich nicht, wie heute, in gerader Richtung jenseits des Platzes fort, sondern sie führte an dessen linker Seitenwandung in Richtung auf den Torausgang von St. Martin hin. Am St. Nikolausplatz standen die Häuser der besseren Handwerker, wie denn überhaupt das Nikolausviertel und das Inselviertel für diese Stände vorbehalten waren. Bescheidener in ihrer äußeren und inneren Erscheinung, boten der Platz und das Viertel St. Nicolas doch immer ein Bild würdig der dort angesiedelten Bürgerschaft und Zünfte, die stolz waren auf ihre Überlieferungen, auf ihren Handel und auf ihre weltberühmte Kunst. Namentlich die berühmten Kupferschläger wohnten hier. Die »Mühle der Schläger«, wo jedenfalls das Material für die berühmten Dinanderien gegossen und roh zubearbeitet wurde, um dann in den Kleinwerkstätten der einzelnen Häuser ihre feinere Ausarbeitung durchzumachen, befand sich nicht weit von hier auf der Insel; die Rue des moulins

des batteurs erinnert heute noch daran. Außer der Nikolauskirche befanden sich noch die zwei Pfarrkirchen von St. Michael und St. Menge in diesem Viertel der Stadt, die erstere in der Mitte der Rue en Rhee gelegen, bezeichnete den Übergang dieser Straße von den vornehmen Wohnhäusern zu den gediegenen Sitzen des eingesessenen stolzen Handwerkers und Künstlers. Sie war angebaut an die schroffe Felsenkanzel, die den Place d'armes und die Bürgerzitadelle mit ihren starken Verteidigungswerken trug. (Abb. S. 38.) Mit diesem Hintergrund bildete die Bau- und Landschaftsgruppe eine Parallele zur großen Zitadelle und der darunter liegenden



G. Hermans phot.

Die Michaelskirche an der Rue en Rhee. 1911 abgebrannt.
Dahinter der Felsen der Bürgerzitadelle.

Kollegialkirche, wenn auch in wesentlich bescheideneren Erscheinungsformen. Die Michaelskirche, ein gotischer Bau aus dem Jahre 1317, bestand bis 1911, gottesdienstlichen Zwecken längst entzogen, diente sie zuletzt als Weinkeller. Eine Beschädigung durch einen Brand führte zur völligen Niederlegung des Restes der Kirche. Ein hübsches Rosettenfenster unter dem steilen Schopfwalm des Einganggiebels, ein mit Maßwerk geschmücktes, doppelt geteiltes Fenster auf dieser Seite und das Spitzbogenfenster über dem Eingang, das bis in die letzte Zeit ihres Bestandes gut erhalten war, deuten darauf hin, daß auch die innere Einteilung der Kirche und ihr Ausbau gewiß manches interessante und wertvolle Detail bot. Heute bilden nur noch einige Säulenreste die einzigen Zeugen ihres ehemaligen Bestandes.

Ebensowenig ist von der auch an der Rue en Rhee weiter oberhalb gelegenen Pfarrkirche St. Menge erhalten. Reste eines Portales und ein paar in die Umfassungen eines Wohnhauses eingebaute Säulenstrunke sind hier nur noch kümmerlich erhalten; sie lassen lediglich die Feststellung zu, daß St. Menge ein gotischer Bau war; die Kirche bestand ja auch schon längst vor 1466 und teilte in diesem Jahre das Schicksal ihrer Zerstörung mit der ganzen Stadt; sie erstand dann vom Jahre 1477 an wieder und wurde endgültig zu Ende des 18. Jahrhunderts beseitigt als eines der zahlreichen Opfer des Kulturkampfes der Französischen Revolution.

Im St. Nikolausviertel finden wir auch noch zwei Bauten, welche dem Vereinsleben der Handwerkerschaft dienten: das eine, hinter der St. Mengekirche am Bergabhange gelegen, gehörte der Gesellschaft der Büchsenschützen. Es ist heute noch erhalten; da es im Laufe der Jahrzehnte seinem ursprünglichen Zwecke entzogen und verschiedenen anderen zugeführt wurde — heute dient es als Schreinerwerkstätte —, sind natürlich verschiedene Eingriffe in seinen früheren Baubestand erfolgt; im großen ganzen zeigt es aber noch nach außen und innen sein früheres Aussehen, dem freilich nur ein bescheidener Kunstwert zukommt. Immerhin verdient es nicht nur als ein Zeuge von Dinants Vergangenheit, sondern auch als gutes, einfaches Beispiel heimischer Bauweise Erwähnung. Es zeigt einen einfachen ungegliederten, fast kubischen Baublock mit dem charakteristischen Dach und Backsteingesimse des Maastales. Ein einfaches Lisenenportal, bekrönt von einer Gesimsverdachung in Giebelform, enthält das Wappen des heiligen Perpetuus und die Inschrift: Hoc frontispicium dux perpetuus Renson erexit. Die groß geschriebenen Buchstaben ergeben die Jahreszahl 1723. Der Grundriß wird fast vollständig von einem Saal eingenommen, der durch eine vierfache Bogenstellung auf Steinpfeilern unterteilt ist. Über jedem Bogen findet sich ein Schild. Die Jahreszahlen 1640 und 1650, welche sich aus zweien derselben herauslesen lassen, beweisen, daß der Hauptbau älter ist, als das Portal vermuten läßt. Ein schöner Garten gehörte zu diesem Hause.

Das zweite Vereinshaus gehörte den Armbrustschützen. In seiner äußeren Erscheinung war auch dieses bis zum Bombardement 1914 gut erhalten. Es befand sich in der St. Mengegasse, so eingebaut und hinter einer hohen Mauer versteckt, daß man es von der Straße aus kaum wahrnahm. Dieses Gebäude geht auf viel ältere Zeit zurück als das vorhergehende: es wurde etwa 1486 erbaut. Nach außen hin stellt es einen zweistöckigen Bau in einfachen, aber guten Formen des typischen Backsteinstiles jener Zeit dar. Das Innere wurde durch die späteren Verwendungsarten, von denen die letzte der Betrieb einer Seifensiederei war, vollständig verstümmelt. Es ist jedoch ein prächtiger Kamin aus schwarzem, ungeschliffenem Marmor bis 1914 erhalten geblieben, von dessen künstlerischem Wert heute noch die beiden Büsten, angeblich Adam und Eva darstellend, welche das übliche Kamingesims trugen, Zeugnis ablegen. Die an seinem Fuße liegenden Trümmer lassen hoffen, daß der Kamin wieder einigermaßen zusammengestellt werden kann, was um so wünschenswerter ist, als vermutlich alle Abbildungen desselben verbrannt sind.

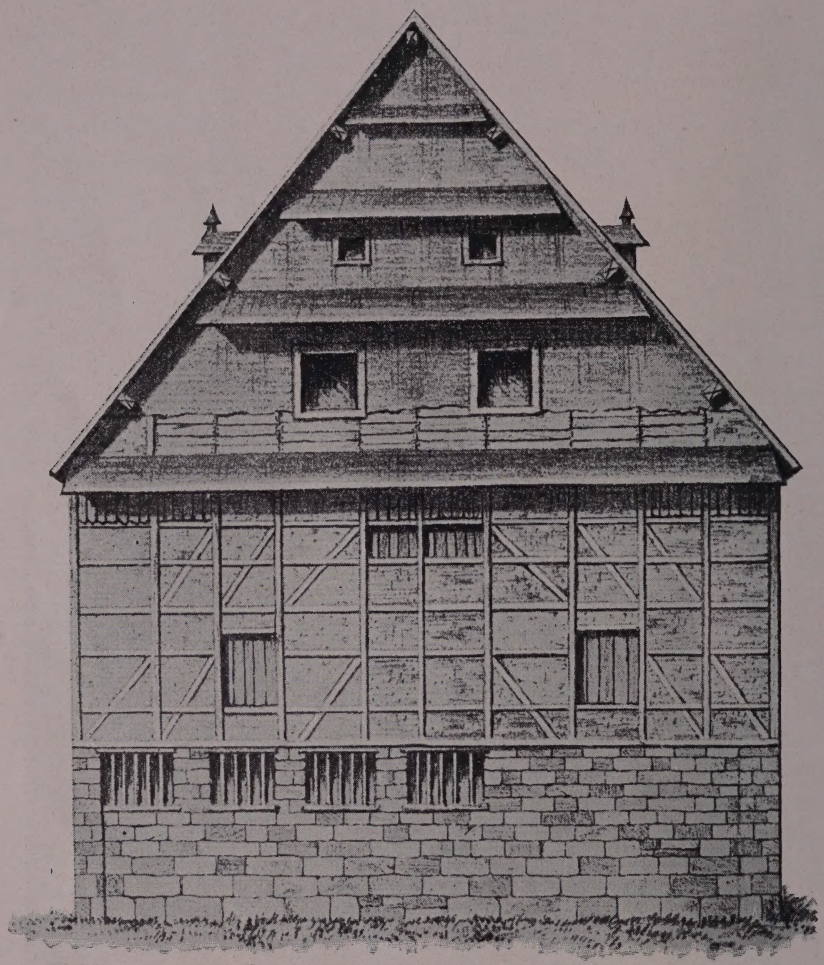
Das größte Teil des an St. Nikolaus anschließenden Inselviertels war von der Pfarrkirche St. Laurent und von den zwei Klöstern des Croissiers und des Dames blanches mit ihren Kirchen eingenommen. Sie lagen alle im südlichen Teil der Insel. Der an den Grenzen vorbeifließende Maasarm und die weiträumige Bebauung in großen, sorgfältig gepflegten Gärten trugen viel zur Schönheit der schon durch den baulichen Wert der Klöster und ihrer Kirchen hervorragenden Stätten bei. St. Laurent war einst Pfarrkirche; von ihr sind keine Reste mehr festzustellen. Daß sie keinen besonderen Kunstwert besaß, scheint der Mangel jeglicher Nachrichten über ihr Aussehen zu beweisen. Das Kloster der Croissiers lag in der Nähe des Martin-

tores so, daß seine Gärten an die nach Süden führende Hauptstraße, von der sie durch den Maasarm und die Stadtmauer getrennt waren, anschlossen. Die zugehörige Kirche war zwar klein, aber sehr alt und berühmt durch ihre Altäre, besonders den Marienaltar, der vollständig

Das alte Kloster der weißen Damen (Karmeliterinnen), jetzt Privathaus.

aus sehr seltenem Jaspis bestand. »Etwas Ähnliches ist in ganz Italien nicht zu sehen«, so äußerte sich Saumery in seiner Bewunderung dieses Altares. An die Kirche schloß lange Zeit ein Friedhof an. Das Kloster war bisher in vielen Bauteilen, namentlich in einem langen charakteristischen Trakt mit gewölbtem Gang erhalten, der auch durch die Kriegsereignisse von 1914 verhältnismäßig wenig gelitten hat. Aber das Ganze ist durch seine langjährige Benutzung zu industriellen Zwecken so verbaut, daß von architektonischem Wert nicht mehr gesprochen

werden kann. Die Kirche ist völlig verschwunden. Nur durch ein schmales Gäßchen, von dem Couvent des Croissiers getrennt, lag westlich von diesem (nördlich von St. Laurent) das Kloster der weißen Damen oder Karmeliterinnen. Es wurde 1603 gegründet. Während auch hier die Kirche nicht mehr besteht, ist das Hauptgebäude, das als Privathaus dient, noch sehr gut erhalten. Es ist ein mächtiger zweistöckiger Bau von großen Verhältnissen, der eine schwere,

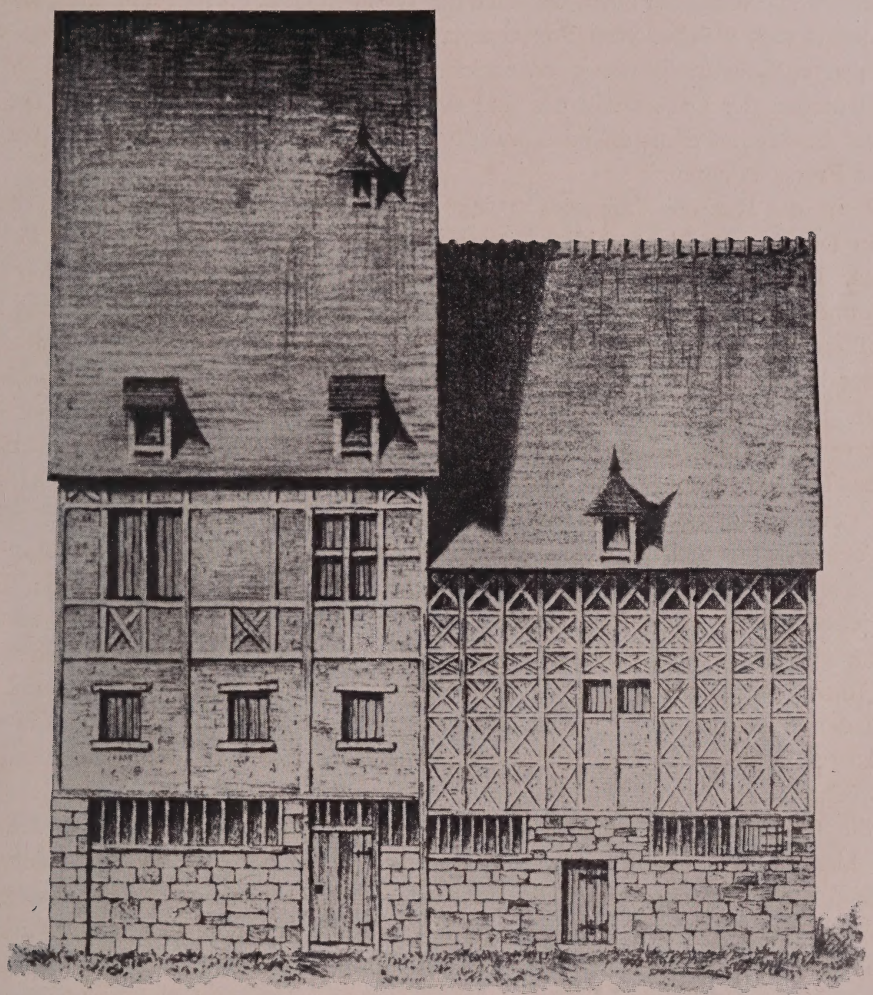


Die letzten alten Gerberhäuser in der Rue des Tanneries, vor wenigen Jahren abgebrochen.

aber gut abgewogene Massenwirkung zeigt. (Abb. S. 53.) Auf einem hohen Erdgeschoß in Bruchsteinmauerwerk, das sich als mächtige Umfassungsmauer des Gartens fortsetzt, baut sich das Obergeschoß in Backsteinrohbau auf. Ein großes steiles Schieferdach mit Schopfwalm deckt sich über den Bau. Ein breiter Turm von quadratischem Grundriß mit einem Schieferhelm in bewegten Linien belebt die Silhouette. Unser Bild läßt noch erkennen, daß die Fenstergliederung früher eine bessere war; auch das Portal besaß eine Bekrönung, die sicher einen Hauptteil seiner architektonischen Wirkung bildete.

Vor der Stadt gegen Süden an der Straße lag die Kapelle St. Paul, die einem Neubau Platz gemacht hat.

Setzte man, zur Kollegialkirche zurückgekehrt, die Wanderung gegen Süden fort, so traf man in der Rue neuve zu beiden Seiten hohe Häuser, die hauptsächlich Geschäftszwecken dienten. Diese Straße war nämlich mehr als die Grande Rue die Geschäftsstraße der alten Stadt, die Nähe der Markthalle und die geringe Entfernung bis zu den Hauptmarktplätzen der Stadt, Montferrant und Place de Fontaine, gaben ihr ganz von selbst diese Eigenschaft. Wenige Schritte



Die letzten alten Gerberhäuser in der Rue des Tanneries, vor wenigen Jahren abgebrochen.

außerhalb des Turmes Chapon endete, nachdem vorher die Hauptstraße nach Lüttich gegen Osten abgezweigt ist, die Rue neuve an der Place de la Fontaine, die ihren Namen von einer schon in den ältesten Zeiten gefaßten Quelle hat, welche in der Mitte des Platzes in einem Brunnen zutage geführt wurde. Dieser Platz fällt durch einen bedeutsamen Unterschied von den beiden anderen Plätzen der Stadt (Montferrant und St. Nikolaus) auf; es führt keine Straße über ihn hinweg, vielmehr zieht die südliche Verkehrsstraße und die nördliche Wohnstraße an den entsprechenden Platzwandungen vorbei. Das Freibleiben der Mitte vom Durchgangsverkehr gab diesem Platz hauptsächlich die Eigenschaft eines Schmuckplatzes, bei dessen Erscheinung der über der Ostseite hinter den Häusern hinaufziehende Bergabhang mit seinen entzückenden

Terrassengärten ein bedeutendes Wort mitsprach. Die ziemlich bescheidenen Häuser, die sein regelmäßiges Rechteck umrahmten, gaben ihm schon mehr den Charakter eines lieblichen Vorstadtplatzes. Die erwähnte Ausschaltung des Verkehres aus der Platzmitte eignete ihn auch vorzüglich zum Marktplatz: sehr viele der wichtigsten Märkte, die der Stadt von ihren Landesherren gestiftet waren, wurden hier abgehalten; so fand hier der große, immer acht Tage dauernde Martinimarkt Mitte November statt, wie auch der Wochenmarkt an jedem Montag und Samstag.
Das St. Petersviertel, welches vom Fontaineplatz gegen Norden hin sich erstreckt, war durch zwei verschiedene Bebauungsarten gekennzeichnet, nämlich durch die zahlreichen Werkstätten und Ansiedelungen der Gerberindustrie und der Seifensiedereien und durch die die nördliche Hälfte dieses Stadtteiles einnehmenden weiträumigen Anlagen des Hospitals St. Jean und das Kloster der Frères Mineurs.
Nur der Name der Rue des Tanneries spricht heute noch von der hohen Blüte, die einst die Gerberei in Dinant durchlebte. Nicht weniger als 36 Betriebe erwähnt eine Urkunde des Jahres 1432. Diese Industrie erforderte Häuser mit hohen Dächern, in denen sich Platz zum Aufhängen und Trocknen der gegerbten Häute bieten mußte; um den Luftdurchzug zu ermöglichen, mußten Dächer und Giebelflächen zahlreiche Öffnungen und Spalten besitzen. Durch diese Häuser bekam manche Straße dieses Stadtteiles ein ganz eigenartiges Aussehen. Noch vor wenigen Jahren standen hier ein paar derartige Bauten als letzte Zeugen einer heute fast vollständig verschwundenen Industrie. Es waren diese Überbleibsel vielleicht nicht die charakteristischsten Gerberbauten, aber sie sind immerhin interessant genug, um hier (S 54, 55) abgebildet zu werden. Ihr Sockel bestand bis auf 2 m Höhe aus Quadermauerwerk, darüber befand sich Fachwerk aus Eichenholz bis zur Dachlinie reichend. Die Fache waren ausgefüllt durch leichte Unterteilungen aus Holz und mit einem Gemenge aus Stroh und fester Erde. Diese Bauart wurde jedenfalls wegen der Möglichkeit einer raschen Herstellung unmittelbar nach dem sac de Dinant angewendet. Das Fachwerk wurde nach und nach, der raschen Verwitterung entsprechend, durch Backstein ersetzt. Die Giebel waren mit Schiefer verkleidet und die Luftspalten in denselben mit kleinen Schutzdächern gegen den Regen versehen. Die genannten Gebäude hatten fünf Stockwerke, maßen 17,50 m Höhe bis zum First und boten eine elegante Erscheinung.
Dem für die Gerberindustrie notwendigen Wasserbedarf kamen die beiden Quellbäche entgegen, die hier im Bergabhang entspringen und von denen der eine, wie schon erwähnt, bei dem Brunnen am Fontaineplatz zutage trat; sein Abfluß speiste ein großes Bassin, das am Westende des Platzes angelegt war und dem allgemeinen Gebrauch diente. Der andere Bach verzweigte sich in die einzelnen Hausanlagen und füllte dort die tiefen Bottiche in den Höfen oder im Innern der Gebäude. Wir finden da und dort heute noch solche Wassergruben als letzte Reste der verschwundenen Industrie, auch den Seifensiedereien kam dieser Wasserreichtum natürlich zustatten.
Ungefähr in der Mitte des langgestreckten Viertels lag die St. Peters-Pfarrkirche. Da diese bis zum Beginn des Weltkrieges erhalten blieb, soll sie in einem späteren Kapitel bei Besprechung des modernen Dinants eingehendere Erwähnung finden.
Das Hospital St. Jean, das sich in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft befand, bildete die wichtigste Wohlfahrtseinrichtung des mittelalterlichen Dinants bis weit in die Neuzeit herein. Seine Gründung fällt lange Zeit vor 1466; nach seiner Zerstörung in diesem Jahre war es eines der ersten Gebäude, welche wieder errichtet wurden. Ob es baulich Interessantes geboten hat, läßt sich aus Mangel an Nachrichten darüber nicht feststellen. Jedoch beweisen die in ihrer

Hauptform erhaltene Kirche und ihre Nebenanlagen, die zuletzt als Brauerei dienten und daher natürlich im Innern nichts mehr aufweisen, was wertvoll war, doch, daß das ziemlich mächtige und hochragende Schiff eine bedeutende Rolle im Stadtbilde spielte. In seiner Anlage gotisch, erfolgten in der Zeit des Barocks viele wesentliche Eingriffe in seine Gestaltung, die dem Geschmacke der damaligen Zeit mehr zusagten. Daß die gegen die Hauptstraße gelegene Vorhalle malerisch sich in das Straßenbild einfügte und durch ein Portal betont war, ist auch heute noch aus dem Ruinenbilde zu erkennen.

Das Kloster der Frères mineurs conventuels nahm den nördlichsten Raum innerhalb des hier ziemlich spitz zulaufenden Mauergürtels ein; es bestand jedoch schon vor der Ausdehnung der Stadt über den Turm Chapon hinaus. Seine Grundrißanlage ist heute noch durch den Bau des gemeindlichen Gymnasiums, der jetzt dort steht, gekennzeichnet. Drei Wohntrakte umschlossen einen geräumigen Rechteckhof, dessen vierte Seite gegen Norden zu von der zugehörigen Andreaskirche geschlossen wurde. Ein schöner Kreuzgang führte im Erdgeschoß der Wohntrakte entlang. Die äußere Gestaltung hat manche Wandlungen durchgemacht; denn der nach der Zerstörung von 1466 alsbald wieder erstandene Neubau wurde im 17. Jahrhundert durch eine vollständige Neuanlage ersetzt. Den Stil derselben sehen wir in dem noch erhaltenen Westflügel, der bei dem Neubau des Gymnasiums für dessen Zwecke mit übernommen wurde. Er zeigt einen einfachen Backsteinrohbau unter der üblichen Verwendung von Haustein für den Sockel und die Fenster und Türumrahmungen. Ein langgezogener First schloß das einheitliche mit schmucken Dachgaubenfenstern geschmückte Schieferdach ab. In den Bereich des Klosters waren die Terrassengärten auf dem Berghange mit einbezogen, deren aussichtsreiche Plattformen mit aller Kunst des Gärtners und Bildhauers verschönert waren. Da der Berghang jenseits der von Süden nach Norden durchgehenden Verkehrsstraße liegt, so muß ein Viadukt über dieser Straße die Gärten mit dem Kloster verbunden haben. Bei dem feinen natürlichen Kunstempfinden früherer Jahrhunderte ist es als sicher anzunehmen, daß diese Überführung in geschmackvollster Weise als breiter Torbogen erfolgte, der nicht wenig zur Belebung des malerischen Straßenbildes beitrug.

Die außerhalb der Stadtmauern gelegene Vorstadt Leffe hat am wenigsten von ihrem alten Aussehen eingebüßt. Eine enge Bebauung mit kleinen, aber keineswegs ärmlichen Wohn- und Geschäftshäusern, zwei niedliche Plätze, von denen jener bei der Pfarrkirche St. Georg der wichtigere war, hohe Gartenmauern, hinter denen schmucke, poesievolle Gärten zu den verträumten Häusern am Berg hinführten, geben ihr, wie heute, ihr wesentliches Gepräge. Außer St. Georg befand sich in diesem Stadtteil noch die Kirche der Abtei Leffe, am Eingang des hochromantischen Fond de Leffe gelegen. Sie war umgeben und eingeschlossen von den weitgedehnten Klostergebäuden mit ihren stillen Höfen.

Einen Stadtteil für sich bildet das Gebiet der Jakobspfarrei an der Hauptstraße gegen Lüttich, die von der Nordsüd-Hauptstraße nach Osten in tiefeingeschnittenem Tal aufwärts führt. Kurz vor dem ehemaligen Jakobstor steht links der Straße und in ihrer Längserstreckung parallel zu ihr die Ruine der ehemaligen St. Jakobskirche. Sie diente zuletzt als Lagerhaus, nachdem die Wand ihres Seitenschiffes beseitigt und zum Zwecke der Straßenerweiterung weiter zurückgelegt worden war; das hohe Schiff mit seinen schlanken Säulen, dessen Boden beträchtlich über dem Straßenniveau lag und daher durch Freitreppen in wirkungsvoller Weise zugänglich gemacht war, sagt uns ohne weiteres, daß dieser Bau über die Dächer der Umgebung und vor allem über das tieferliegende Petersviertel mächtig emporragte und malerisch einschnitt in das

herrliche Landschaftsbild, das mit seinen felsendurchzogenen Matten sich über ihm fortsetzte bis zu beträchtlicher Höhe.

Wir sind am Ende mit der Schilderung des vergangenen Dinants. Waren es auch nur lückenhafte Schilderungen, auf Grund spärlicher Urkundenüberlieferung und von Schlußfolgerungen aus den kümmerlichen Bauresten, die eine ereignisreiche Vergangenheit, viel Unglück der Stadt und Unverstand der Neuerungssucht von der alten Pracht übriggelassen haben, ja sind es vielfach nur mehr Namen und alte Erinnerungen, welche allein von ihrem ehemaligen Dasein Zeugnis ablegen — der eine Eindruck muß wohl daraus hervorgehen, daß Dinant einst im Rahmen einer unveränderlichen prachtvollen Landschaft ein Städtebild bot, das kaum seinesgleichen fand in der weitesten Umgebung, weit über die Grenzen des belgischen Staatsgebildes hinaus.

Mit Bedauern aber werden wir aus den weiteren Darlegungen entnehmen müssen, daß das Dinant im Anfang unseres Jahrhunderts in seiner baulichen Gestaltung weit, weit zurückstand hinter dem, was die Vorfahren seiner heutigen Bewohner geschaffen hatten in stolzem Bürgersinn, in Verständnis für Schönheit und Kunst.

G. Hermans phot.

Die mittlere Stadt und das ehem. Inselviertel, in dem die Nikolauskirche sichtbar. Jenseits des Flusses St. Medard.

DER STADTPLAN.

Von

Karl Heinrich.

Durch das Abtragen der meisten im vorigen Abschnitt genannten monumentalen Bauwerke und durch Aufführung moderner Neubauten von meist sehr fragwürdigem Schönheitswert an ihrer Stelle wurde die Silhouette der Stadt Dinant im vergangenen Jahrhundert so außerordentlich verändert, daß man sie beim Vergleiche mit alten Bildern kaum wieder erkennen würde, wenn nicht die charakteristische Form des Zitadellenberges als ewig untrügliches Kennzeichen Dinants geblieben wäre und wenn nicht die Kollegialkirche glücklicherweise in unveränderter Form auf unsere Tage gekommen wäre.

Ein weiteres Erbstück aus der Vergangenheit, das sich im großen ganzen nur wenig verändert hat, ist die gesamte Anlage der Stadt mit ihren Straßenzügen und Plätzen. Es ist ja auch bei einer Stadt wie Dinant, deren ewig unveränderlichen landschaftlichen Verhältnisse ihrem beschränkten Bauraum zwischen Fluß und Berg unverschiebbare Grenzen für alle Zeiten gesetzt haben, eine Veränderung des Stadtplanes nur schwer und nur in geringem Umfange möglich. Immerhin werden wir aber sehen, daß der Charakter der einzelnen Straßen und Plätze, ihre Benutzungsweise und ihre Bedeutung gegen früher sich merklich verschoben hat. Drei Umstände sind es hierbei vor allen Dingen, die den neuzeitlichen Verhältnissen entsprechend umgestaltend gewirkt haben, und zwar in erster Linie die veränderten Verkehrsverhältnisse seit Einführung der Eisenbahn, die den Zustrom der Stadt von außen nicht mehr an die Landstraßen allein hefteten, ferner die erweiterten Möglichkeiten zur Wohnhausanlage seit Niederlegung des Festungs-

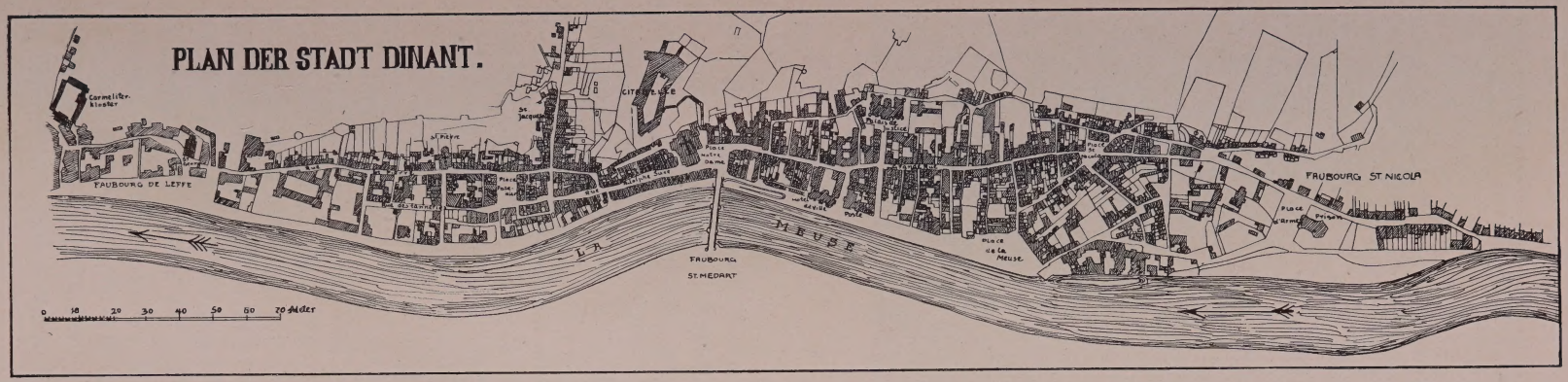
gürtels, endlich die Ansprüche und Bedürfnisse, die an Dinant mit seiner zunehmenden Bedeutung als Fremdenort herantraten und das Hotel als Neuheit im Stadtbilde mit sich brachten. Hierzu kamen noch begleitende Nebenumstände mehr allgemeiner Natur, wie die Entwicklung des Geschäftslebens, die Ansiedelung industrieller Unternehmungen und die weitgetriebenen Forderungen der modernen Wohnkultur.

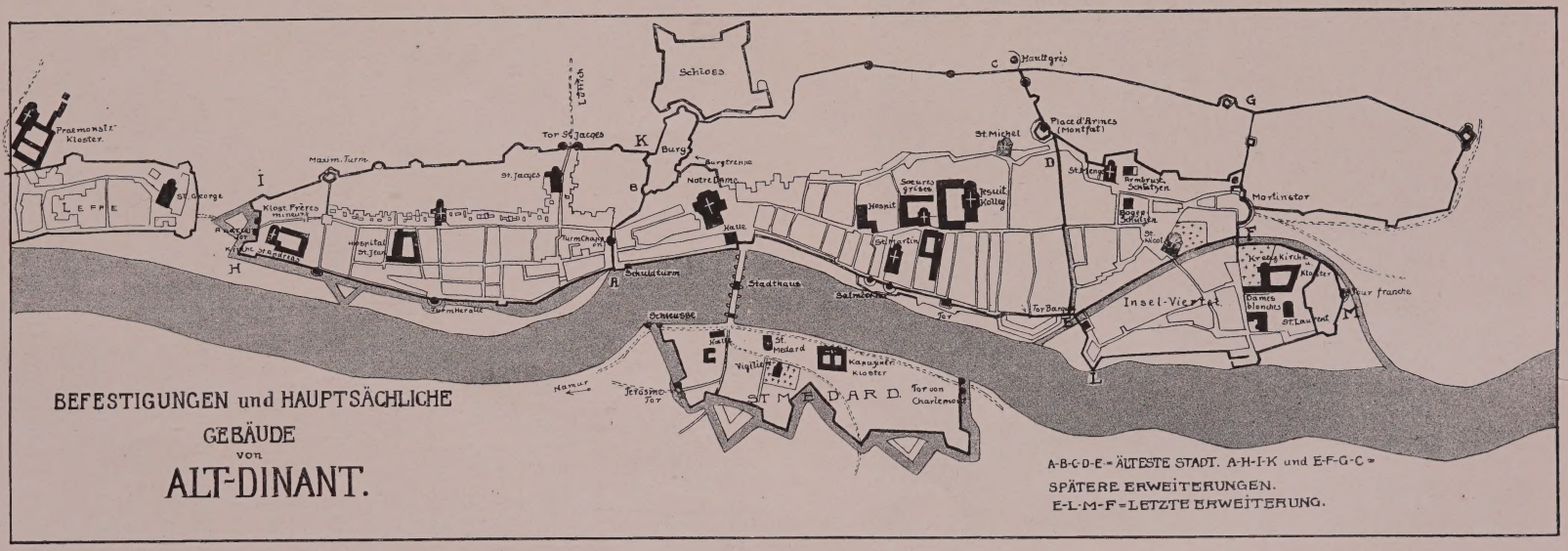
Der markanteste Straßenzug im Stadtplane, der uns bis zu einem gewissen Grade die Geschichte des ganzen Werdens der Stadt erzählt und aus dem die meisten übrigen Straßen herauswachsen wie die Zweige aus dem Stamme einer Pappel, ist die lange Nordsüdstraße, die sich auf dem rechten Ufer in einer Länge von etwa 3 km innerhalb der politischen Verwaltungseinheit der Stadt hinzieht. Sie gibt Dinant in Verbindung mit ihrer Fluß- und Berglage und den Uferpromenaden ganz den Charakter, der uns deutlich an so manches Rheinstädtchen, wie Bacharach, St. Goar, Andernach und Ehrenbreitstein erinnert. Kleine Richtungsänderungen, Absätze und Unterbrechungen durch Plätze haben zwar Anlaß zu den verschiedenen Benennungen dieser markanten Längsstraße gegeben; so finden wir hier die Namen Rue de Faubourg, St. Nicolas, Leopold, Grande Rue, Adolf Saxe, des Tonneries, St. Pierre, die alle auch beträchtliche Unterschiede in der Bebauung und im Charakter aufweisen. Die historische Einheit dieses Straßenzuges im Stadtplan wird jedoch hierdurch nicht berührt (vgl. die Pläne S. 34, 61).

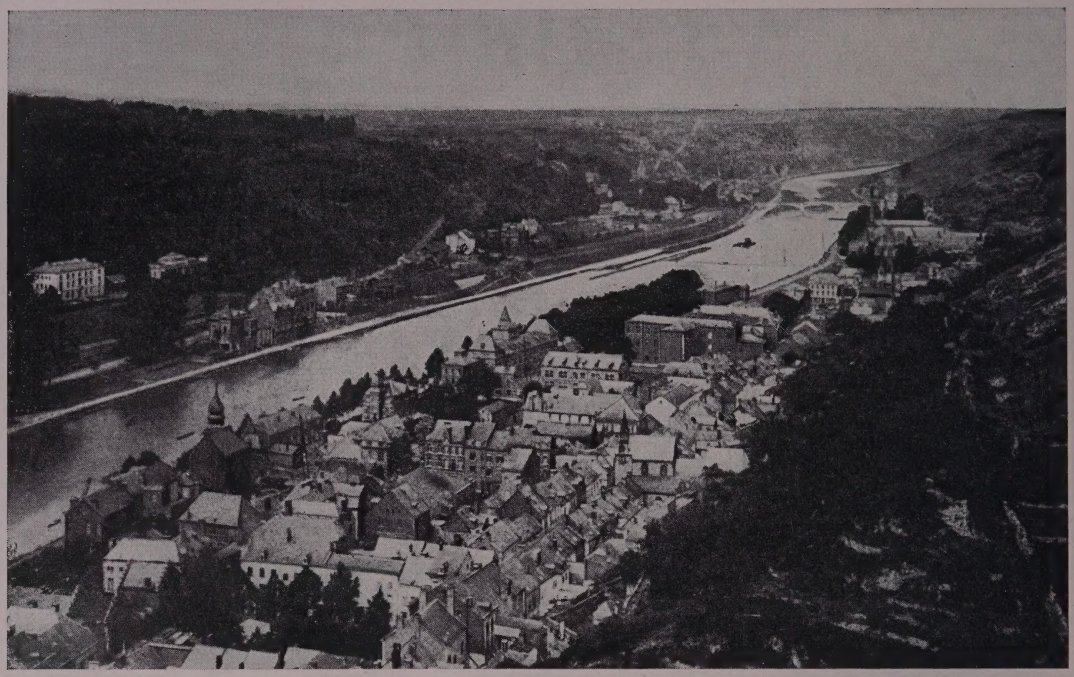
Ihre Bedeutung als Hauptverkehrsader in der Vergangenheit hat die Straßenfolge nur teilweise, und zwar nur in der Erstreckung, die den Namen Grande Rue trägt, mit in die Gegenwart herüber genommen. Von den übrigen Teilen wurde der Hauptverkehr mehr und mehr abgelenkt und statt dessen durch den Weg über den Notre-Dame-Platz und die Brücke nach dem am linken Ufer gelegenen Bahnhof übernommen. Dieser Straßenzug bildet im Zusammenhang mit der Grande Rue heute die Lebensader der Stadt. Beträchtlich dahinter zurück stehen an Verkehrsbedeutung die schon genannten Verlängerungen der Grande Rue in südlicher und nördlicher Richtung, ferner die Jakobsstraße, die von Osten her in die untere Stadt kommt, und endlich die Philippevillerstraße, die die Vorstadt St. Medard durchquert. Alle die genannten Straßen zusammen bilden heute das Gerippe des Stadtkörpers, in das sich alle anderen Straßen und Plätze wie Füllwerk einfügen.

In der mittleren Stadt (Abb. S. 59), dem Teil zwischen Notre-Dame- und St. Nikolausplatz, teilen rechtwinklig zur Grande Rue geführte Querstraßen den Raum in einzelne Baublöcke auf. Die meisten derselben sind außerordentlich eng, so wie sie schon in den ältesten Zeiten bestanden haben; größere Breite hat von ihnen schon seit alter Zeit nur die heutige Wiertzstraße besessen. Zwei andere sind erst in neuerer Zeit auf größere Breite gebracht worden: die Martinsstraße, als hier an Stelle der Martinskirche und später des alten Justizgebäudes das moderne Postgebäude erstand; ferner die Rue du Palais de Justice, als an der Ostseite der Stadt das Justizgebäude errichtet wurde. Ferner hat die Niederlegung der alten Stadtmauer die Möglichkeit gegeben, längs der Maas zu beiden Seiten der Brücke eine breite Promenade zu schaffen (Abb. S. 63, 109, 124); welch untergeordneter Wohnstraßenzug an deren Stelle sich einst hinter der Stadtmauer befand, zeigt heute noch ein unbedeutender Rest, der nahe oberhalb der Brücke unter dem Namen Rue sous Meuse erhalten blieb.

Trotz der in der Hauptsache koordinatenmäßigen Aufteilung des Hauptteiles der mittleren Stadt macht die Anlage infolge der leichten Krümmungen der Hauptstraße und der Rue en Rhee, der verschiedenen Breiten der Blöcke und infolge des gegenseitigen Versetzens der von der Grande Rue nach beiden Seiten abführenden Querstraßen nicht im mindesten den Eindruck des Schematischen; im Gegenteil wird hierdurch und nicht zuletzt durch die umgebende Natur eine reiche Ab-


PLAN DER STADT DINANT.
FAUBOURG DE LEFFE
FAUBOURG ST NICOLA
FAUBOURG ST MEDART
MEUSE
LA LEFFE
0 10 20 30 40 50 60 70 Meter


BEFESTIGUNGEN und HAUPTSÄCHLICHE GEBÄUDE von ALT-DINANT.
A-B-C-D-E = ÄLTESTE STADT. A-H-I-K und E-F-G-C = SPÄTERE ERWEITERUNGEN.
E-L-M-F = LETZTE ERWEITERUNG.
Schloss
Houtgris
Place d'Armes (Montfat)
St Michel
Tor St Jacques
Burg
Burgtreppe
Notre Dame
St Jacques
Maxim. Turm
Praemonstr. Kloster
St George
LEFFE
Klost Frères mineurs
Hospital St Jean
Turm Chaya
Turm Heraile
Schuldturm
Stadthaus
Halle
Schleuse
Hamur
Jerusalem Tor
St Medard
Vigilius
Kanoniker Kloster
ST MEDARD
Tor von Charlemont
Salmestor
Tor Barra
Insel-Viertel
Kreuz Kirche
Kloster
Dames Blanches
St Laurent
Mortier franche
Martinstor
Pembroke Schatten
Ursulinen Kloster
Jesuit Kolleg
Hermit
Sœurs grises
St Antoine
St Michel
Stekerei
Porte de Namur
A
B
C
D
E
F
G
H
I
K
L
M



Nels phot.

Die untere Stadt, von der Zitadelle gesehen.

wechselung im Straßenbild hervorgerufen. Nur die moderne Durchführung der Rue du Palais de Justice hat Anklänge an ein Schema, das sich nur wenig den übrigen Gebilden anpaßt.
Ganz verschieden, noch lebhafter bewegt und vielgestaltiger ist das Straßennetz der oberen Stadt, als die das ganze Gebiet südlich des St. Nikolas- und Maasplatzes bezeichnet wird und die demnach die Baublöcke zwischen Leopoldstraße und Rue de la Grêle, das ehemalige Gebiet der Insel und das vor dem einstigen Festungsgürtel gelegene Vorstadtgebiet der Pfarrei St. Paul umfaßt. Die Rue de la Grêle bildete hier ehemals die einzige zum Martinstor hinausführende Straße; heute besitzt sie keinerlei Bedeutung für den Durchgangsverkehr mehr; dieser geht vielmehr durch die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Auflassung des Nikolausfriedhofes neugeschaffene Leopoldstraße. Ihre südliche Fortsetzung bildet die Vorstadt St. Paul, in der Fluß und Berg nur mehr zu einer knappen beiderseitigen Reihenbebauung an der Straße Platz ließen. Auffallend abweichend von dem ganzen bisher geschilderten Straßensystem und dem der ganzen Stadt überhaupt ist jenes der ehemaligen Insel. Hier war der Verlauf des Maasarmes, der längst trockengelegt und aufgefüllt ist, bestimmend für die Straßenführung, die aber schräg zum Fluß und zum Berg verläuft. Die Rue des trois Escabelles und die Rue Enfer bezeichnen noch die Richtung des unteren Teiles des Flußarmes, der in der Mitte des zwischen beiden liegenden Baublockes, von der Stadtmauer begleitet, dahinfloß. Die Aufteilung der Insel selbst in Baublöcke erfolgte durch eine senkrecht zur Rue Enfer geführte Querstraße, die heute noch den Namen Rue en Ile trägt. Einige andere kleinere Straßenzüge sind ganz sinngemäß so geführt, daß baulich eine möglichst gute Ausnutzung des Inselgeländes erfolgen konnte. Der Maasplatz verdankt seine Entstehung in gleicher Weise der Niederlegung der Stadtbefestigung wie der Trockenlegung des an dieser Stelle zum Hauptbett zurückkehrenden Maasarmes. Er bildete früher die Spitze der

G. Hermans phot.

Die Bebauung der beiden Flußufer.

Insel. Seine zweckmäßige Verwendung als Marktplatz gab der radial von ihm aus zum Nikolasplatz verlaufenden Rue des trois Escabelles den Charakter einer Verkehrsstraße, die den vom Süden mit ihren Produkten kommenden Landbewohnern die nächste Zugangsmöglichkeit zur Verkaufsstelle bot. Als vollkommen neuzeitliches Platzgebilde, das mit dem übrigen Stadtkörper in keinem organischen Verkehrszusammenhang steht, ist die südlich der ehemaligen Insel befindliche Place d'Armes anzusprechen.

Die untere Stadt (Abb. S. 62) beginnt nördlich des Notre-Dame-Platzes mit der zuerst schlauchartigen Bebauung der Adolphe Saxe-Straße und ihrem östlich anschließenden rechteckigen Baublock. Weiterhin ist dieser Stadtteil, in dem der Patenierplatz (früher Place de la Fontaine) liegt, ähnlich wie die obere Stadt durch rechtwinklig zueinander führende Straßen aufgeteilt, wobei die Rue des Tanneries die mittlere Längsachse, die St. Petersstraße die Begrenzung am Felsen und die Maaspromenade gegen den Fluß zu bildet. Die Rue des Tanneries führt jedoch nicht durch die ganze Länge des Viertels hindurch, sondern endigt an der im vorigen Jahrhundert erst auf ihre heutige Breite gebrachten Querstraße Rue des Orfevriers. Aus diesem Grunde bildet hier nicht die Rue des Tanneries, sondern die bis zum Südende der unteren Stadt durchgehende St. Petersstraße die Hauptverkehrsader.

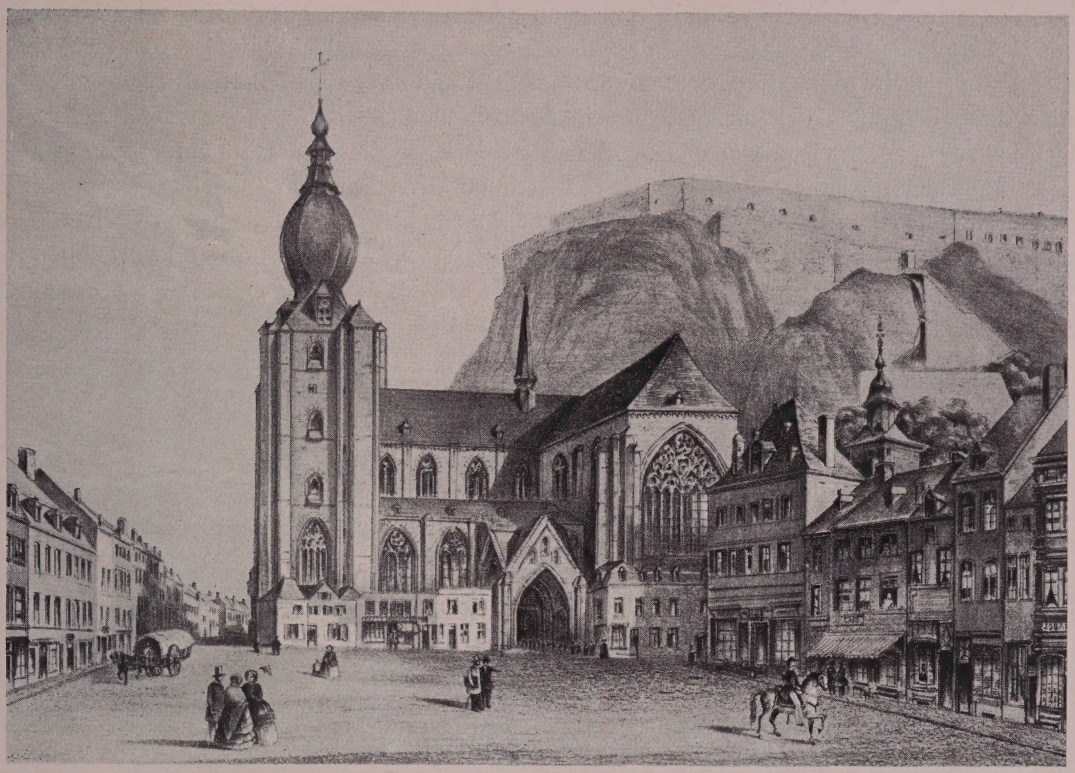
In der unteren Stadt kommt der Schematismus der Aufteilung etwas mehr als in der mittleren Stadt zum Ausdruck, weil hier die Querstraßen in ihrer ganzen möglichen Länge vom Fluß bis zum Berg durchgeführt sind. Trotzdem wird dadurch das schönheitliche Empfinden nicht gestört, weil eben diese Querstraßen doch nur sehr kurz sind, weil die lange St. Petersstraße in leichter Kurve dem Bergabhange folgt und weil der terrassenförmige Aufbau des letzteren den Querstraßen einen prächtigen Abschluß verleiht.

Einen selbständigen Stadtteil bildet die Vorstadt Leffe. Der hier verengte Bauraum hat nur Platz für eine einzige Reihe von Baublöcken, die durch die horizontal und vertikal bewegte Hauptstraße, die Fortsetzung der St. Petersstraße und die Maaspromenade begrenzt und durch äußerst schmale Quergäßchen durchschnitten werden.

Als besondere Stadtteile sind auf der rechten Stromseite noch die Jakobsstraße und der Fond de Leffe zu erwähnen, die die Funktion von Stadteingängen besitzen und nur notdürftig eine beiderseitige oft sehr malerische Reihenbebauung ohne Blocktiefe erhalten konnten, da sie als Schluchtstraßen zu Tale führen.

Die Vorstadt St. Medard auf der linken Stromseite hatte in früheren Zeiten, wie wir gesehen haben, ihre Bedeutung dem Umstande zu verdanken, daß sie den Brückenkopf der Stadt an der Grenze gegen Gebiete bildete, die einem anderen Lehnsherrn angehörten. Nachdem dieser ihr Wert mit dem Aufhören der Festung Dinant und dem Aufgehen Dinants in die belgische Staatsgemeinschaft nicht mehr bestand, trat sie durch die Anlage des Bahnhofs in ihr in eine ganz anders geartete, aber noch innigere Wesensgemeinschaft mit der eigentlichen Stadt. Der ganze zur Verfügung stehende Bauraum ist sehr beschränkt und besteht nur aus der Reihenbebauung der ihr Gerippe bildenden Straßen nach Namur, Givet und Philippeville sowie aus den beiden sich zwischen diesen Straßen einfügenden Dreiecken. Das eine davon wird in der Hauptsache von der Bahnhofsanlage eingenommen, das andere enthält einige wenige sehr enge Straßen, deren Erstreckung sehr bald durch die Bahnlinie und den Berghang sackgassenartig beendet wird. Die übrigen etwa am Hange hinziehenden Straßen nehmen wohl, wie wir sehen werden, noch eine lückenhafte Bebauung auf, deren Zusammenhang untereinander aber durch die Geländeverhältnisse des Berghanges unmöglich gemacht wird.

Die Vorstadt Leffe steht außer jedem Zusammenhang mit der eigentlichen Stadt Dinant und muß hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt werden, da sie eben eingemeindet ist; sie liegt langgestreckt am linken Ufer, gegenüber der Vorstadt St. Paul. Sie enthält manchen charakteristischen Wohnhausbau und wurde infolge ihrer abseitigen Lage weniger von den umgestaltenden Neuerungen berührt als die übrigen Stadtteile.



Der Notre-Dame-Platz um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Lithographie.

ALLGEMEINER BESIEDELUNGSCHARAKTER DER STADT.

PLATZ- UND STRASSENBILDER.

Von

Karl Heinrich.

Wenn wir oben die Straßen und Plätze das Gerippe des Stadtkörpers genannt haben, so können wir in Weiterführung des gewählten Bildes die aufgezählten öffentlichen Gebäude als Hauptorgane und Muskeln dieses Körpers bezeichnen. Diese wären zur Leblosigkeit verurteilt, wenn nicht Fleisch- und Blutgefäße vorhanden wären, aus denen ihnen das pulsierende Leben zufließt. Diese Aufgaben haben im Stadtkörper die große Masse der Wohn- und Arbeitsstätten. Nicht nur für das Aussehen der Stadt Dinant, sondern auch für die Bewertung ihrer wirtschaftlichen, sozialen und gesundheitlichen Verhältnisse ist es von Wichtigkeit, wie sich diese Hauptmasse von Gebäuden auf die Stadt verteilt und welchen Zwecken sie zugeführt wird.

Der Zweck des Erwerbes tritt fast immer am deutlichsten im Geschäftsleben einer Stadt, an den Brennpunkten des städtischen Verkehrs in die Erscheinung. Auch die kleine Stadt Dinant hatte ihre „City". Da das Geschäftsleben seinen ganzen Existenzbedingungen entsprechend immer an die Hauptverkehrsadern gebunden ist, so ist es in Dinant natürlich die Grande Rue gewesen, wo es zu seiner größten Entfaltung kam. Hier lag Laden an Laden, sehr viele davon von einer Größe und Ausstattung und mit einem Umsatz, der weit über das Mittelmaß hinaus

ging, das man sonst bei einer Stadt von kaum 8000 Einwohnern anzutreffen pflegt. Es hat eben der große Fremdenverkehr, den die prächtige Landschaft anlockte, und der Umstand, daß der Stadt als Nachwirkung ihrer großen Vergangenheit und ihrer Eigenschaft als Straßenknotenpunkt die Bedeutung als Handelszentrum einer großen ländlichen Umgebung geblieben war, die Wichtigkeit Dinants weit über manche andere Stadt gleicher Einwohnerzahl emporgehoben.
Die Einführung moderner Geschäftsbetriebe veranlaßte natürlich in manchen Punkten eine Veränderung des Aussehens, das die Grande Rue Jahrhunderte hindurch bewahrt hatte. Namentlich hat mancher Neubau inmitten der alten Häuserzeilen durch Form und Farbe das Bild

Die Saxe-Straße um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Lithographie.

empfindlich gestört; besonders in ihrem unteren Teile, nahe der Ausmündung zum Notre-Dame-Platz, trat diese Erscheinung stark hervor. Im großen ganzen aber waren die neuzeitlichen Läden in die alten Häuser eingebaut worden, so daß nur die Erdgeschosse eine wesentliche Umgestaltung erfuhren, die Obergeschosse aber nur da und dort zwar durch ein aufdringliches Reklameschild beeinträchtigt waren, im übrigen aber unverändert das Straßenbild beherrschten. Das merklichste Charakteristikum der Häuser war hier ihre überaus schmale Vorderfront. Auch die neuzeitlichen Gebäude mußten diese beibehalten, wenn nicht, wie dies in Einzelfällen vorkam, durch Grunderwerb und Niederlegung mehrerer Häuser ein einzelnes Besitztum entstanden war. Im Gegensatz zur schmalen Vorderseite besaßen die Häuser eine große Tiefe; aus beiden Erstreckungen ergab sich eine genügende Grundfläche, um in höchstens 2 Stockwerken über dem Erdgeschoß die Wohnung des Geschäftsinhabers aufzunehmen. Über die

niedrigen Häuser legte sich ein steiles Dach, das seine Traufe gegen die Straße und den Hof hatte und meist eine durch die große Tiefe des Hauses bedingte stattliche Höhe erreichte. In diesen Hauptformen begleiteten die alten Häuser die leicht gekrümmte enge Straße. Anmutige Dachaufbauten lugten freundlich und neugierig über die Hauptgesimse hernieder. Da und dort streckte sich ein Haus ein wenig über das andere hinaus und verriet in den Brandmauerstreifen die Fachwerkkonstruktion des Giebels; mächtige Kamine, in den Giebelmauern hochgeführt, nahmen diesen überragenden Mauerteilen ihre Starrheit und belebten ihren Umriß. Ein hübscher Hauseingang mit eichener Türe und gefälligem Oberlichtgitter, große mit Sprossenwerk vielfach unterteilte Fenster mit weißen oder grünen Läden zierten die ein oder

Saxe-Straße gegen den Notre-Dame-Platz.

zwei oberen Stockwerke. In dieser Einfachheit verzichteten die Häuser auf eine besonders wirksame Einzelerscheinung, um dagegen in ihrer Zusammenfassung als ein einheitliches charaktervolles Ganzes dem Straßenbild seine Schönheit zu geben. Die Durchblicke auf die Maas, die sich hier und da durch die Seitenstraßen in engen Gäßchen öffneten, erscheinen wie Ausschnitte aus einem Bilde, in immer wieder veränderten Teilpartien. Auf der anderen Seite hatte man durch die Gassen hindurch hübsche Ausblicke auf den Bergabhang. Wie durch schmale hohe Fenster streifte ein erfrischender Luftzug durch diese Straßenlücken herein und säte in gemessenen Abständen belebende Lichter auf die in dämmerigen Schatten liegenden Häuserreihen. Die über die Dächer malerisch hereinblickenden Felspartien und der grandiose Abschluß, den die hochragende Zitadelle dem Straßenbilde gab, ließ auch in der Enge der Häuser die Erinnerung an die großartige landschaftliche Umgebung nicht vergessen. All diese Schönheiten wirkten zusammen, um der Grande Rue ein Gepräge zu geben, das man sich nicht besser wünschen konnte. Infolge dieses Mitsprechens der Landschaft bei ihrem Aussehen stellte sie

ein Straßenbild dar, bei dem eine weitgehende architektonische Ausgestaltung der Häuser völlig wirkungslos geblieben wäre, ja eine große Hochführung der Gebäude alles zerstört hätte. Einen Beweis dafür mögen wohl die hohen Häuser der Neuzeit, die sich schon überall als fremdanmutende Elemente eingeschmuggelt hatten, geliefert haben. Sie sind ebenso wie alle übrigen Häuser abgebrannt. Hoffentlich werden beim Wiederaufbau der Stadt wieder niedrige einfache und dennoch gediegene Häuser nach dem Vorbild des alten Straßenzuges errichtet, damit das würdige und kennzeichnende Aussehen der Grande Rue künftig noch unverfälschter und einheitlicher das Auge erfreut, als dies in den letzten Jahrzehnten der Fall war.
An Geschäftsbedeutung kommt der Grande Rue die Rue Adolphe Saxe am nächsten; jedoch vermindert sich hier schon die Zahl der modern ausgestatteten Verkaufsstätten und gibt dem

G. Hermans phot.

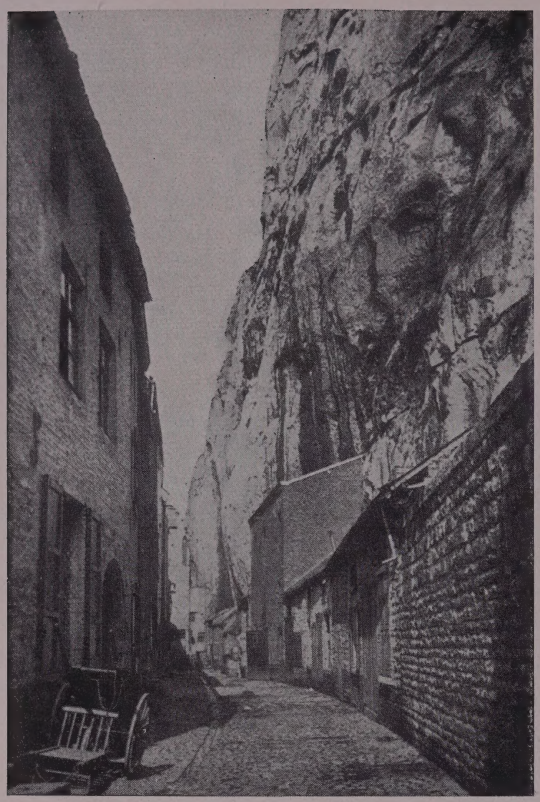
Östliche Platzwand des Notre-Dame-Platzes bis 1911; links ein altes Bürgerhaus (1911 abgebrannt).

einfacheren Laden, der weniger dem Bedürfnis des Fremdenverkehrs als dem der einheimischen und ländlichen Bevölkerung angepaßt war, mehr Raum. Trotz der ziemlich gleichartigen Benutzungsweise ist das Bild der Straße, das ziemlich unverändert bis in die Neuzeit erhalten geblieben war, ein ganz anderes als jenes der Grande Rue. In größerer Breite, nach der einen Seite zu durch eine konkave Linie marktartig erweitert, fanden hier auch Häuser Platz, die sich mit drei Stockwerken über das Erdgeschoß erhoben. Von ihrem nördlichen Ende gesehen, bot die breite Straße durch den Abschluß, den ihr in nicht allzu großer Ferne die Häuser des Notre-Dame-Platzes gaben, und vornehmlich durch die mächtig hochragende Turmseite der Stiftskirche ein überaus wirkungsvolles Bild (Abb. S. 66/67).
Als eine besondere Art von Geschäftsbetrieben mußten natürlich in einem so bedeutenden Fremdort wie Dinant die großen Hotels und die ihnen verwandten Kaffeehäuser einen breiten Raum des städtischen Weichbildes einnehmen. Für ihren Platz war die Nähe des Bahnhofes einerseits und eine schöne Lage anderseits bestimmend. So wurde namentlich das Aussehen des

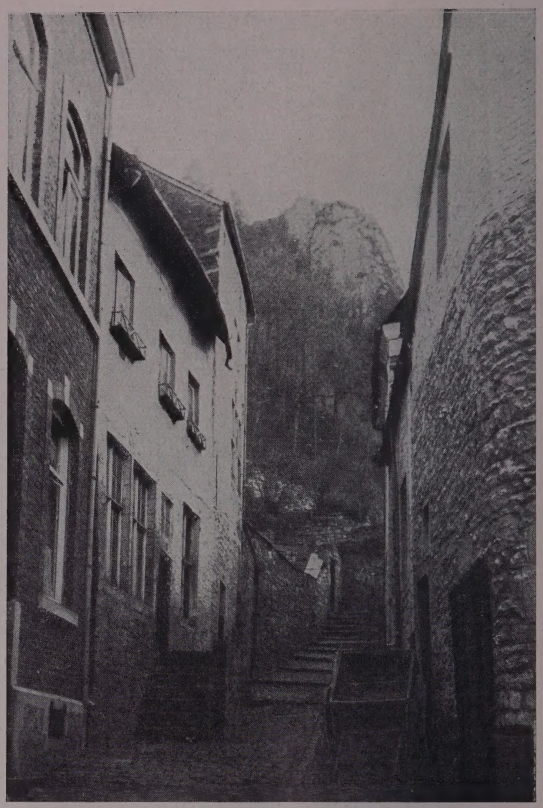
Notre-Dame-Platzes in den letzten Jahrzehnten immer mehr durch große Hotelbauten beeinflußt, und zwar in einer Weise, die das prächtige Platzbild empfindlich störte. Trotzdem war dieser Platz noch das städtebauliche und architektonische Glanzstück des modernen Dinant geblieben. Er ist es geblieben, obwohl mancher seiner schönen historischen Bauten längst verschwunden ist und an deren Stelle viele unschöne Neubauten getreten sind. Denn immer noch gibt der nördliche Platzabschluß von der hochragenden Kirche gebildet, dem Platz seine Weihe, immer noch steigt die ewige Felsenwand hinter der Kirche und den Häusern der Ostseite empor und bildet einen gewaltigen, beherrschenden Abschluß, der im ersten Augenblick die übrigen unpassenden Bauten übersehen ließ. Um so empfindlicher störten diese aber, wenn man sich gegen den Eingang der Hauptstraße zuwendete und dadurch der Wirkung des Felsens und der

Straßenbild im Süden der Stadt.

Kirche entzogen war. Ein einziges charakteristisches Haus war in der letzten Zeit noch unverändert am Platze übrig, nämlich das Pfarrgebäude, das sich so anmutig an die Chorseite der Stiftskirche anschmiegt. Es ist aber noch gar nicht lange her, daß auch die anderen alten Häuser noch vorhanden waren; ein Bild, etwa aus dem Jahre 1880 (Abb. S. 65) zeigt außer den charakteristischen kleinen Verkaufsbuden, die an die Kathedrale angebaut waren, vor allem noch ein stattliches Bürgerhaus, das bis zuletzt unverfälscht den Dinanter Charakter bewahrte; erst vor vier Jahren ist es einem Brande zum Opfer gefallen (Abb. S. 68). An seiner Stelle wurde das Hotel zur Zitadelle gebaut, das durch seine Höhe sowohl als durch seine Architektur nicht in den Platz herein paßte. Nächst ihm störten das Hotel Tête d'or am Eingange der Grande Rue, die Ziegelrohbauten der Südseite und die aufdringlich mit Reklame überzogene Brandmauer des Touristenhotels das Gesamtbild beträchtlich. Freundlich dagegen war der Einblick in die Adolf Saxe-Straße, weil diese eben ihr altes Bild ziemlich unverändert bewahrt hatte. Es wäre dringend zu wünschen, daß an Stelle all dieser jetzt zerstörten unschönen Bauten in Zukunft solche träten,



Rue sous le rocher.



Straßenbild in der Rue en Rhée.

die der Örtlichkeit ihre alte Schönheit wieder zu geben vermögen; die ganze Anlage des Platzes enthält hierfür die günstigsten Voraussetzungen.

Auch das Aussehen der Hauptstraße in St. Medard wird von den dort stehenden Hotels beherrscht. Vor allem das Hotel des Postes, das größte in Dinant, bestimmte hier den Charakter und führte dem Reisenden, bald nachdem er den Bahnhof verlassen hatte, die moderne Bedeutung Dinants für den internationalen Fremdenverkehr recht eindringlich, wenn auch nicht gerade in einem architektonischen Glanzstück, vor Augen.

Aus bescheideneren Hotelbauten, Kaffeehäusern und besseren Wohngebäuden gemischt war die Bebauung der Maaspromenade oberhalb der Brücke und jene des Maasplatzes. Die erstere bildete selbstverständlich durch ihre Breite und ihre landschaftliche Bevorzugung einen höchst angenehmen Aufenthalt für die Fremden. Ihren architektonischen Schmuck bildete das Rathaus (Abb. S. 97, 119). Der Maasplatz ist weniger ein Platz im strengen Sinne der städtebaulichen Auffassung als eine durch schon früher erwähnte historische und natürliche Bedingungen entstandene Erweiterung des Uferstreifens. Neben einigen Fremdkörpern in der Einheitlichkeit seines Bebauungscharakters finden sich hier noch einige hübsche Haustypen, die der südlichen Platzwand einen guten Abschluß geben. Sie machen zusammen mit dem prachtvollen Blick auf die Terrassen des jenseitigen Maasufers, das hier von dem Kloster der Dominikanerinnen bekrönt wird, die Schönheit des Platzes aus. Dagegen werden ihm durch den plumpen und ganz fremd anmutenden Musikpavillon und das unerfreuliche Denkmal des Malers Wiertz keine Vorzüge verliehen.

Altes Bürgerhaus am Nikolausplatz, durch Entfernung des Verputzes und Herausarbeiten der Fugen in der Neuzeit geschädigt.

In allen anderen Straßen der Stadt trat der Geschäftscharakter in dem Maße ihrer geringeren Verkehrsbedeutung immer mehr zurück. Den eigentlichen Kaufmann ersetzte in ihnen mehr und mehr der Krämer oder der Handwerker, der zum Absatz seiner Erzeugnisse einen Laden offen hielt. Durch diese Besiedelungsart waren vor allem die Leopoldstraße, der untere Teil der Jakobs- und der Philippevillerstraße und in vermindertem Maße die Petersstraße gekennzeichnet. In dem Reste der Stadt herrschte der reine Wohncharakter vor, wobei die soziale Schichtung der Einwohnerschaft nach Vermögen und Bildung teilweise recht deutlich in die Erscheinung trat. So finden wir den vermögenslosen Bestandteil der Bevölkerung auf die engen und engsten Straßen der Stadt hingewiesen: Rue de la Barque, Rue St. Michel, Petite Rue sind typische Beispiele hierfür. Einen vorherrschend kleinbürgerlichen Charakter zeigen neben den genannten Handwerkerstraßen vor allem die Rue de la Grêle, Rue en Île und die Vorstadt Leffe, während in der Rue en Rhée (Abb. S. 70), Rue des Tanneries und Rue du Faubourg, St. Nicolas u. a. m., wo ärmliche Wohnhäuser und gute Bürgerquartiere in gleicher Weise zu treffen sind, selbst manch sehr stattlicher Sitz eines Wohlhabenden Platz gefunden hat. Der ausgesprochene Mittelstand wird in Dinant von den Geschäftsleuten gebildet und wohnt in den Straßen und Häusern, wo sich ihre Läden befinden und die wir schon genannt haben. Herr-

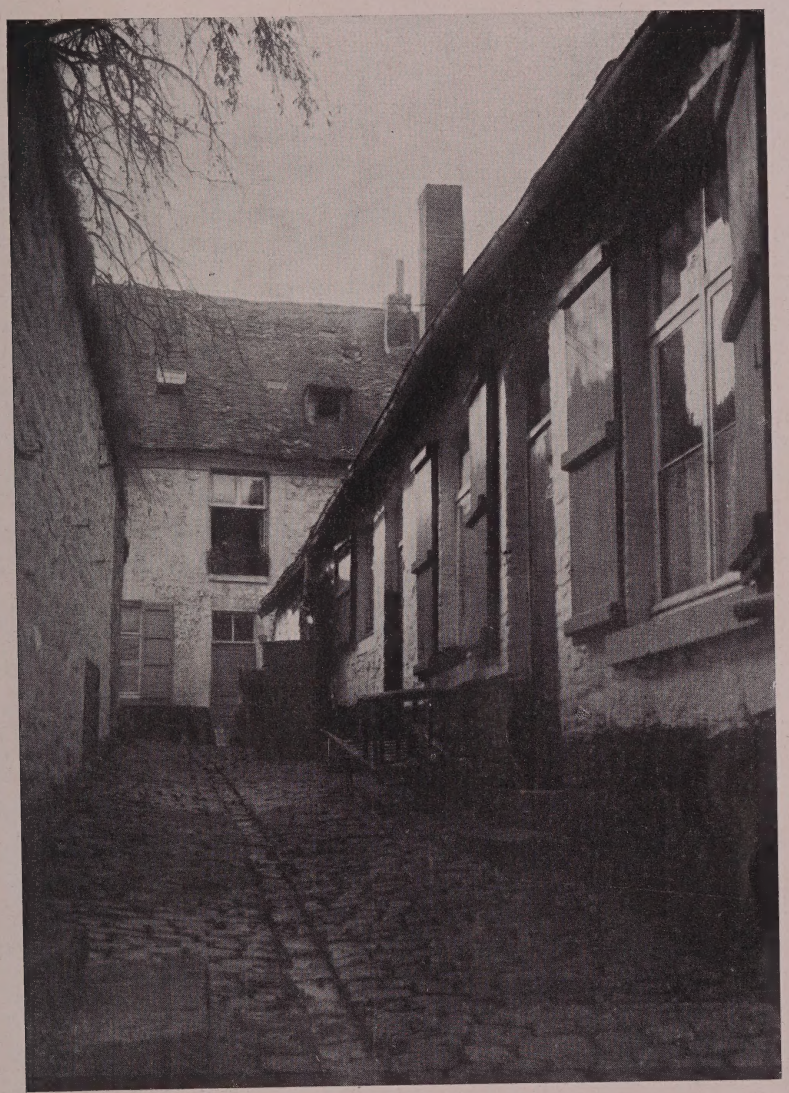
schaftliche Wohnhäuser enthalten vor allem die Straße nach Namur, Teile des Inselviertels und der unteren Stadt. Auch der Bergabhang am linken Ufer ist mit einzelnen vornehmen Wohngebäuden bestanden.
Außerhalb der eigentlichen Stadt, und zwar im Süden wie im Norden, hat auch die Großindustrie in Form von Webereien Raum gefunden und die Ansiedelung in ausgesprochenen Arbeitervierteln zur Folge gehabt.

Inmitten der zahlreichen und zerstreut liegenden Wohnquartieren der Stadt finden wir manche Häusergruppe und manches Platzbild das der Stadt zur Zierde gereicht oder sie charakterisiert. Eine ganz hervorragende Rolle im Stadtbilde kommt jener geschlossenen Häuserreihe zu, welche sich von der Brücke abwärts der Maas entlang zog (Abb. S. 13). Sie bildet eine Gruppe

Straßenbild in St. Medard.

von höchstem malerischen Reiz. Kaum einen Meter über dem Wasserspiegel und von ihm nur durch die Uferstraße getrennt, bildeten diese Häuser die unterste Stufe des herrlichen dreigliedrigen Aufbaues, der durch die Kathedrale mächtig gesteigert und durch die Zitadelle imposant bekrönt wird. In ihrer weißen und gelben Farbe fügte sich diese Häuserzeile gar freundlich in die Landschaft ein. Eine Reihe von Veranden schob sich über ihrem Erdgeschoß vor und wurde, ebenso wie die überkragenden oberen Stockwerke, getragen von eichenen Balkenköpfen oder steinernen Konsolen. Wenn im Sommer Geranien und Fuchsien mit ihren leuchtenden Farben die Fenster belebten und in weißen oder bunten Kästchen gezogene Kapuziner sich an den Pfosten der Veranden emporrankten, boten diese entzückenden und intimen Erscheinungen im Detail neue Schönheiten, wenn man sich am großzügigen Charakter des Gesamtbildes sattgesehen hatte.
Ein ganz anderes Bild wenige Schritte hinter diesen hellen freundlichen Häusern! Im Schatten der Notre-Dame liegt das Gäßchen mit dem treffenden Namen »sous le rocher«. Wirklich unter dem Felsen, nicht neben ihm, drängt es sich hin; mit seinen überhängenden, drohenden Massen

scheint der Berg herabstürzen zu wollen, um nicht nur die winzigen, oft nur einen einzigen Raum enthaltenden Wohnhäuschen, die an ihm angeklebt oder vielmehr eingebohrt sind, zu zermalmen, sondern auch die etwas größeren Häuser auf der andern Seite der Gasse zu begraben (Abb. S. 70). Volles Tageslicht umfängt wieder den freundlichen Patenier-Platz, der umsäumt war von alten



Kleinhäuserbild in St. Medard.

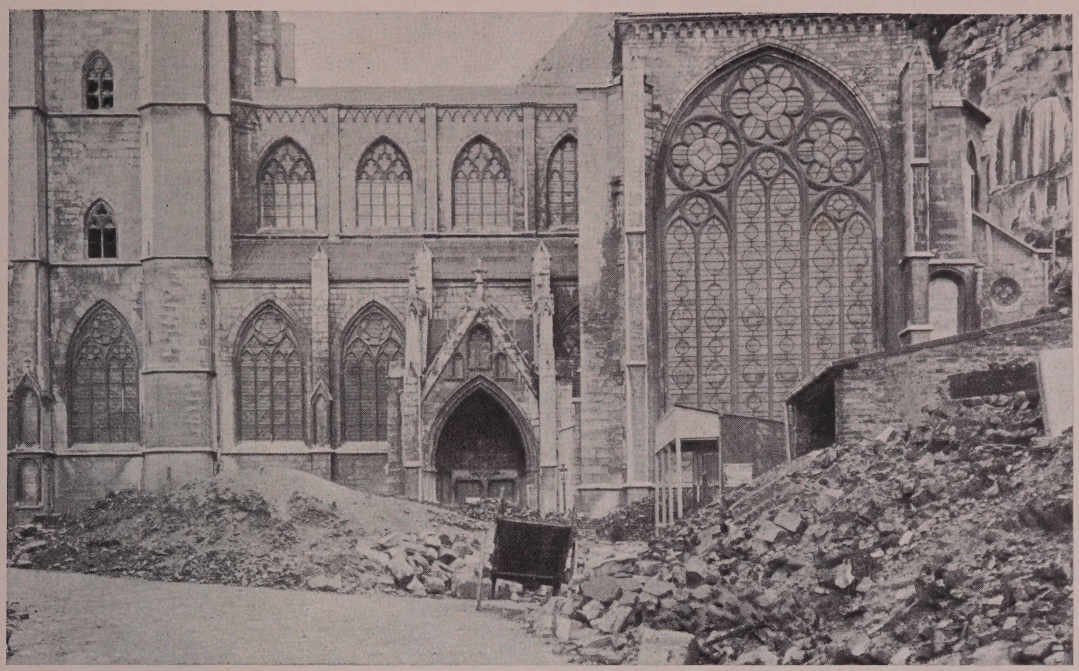
Bürgerhäusern. Über ihnen schauen nach der einen Seite hin lieblich die Terrassengärten des die Petersstraße begleitenden Berges herein; von der andern Seite, viel gewaltiger, blickt die hohe Zitadelle herüber, die von hier aus gesehen in eigentümlich veränderter Bergform, wie auf einer Kanzel thronend, erscheint.

Ein Gemisch von vielen sehr alten Häusern mit einer geringeren Zahl von neuen Maschinenziegelbauten gibt der Petersstraße ihr Gepräge. Mit der Grande Rue hat diese Straße in Anlage

und Bebauung viel Verwandtes, aber in bescheideneren Verhältnissen. Eine besondere Eigentümlichkeit besitzt sie dadurch, daß alle Häuser der östlichen Seite die Zugänge zu den höher gelegenen Hinterhäusern aufnehmen müssen.

Weiterhin im Norden finden wir noch eine hübsche Baugruppe in Leffe, deren Mittelpunkt die bescheidene Kirche bildet; mehrere ihr an Größe gleichwertige oder sie übertreffende alte Bürgerhäuser schließen sich um den kleinen Kirchenplatz traulich zusammen. (Abb. S. 104.)

Der Nikolausplatz, der die obere Stadt nach Süden abschließt, hat viel von seiner einstigen Wirkung verloren, seit hier die Leopoldstraße seine südliche Platzwand durchbricht. Wenn auch die aus Verkehrsrücksichten gebotene Notwendigkeit dieses Straßendurchbruchs ohne weiteres zugegeben werden muß, weil der frühere Ausgang durch die Rue de la Grêle eng ist und in scharfer Kurve zum Platz führt, so hätte die Lösung doch mit besserem künstlerischen Erfolg erreicht werden können, z. B. durch eine Überbauung des Ausganges der Leopoldstraße mit einem großen Torbogen. Mit dem Straßendurchbruch in seiner jetzigen Gestalt wird der Nikolausplatz vollständig zerrissen; durch einen stumpfen Winkel auf der einen und einen spitzen auf der andern Seite ergab sich eine nicht nur unschöne, sondern auch unpraktische Gestalt der anschließenden Häuser. Die starke Unregelmäßigkeit des Platzes, die sich gewiß schon früher als ein gewisser Mangel fühlbar machte, wurde bis zu seiner vollständigen Auflösung in ein aus sternförmig zusammenlaufenden Straßenmündungen bestehendes Gebilde getrieben. Nur die Eingänge der alten Straßen erinnern noch mit ihren altertümlichen Hausformen und einem einzeln stehenden, vornehmen Haus an das frühere Aussehen. (Abb. S. 71.) Außerhalb der eigentlichen Stadt finden sich in der linksseitigen Bebauung der Rue du Faubourg St. Nicolas einige reizvolle Häusergruppen. Auch in Teilen der Stadt, welche, wie wir sehen werden, in gesundheitlicher Beziehung durchaus keine einwandfreien Quartiere bieten, finden wir doch malerische Winkelbilder und Kleinhäusergruppen, die an die Bebauungsweise erinnern, wie wir sie in den Hafenvierteln norddeutscher Städte finden (Abb. 73). Die Steilgassenbebauung von St. Medard sehen wir heute noch unbeschädigt in der malerischen Erscheinung, von der wir Abbildungen (S. 72, 116) beifügen.



Südseite der Stiftskirche 1914.

DIE MONUMENTALBAUTEN.

DIE KIRCHE NOTRE-DAME.

Von
August Grisebach.

Am Fuße des Felsens, der die Zitadelle trägt, liegt die Hauptkirche der Stadt, die Stiftskirche Notre-Dame. Dicht in die Biegung gerückt, in der die Felswand nach dem Flusse zu sich vorschiebt, berührt der Bau im Osten und Nordosten fast das Gestein. An die Nordseite treten bis auf Gassenbreite Häuser heran. Vor der Westfront führt eine gegen den Fluß hin bebaute Straße vorbei. Aber nach Süden öffnet sich ein geräumiger Platz, auf den von Westen her die Maasbrücke mündet. Hier ist denn auch die ausgesprochene Schauseite und der zumeist benutzte Eingang (Abb. S. 77).

Nicht wie die Kirche einer Stadt in der Ebene hebt sie sich frei nach allen Seiten weithin ihre Umrisse gegen den Himmel abzeichnend. Kommt man zu Schiff die Maas hinauf, nähert man sich von den Höhen des jenseitigen Ufers dem Fluß, immer bleibt die Kirche im Bereich des mächtigen Felsens. Sie bleibt das kleinere Gewächs. Und doch erscheint sie nicht durch diese Nachbarschaft gedrückt und in ihrer Wirkung benachteiligt, denn die Maßverhältnisse ihrer Gliederung treten nicht mit denen des natürlichen Hintergrundes in Wettbewerb. Sie führen jedes ihr selbständiges Leben. Nicht ohne Belang für die Größenwirkung ist der Stil, in dem die Kirche gebaut wurde: es ist das Eigentümliche gotischer Bauten, daß sie größer wirken als Gebäude anderer Stile, weil unser Auge auf Grund der Maßbeziehungen am gotischen Gebäude selbst einen Hinweis für die tatsächliche Größe des Ganzen erhält, den ein antiker Tempel oder eine Barockfassade von gleichem Umfang an gleicher Stelle nicht geben kann.

Besitzt somit die Kirche in sich eine Gewähr für ihre maßstäbliche Wirkung, trotz der Nähe des Felsens, so dient ihr außerdem die Nachbarschaft der zweistöckigen Wohnhäuser als Hinweis auf ihre Größe. Neben diesen Häusern, über deren Dächer sie hoch emporsteigt, bleibt sie die Herrin. Und da einzelne Gliederungen des Gebäudes, wie die oberen Turmfenster, von nicht größerem Format sind als die Fenster der Wohnhäuser, erhält das Auge für das Größenverhältnis zwischen Kirche und Wohnhäusern leicht einen Anhalt (vgl. Abb. S. 13 u. 77).

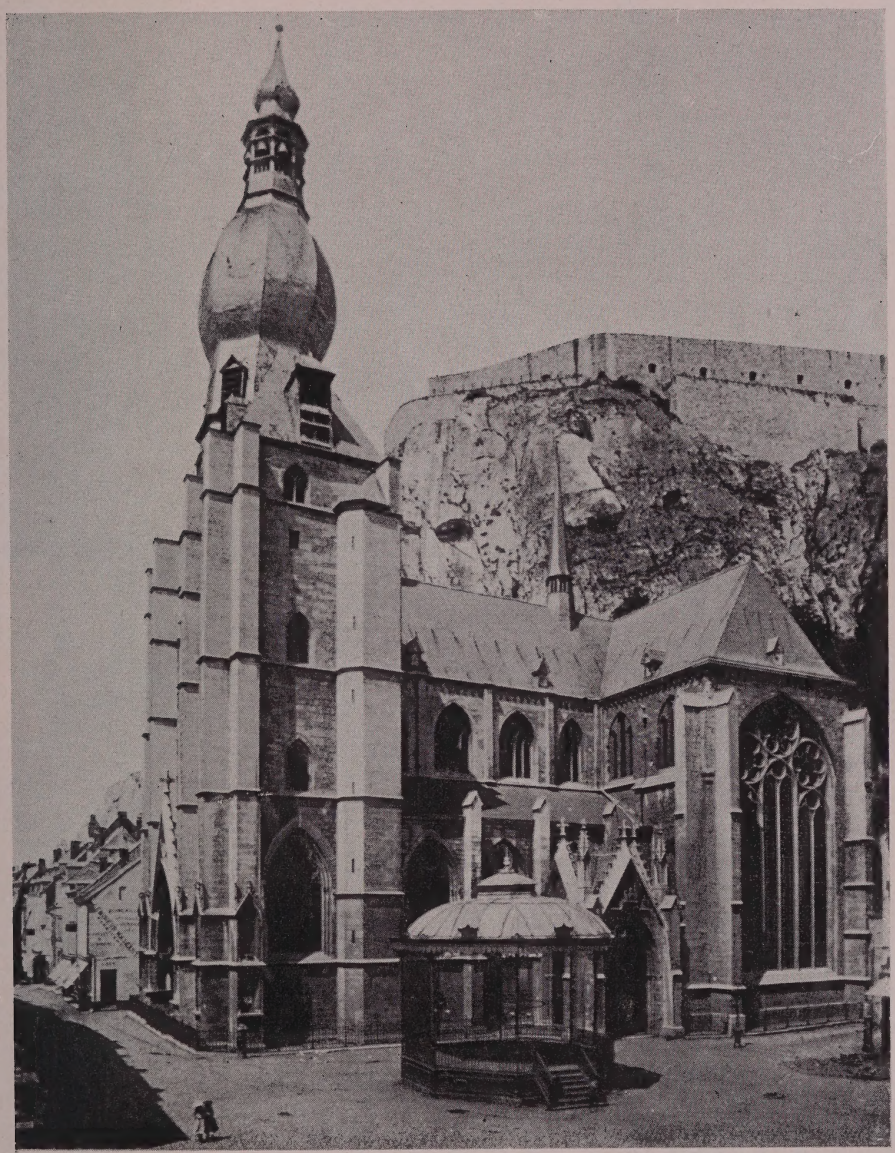
Der Kirchenraum. Der Gesamteindruck des Äußeren läßt einen stattlichen Innenraum erwarten. Die Erwartung wird übertroffen. In fünf Jochen erstreckt sich das dreischiffige basilikale Langhaus. In doppelter Jochweite folgt das einschiffige Querhaus, nach Norden und Süden um Seitenschiffbreite ausladend. Nur beim Chor hat man an die besondere Lage ein Zugeständnis machen müssen: Da man aus gottesdienstlichen Gründen einen Umgang nicht entbehren wollte, hat man auf die übliche Fortsetzung des Mittelschiffs über die Vierung hinaus verzichtet und das Chorpolygon unmittelbar angeschlossen, so daß es eher als eine Ausbuchtung des Querschiffes denn als besonderer Raumteil erscheint. Für die durch den Felsen bedingte Beschränkung im Osten ist im Westen der Raum erweitert dadurch, daß man die Turmjoche in den Langhausraum einbezogen hat.

Neben der übersichtlichen Klarheit des Grundrisses ist es die einheitliche Durchführung im Aufbau, die dem Raum Weite und zugleich Geschlossenheit verleiht. Das dreiteilige System, Arkaden, Triforien, Lichtgaden, kehrt im Langhaus, Querschiff und Chor wieder, konstant bleibt auch das eigentümliche Verhältnis zwischen den auf schlanken Rundpfeilern ruhenden Bogen einerseits und dem Laufgang mit dem Fenstergeschoß andrerseits. Es gibt der Raumfigur eine hochbeinige Gestalt mit einem verhältnismäßig kurzen Oberkörper. Das kam ehemals noch stärker zum Ausdruck, als der Fußboden noch etwa einen halben Meter tiefer lag. Durchgehend im Wandsystem ist auch die Behandlung der Gewölbestützen: von den Kämpfern der Arkadenpfeiler steigt ein dünner Dienst aufwärts bis zum Gesims des Triforiums, um dort von einer kurzen, stämmigen Halbsäule abgelöst zu werden, auf der die Gewölbeanfänger aufsitzen. Diese Gliederung gibt dem Aufbau etwas Stockendes, Unbeholfenes. Es fehlt dem System an Geläufigkeit (s. Abb. S. 83).

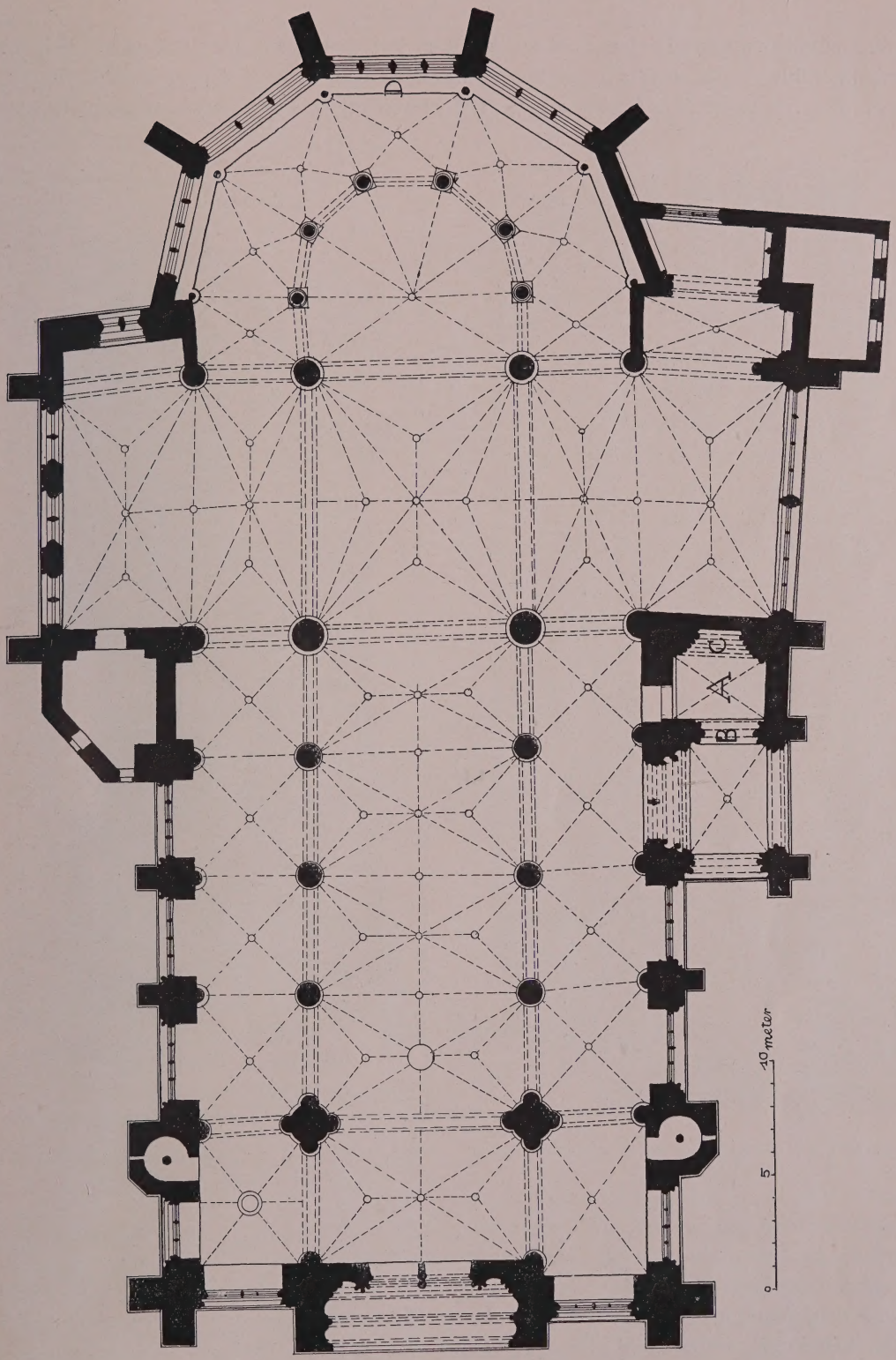
In der Behandlung der Außenmauern im Seitenschiff und Chorumgang kommt ähnlich wie bei den Hochschiffwänden ein Verlangen nach Aufgliederung zum Ausdruck. Wie bei der Hochschiffwand will man die Mauer organisieren, in tragende und raumabschließende Teile trennen. Zu einem Gliederbau im Sinne der Hochgotik kommt es jedoch nicht. Noch bleibt der Mauermasse ein Teil der tragenden Funktion vorbehalten. Am Fuß der Fenster springt die Mauer zurück; es ergibt sich ein Laufgang, der — mehrmals in der Höhenlage wechselnd — um Chor, Querhaus und Langhaus herumläuft.

Zur einheitlichen Wirkung des Raumes tragen schließlich nicht zum wenigsten die Gewölbe bei: sie sind in sich einheitlich, Sterngewölbe im Mittel- und Querschiff, Kreuzrippen in den Seitenschiffen (bis auf das Gewölbefeld unter dem Nordturm, der ein Sterngewölbe hat). Aber ein Blick auf ihren Anschluß an die Gewölbeanfänger zeigt, daß sie nicht dem ursprünglichen Entwurf entsprechen, denn die Gewölbeanfänger deuten durchweg auf einfache Kreuzrippen. Um die Änderung gegenüber dem früheren Plan zu verstecken, hat man Zierstücke, Blattornamente, Wappen, Engelfigürchen auf diesen Nähten angebracht.

Geht man der Durchbildung im Einzelnen nach, so bemerkt man neben der Gleichartigkeit der Gesamterscheinung eine Reihe von Verschiedenheiten im Chor, Querhaus und Langhaus. Die Bauleute, die im Laufe der Zeit an dem Gebäude tätig waren, haben zwar im wesentlichen

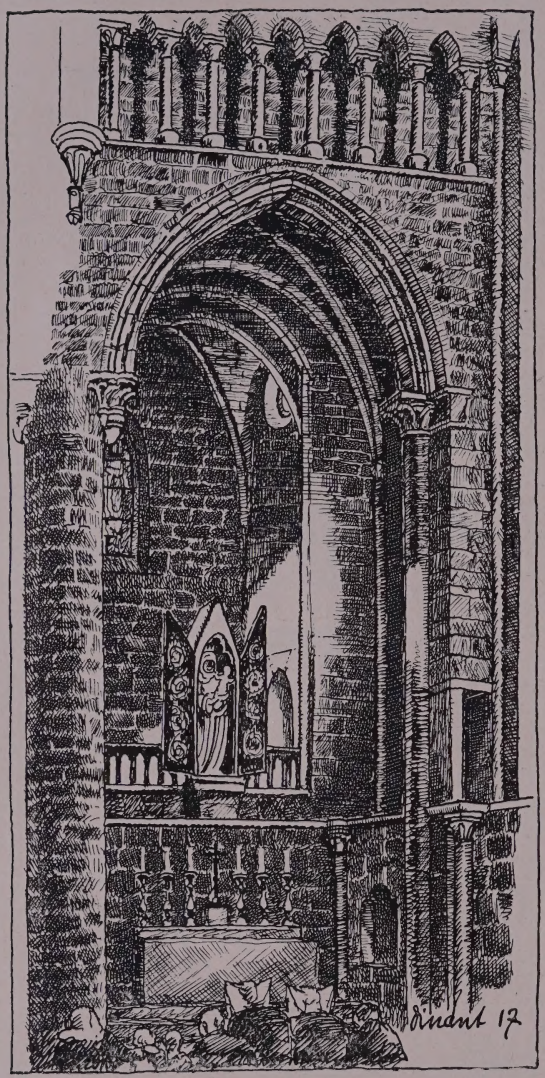


Die Stiftskirche vom Notre-Dame-Platz aus.

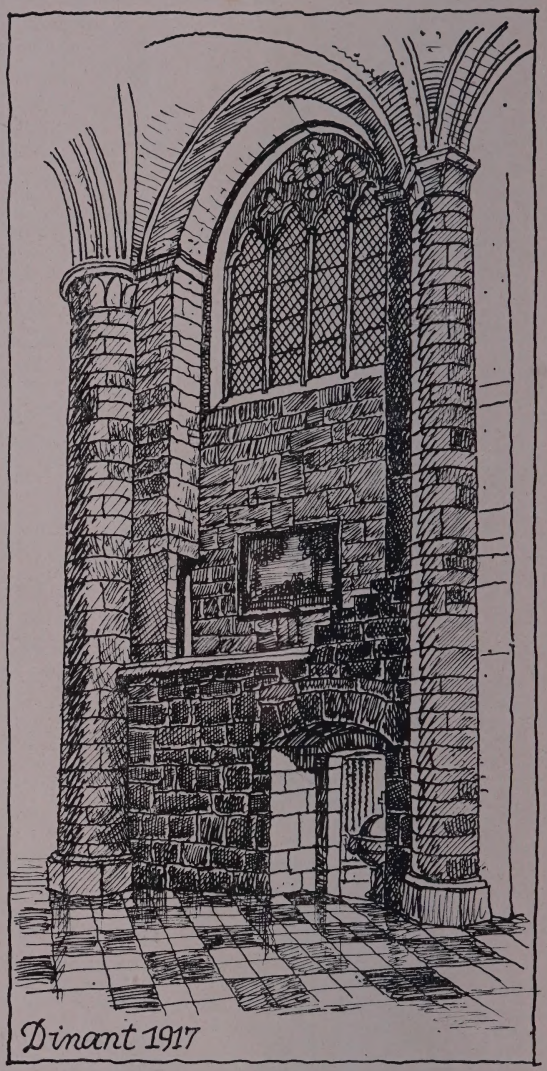


Stiftskirche, Grundriß.

an dem einmal vorgezeichneten Plan festgehalten, sich aber nicht ängstlich an ein Schema gebunden gefühlt. Und so erhält der Raum eine lebendige, bewegte Gebärde, erscheint als ein Wesen, das frei unter dem Gesetz atmet. Die Abweichungen geben zugleich einen Hinweis auf



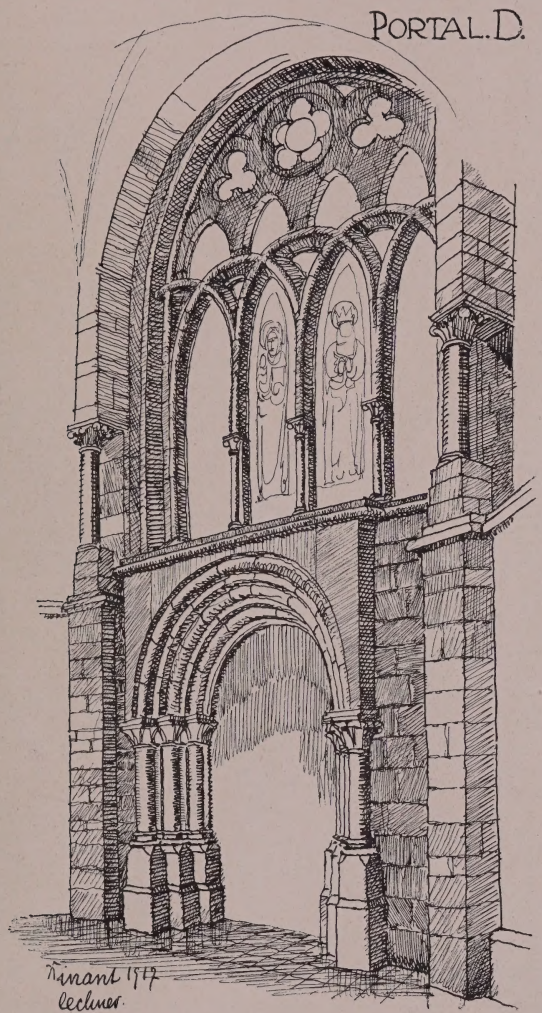
Stiftskirche, Blick vom südlichen Querschiff in die östliche Kapelle und den Anbau.



Stiftskirche, Blick auf die Außenwand im südlichen Seitenschiff mit dem Zugang zur Taufkapelle.

die Baugeschichte der Kirche. Man kann im wesentlichen zwei Arten der Formgebung unterscheiden, die eine findet sich im Chor und Querschiff, die andere im Langhaus.
Die schlankere Figur der Rundpfeiler im Chor im Vergleich zu denen des Langhauses erklärt sich aus dem Wunsch, die Verbindung zum Umgang durchsichtiger zu gestalten, nicht aus einer stilistischen Entwicklung, wohl aber spricht diese aus der verschiedenen Bildung von Sockel, Kapitäl usw. Im Chor Knospenkapitäle, im Langhaus Kelchblockkapitäle mit anliegenden

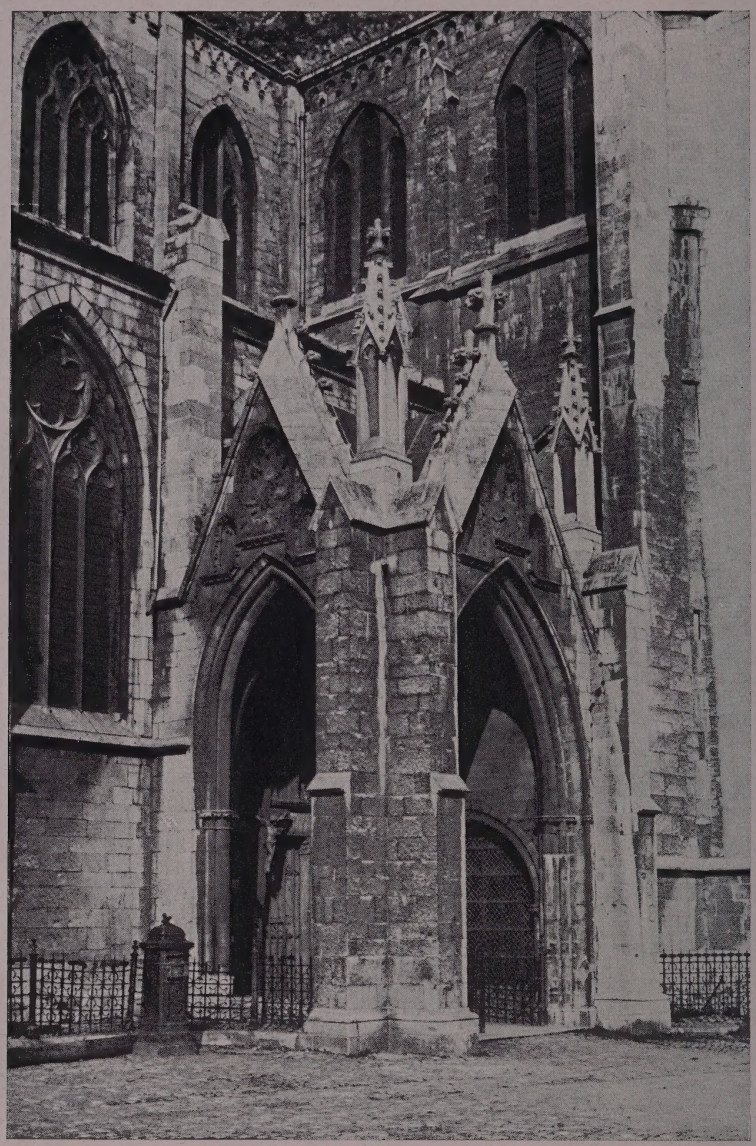
Blättern. Die Sockel im Chor von quadratischem Grundriß, quadratisch geschnitten die Deckplatten der Kapitäle; im Langhaus Sockel sowohl wie Deckplatten achtseitig polygonal. Die Basen im Chor zeigen ein ausgesprochen attisches Profil mit Eckblättern; an den östlichen Vierungspfeilern dagegen und im Langhaus fehlt das Eckblatt, die Basen sind flacher, das Profil



Stiftskirche, Fenster und Portal (jetzt Altarumrahmung) im Chorumgang hinter dem Hochaltar.

fließender: an Stelle von Kehle und Rundstab tritt ein niedriger Karnies. Die Scheidbögen im Chor und Querschiff verlaufen in strafferer Spitzbogenform als die flacher, stumpfwinkliger geführten Bögen im Langhaus. Die Triforien in den einzelnen Wandfeldern sind der Zahl der Öffnungen nach, mithin in der Weite der Bogenspannung, verschieden: im nördlichen Querhaus nebeneinander eine Gruppe von 4 und 5; auf dem südlichen Flügel korrespondiert nicht einmal die Ostseite (5 und 7) mit der Westseite (4 und 6), am west-

lichen Joch des Langhauses sind es 4, in den übrigen je 5 Öffnungen. Die Kapitälform der Säulchen entspricht im Chor und Querhaus wie im Langhaus denen der Rundpfeiler. Während in den östlichen Teilen die Mauer über den Bögen geschlossen bleibt, hat man im Langhaus drei-



Stiftskirche, südliche Vorhalle.

eckige Vertiefungen in den Zwickeln angebracht, außerdem die Bögen mit Nasen in Dreipaßform verziert.

Die Formgebung im Umgang und an der Westwand des Querschiffes erscheint sodann altertümlicher durch die vielfache Verwendung von Kragsteinen als Abschluß der Gewölbe- und Bogen-

G. Hermans phot.

Stiftskirche, Blick auf den Chor.

stützen. Sie fehlen im Langhaus. Das entspricht der allgemeinen Entwicklung, die auf diese Anordnung verzichtete, sofern nicht, wie es in den Mönchskirchen der Fall ist, das Gestühl die Verwendung von hochsitzenden Konsolen bedingte.

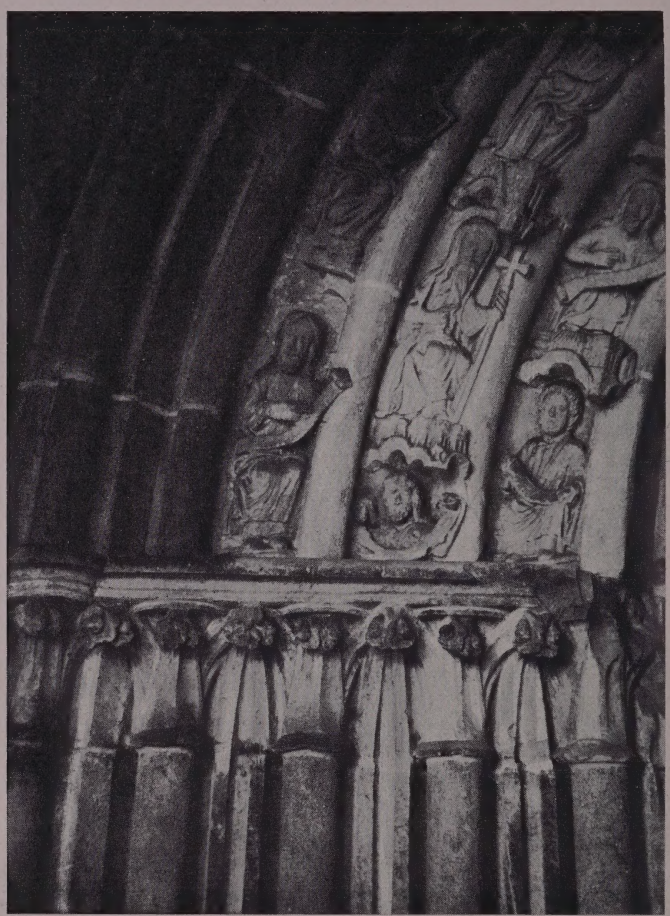
Die Fenster haben in ihrer Aufteilung im Laufe der Zeit starke Änderungen erfahren, doch läßt sich aus ihrem Gesamtschnitt auf eine bauliche Entwicklung schließen, die mit der der anderen Formen übereinstimmt. Alle Fenster im Chorumgang sitzen unter rundbogigen Schild-

Stiftskirche, Taufkapelle mit dem ehemaligen Querhausportal.

bögen, die sich mit Schildrippen gegen die Gewölbefelder abgrenzen (Abb. S. 81). Die Fenster selbst liegen z. T. in rundbogigen Blenden, z. T. sind auch die Öffnungen noch rundbogig geschnitten, so die des Mittelfensters, dessen (allerdings vollständig erneuerte) Aufteilung mit seinen starken Pfosten und Rundbögen einer wesentlich altertümlicheren Richtung angehört als die Gruppe der Lanzettfenster an der Süd- und Nordseite des Umganges; dagegen hat das kleinere Fenster im ersten nördlichen Joch wieder eine ähnliche Aufgliederung wie das Mittelfenster[1]) und auch das

[1]) Das entsprechende südliche Fenster ist heute infolge des Anbaues von Nebenräumen zugemauert, die Wände wurden in wenig verständnisvoller Art im vorigen Jahrhundert mit Maßwerk bemalt. Von außen

schlanke Fenster in der an der Ostseite des nördlichen Querhausarmes anschließenden Kapelle ist rundbogig. Die Fenster im Chorhaupt und an den Ost- und Westseiten des Querschiffes zeigen spitzbogige Lanzettform wie die im zweiten südlichen und nördlichen Joch des Umgangs. Mit dieser Gestaltung geht auch überein das große Nordfenster des Querschiffes; drei schlanke, spitzbogige Fenster unter spitzbogiger Blende zusammengefaßt; auch hier jedoch in der Weise, daß zwischen den Öffnungen noch Mauerwerk stehenbleibt: eine voll-



Stiftskirche, Archivolten am ehemaligen Querhausportal in der Taufkapelle. (Vgl. Abb. S. 92.)

ständige Auflösung des Blendenfensters wird nicht gewünscht. Jede Öffnung führt noch ein Sonderdasein. Anders das Südfenster: es umfaßt die gesamte Breite der Wand unter einem runden breiten Bogen (Abb. S. 75). Auch hier ist das Maßwerk durchweg neu, so daß über seine ursprüngliche Form nichts ausgesagt werden kann. Für die außerordentliche Größe des Fensters (in seinem unteren Teile war es früher durch Anbauten verkürzt, wie alte Abbildungen zeigen) war die besondere Lage der Kirche maßgebend.

läßt sich feststellen, daß sich hier unter einer rundbogigen Blende eine Gruppe von drei Lanzettfenstern befand, deren Spitzbögen mit Pässen verziert waren.

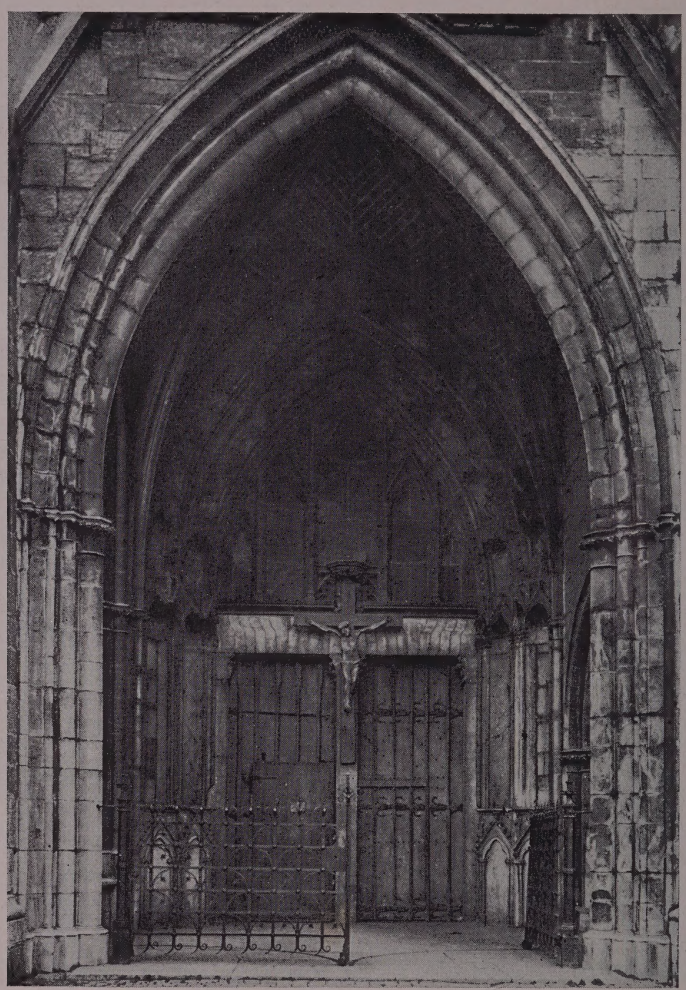
Kommt doch der Chor wegen des Felsens als Lichtquelle kaum in Frage; infolgedessen war man für die Lichtführung auf andere Fronten angewiesen. Aus diesem Grunde sind auch die Fenster im Langhaus von möglichst breitem Format und die großen Öffnungen der Westfront der Beleuchtung des Raumes dienstbar gemacht.

Die Taufkapelle. In der Ecke, die die Westseite des südlichen Querhauses und das südliche Seitenschiff bildet, liegt, etwa einen halben Meter tiefer als der heutige Kirchenboden, ein kleiner,

Stiftskirche: Westportal.

mit einem Kreuzgewölbe überdeckter Raum, durch eine schmale Tür von dem südlichen Seitenschiff aus zugänglich (Abb. S. 80). Er dient heute als Taufkapelle. An der Ostwand steht ein Altar in einer reichgerahmten Nische: An dem schräg einspringenden Gewände wechseln Säulen vor halbrunden Vertiefungen mit schmalen, durch Kehlen profilierten Leisten. Auf den Deckplatten der Knospenkapitäle nehmen rundbogige Archivolten die Gliederung des Gewändes auf: Rundstäbe zwischen drei Reihen figürlicher Plastik (Prophetenfigürchen, in der Mitte des

innersten Ringes das Lamm Gottes, im Außenring eine Krönung Mariä zwischen Räuchergefäße schwingenden Engeln). Daß diese Umrahmung für den heutigen Zweck errichtet wurde, ist nicht wahrscheinlich. Sie kann nur die eines Portals gewesen sein, das in das südliche Querhaus führte. Das geht hervor aus dem Gesamtentwurf, ebenso aus Einzelheiten, wie dem Abbrechen des Gewändes am Einsatz der rechteckigen Nische, in der der Altar steht und in der Spuren eines Türverschlusses vorhanden sind. Darauf deutet auch das Quaderwerk an der



Stiftskirche: Portal der südlichen Vorhalle.

entsprechenden Stelle der Westmauer des Querhauses. Man wird annehmen dürfen, daß die heutige Taufkapelle ursprünglich eine Vorhalle gewesen ist, die als Zugang zum Querschiff diente (vgl. Abb. S. 85, 86, 92).

Die Vorhalle wird nicht viel später als das Portal begonnen worden sein, denn die Gewölbedienste, die sich unmittelbar an das Gewände anschließen, ohne allerdings mit ihm in festem Verbande zu stehen, stimmen in ihren Basen und Kapitälen mit denen des Gewändes überein.

Auch die Westwand der heutigen Kapelle ist in ihrem Kern aus derselben Bauzeit. Dafür spricht die rundbogige Schildrippe. Von anderer Art jedoch ist die breite Spitzbogenöffnung, die nicht in der Achse des Schildbogens sitzt, sondern gegen die südliche Ecke gerückt ist. Ihr Gewände zeigt wesentlich andere, spätere Formen als die Altarwand. Die Sockel sind nicht quadratisch, sondern polygon, die Basen flach, die Kapitäle mit entwickelteren Blättern verziert, das Profil der Deckplatten zeigt die für die spätere Zeit charakteristischen Schräge und Karnies. Ursprünglich war es kein Fenster, sondern ein Portal, die niedrige Brüstungsmauer samt der Verglasung sind sichtlich neueren Ursprungs. Der Verschluß erfolgte erst gelegentlich der Wiederherstellungsarbeiten im vorigen Jahrhundert. Damals hat man das hinter einer Verkleidung verborgene, einstige Querschiffportal freigelegt (mündliche Mitteilung des Pfarrers) und die Vorhalle zur Taufkapelle hergerichtet. Der alleinige Zugang zur Kapelle führt heute durch die erwähnte schmale Öffnung vom Seitenschiff aus. Sie ist heute durch ein Gitter verschließbar, zeigt jedoch auf der Kirchenseite Spuren eines ehemaligen Türverschlusses. Ihr Gewände und der Spitzbogen mit der Kleeblattblende sind jüngeren Datums als das Querschiffportal. Als man dieses errichtete, war die Öffnung zum Seitenschiff noch nicht vorhanden. Ob man bereits bei deren Anlage das Portal zum Querschiff zugemauert hat, läßt sich nicht feststellen. Die Formen des Durchgangs entsprechen denen der westlichen (Fenster-)Öffnung.

Derselben Bauperiode wie der Durchgang und die (Fenster-)Öffnung gehören auch das Südportal und seine Vorhalle an, heute der Hauptzugang zur Kirche (Abb. S. 82, 88). Eine längere Frist zwischen den Anlagen der (Fenster-)Öffnung und dem Bau der Vorhalle ist den Formen nach nicht wahrscheinlich, ja, die Tatsache, daß die Öffnung nicht in die Mitte der Kapellenwand, sondern seitlich gelegt ist, läßt darauf schließen, daß man damit dem Gewände des Südportals Platz schaffen wollte, beide also demselben Entwurf angehören. Demnach hätte neben der heutigen Vorhalle, bevor man den Zugang verglaste, die jetzige Taufkapelle als ein nach draußen offener Hallenraum bestanden, der anfänglich als Eingangshalle zum Querschiff gedient hatte und nach Zumauerung des Portals — wann, steht dahin — in der schmalen Öffnung einen Nebeneingang zum Seitenschiff besaß.

Außenbau. Am Außenbau setzen sich die einzelnen Raumteile klar voneinander ab. Deutlich wird am Langhaus die im Verhältnis zum Unterbau geringe Höhe des Oberlichtgadens. Er erscheint besonders niedrig durch das Breitformat der Fenster in den breit entwickelten Feldern. Strebebögen fehlen. Nur Strebepfeiler begegnen dem Schub der Gewölbe. Da die Mauern von beträchtlicher Stärke sind und der Gewölbeschub nicht durchaus auf die Rippen konzentriert ist, sind die Pfeiler nicht besonders kräftig. Am stärksten am Chorumgang und Querhaus — sie endigen hier unterhalb des Hauptgesimses mit Satteldächern — und an den Türmen; schlanker an den Seitenschiffen, wo sie den Ansatz des flachgeneigten Pultdaches überschneiden, ebenfalls mit Sätteln schließend; als flache lisenenartige Streifen, die mit dem Hauptgesims abschneiden, am Chorhaupt und Obergeschoß des Langhauses (vgl. Abb. S. 75, 77).

Das Hauptgesims zeigt den Verlauf der Baugeschichte von Ost nach West: am Chor und Querhaus ein Rundbogenfries, am Langhaus ein Fries aus flachen profilierten Spitzbogen.

An den Türmen sind die Pfeiler und der polygonal vorspringende Treppenturm Träger der Aufwärtsbewegung. Die Gurtgesimse ordnen sich diesem Eindruck unter. Der Wechsel in der Geschoßhöhe unterstützt den Eindruck der Bewegung.

Von der Bedeutung der breiten und hohen Fenster in den unteren Teilen der Türme und am Mittelbau der Westfront war bereits die Rede.

Ursprünglich überragten die Türme in Höhe ihres niedrigen obersten Geschosses den Mittelbau,

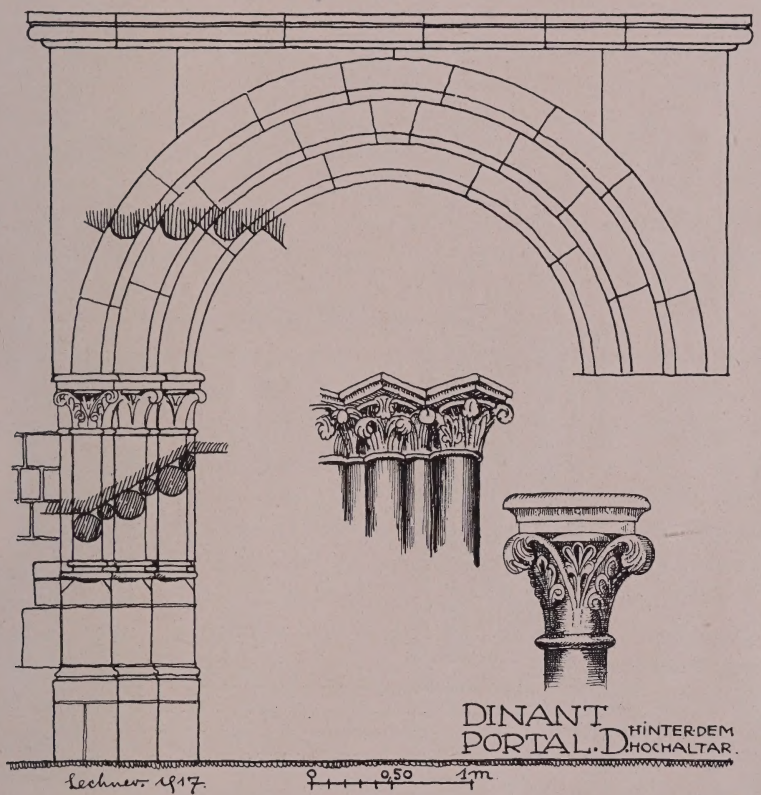
der vermutlich ein Satteldach getragen hat mit dem Giebel nach Westen, so daß die oberen Turmgeschosse nach allen Seiten frei lagen. Dafür sprechen die Gurtgesimse und Fenster an den Innenseiten, die heute, nach dem Brande des Helms, sichtbar sind. Die Türme werden ursprünglich mit einer Plattform oder einem Zeltdach geendigt haben. Durch den Aufbau der schlanken Zwiebel auf den Mittelbau im 16. Jahrhundert, der fortan zum Wahrzeichen für Kirche und Stadt wurde, erhielt die Westfront einen durchaus neuen Charakter. Nicht bloß durch den hochgezogenen Ballon mit seinem eigenwilligen Umriß, sondern dadurch, daß man an Stelle des

Stiftskirche, vermauertes romanisches Sandsteinportal an der nördlichen Außenmauer des Langhauses.

Nebeneinanders gleichwertiger Teile einen beherrschenden Akzent in die Mitte setzte, dem sich die niedrigen Zeltdächer der Türme unterwerfen: das monarchische Prinzip des Barocks ließ die Fassade in einer zusammenfassenden Krönung ausklingen.

Zur Baugeschichte. Der heilige Maternus, der Apostel der Ardennen, soll es gewesen sein, der im 4. Jahrhundert auf dem Platze, auf dem vordem ein Heiligtum der Diana gestanden habe, eine Kapelle errichtete. Um das Jahr 600 siedelte der heilige Perpetuus, Bischof von Lüttich, Mönche bei dieser der Mutter Gottes geweihten Kapelle an. Im Jahre 934 ließ Bischof Richard von Lüttich an ihrer Stelle eine Kirche erbauen. Von ihr ist nichts erhalten. Aus dem Jahre 1227 wird ein Bergsturz gemeldet, dem ein großer Teil des damals vorhandenen Gebäudes zum Opfer fiel. Man darf den gegenwärtigen Bau mit diesem Ereignis in Verbindung bringen. Ein bestimmtes Datum des Baubeginnes ist nicht überliefert. Die ältesten Bauteile lassen

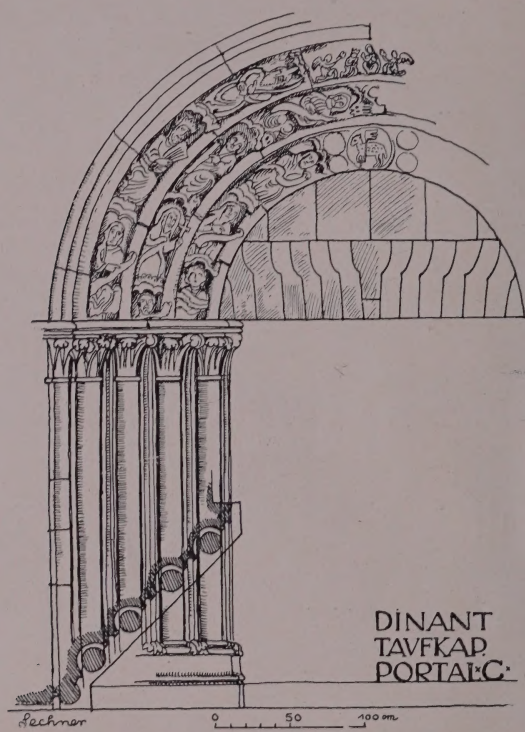
jedoch auf eine Entstehung in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts schließen. Hierzu gehört die Altarumrahmung an der Ostwand des Choreinganges hinter dem Hochaltar, die ihrer Komposition nach ursprünglich ein Portal gerahmt haben wird, ein Portal, das vielleicht zu einer in den Felsen gehauenen kryptenartigen Kapelle geführt hat. Jedenfalls wäre eine derartige Umrahmung für einen Altar durchaus ungewöhnlich. Die Formen ihrer Dienste stimmen überein mit der heutigen Altarumrahmung in der Taufkapelle, die, wie wir sahen, bestimmt ein ehemaliges Portalgewände darstellt (Abb. S. 91).
Der Figurenschmuck an den Archivolten dieses einstigen Querhausportals macht einen altertümlichen Eindruck. Ausgeschlossen erscheint jedoch nicht, daß er mit der Architektur gleich-



Stiftskirche, Portal (heute Altarumrahmung) im Chorumgang hinter dem Hochaltar.

zeitig entstanden ist und von einem Bildhauer der älteren Richtung herrührt. Jedenfalls irrt Schayes (Histoire de l'Architecture en Belgique III. 161 Anm. 2), wenn er meint, die Taufkapelle sei ein Rest des romanischen Baues (vgl. Abb. S. 86, 92).
Von dem älteren Bau, jedoch nicht dem des 10. Jahrhunderts, erhalten ist lediglich das an der nördlichen Außenmauer des Langhauses eingebaute, vermauerte Sandsteinportal. Seine Pfeiler und Rundbogen waren mit einer Folge flacher Reliefs in rechteckigen Feldern verziert. Soweit der äußerst verwitterte Zustand der Plastik einen Schluß zuläßt, handelt es sich um Arbeiten aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts (Abb. S. 90).
In welchem Tempo der Bau fortgeführt, wann er unterbrochen und wann er wieder aufgenommen wurde, läßt sich ebensowenig durch Zahlen belegen wie der Baubeginn. Aus dem Befund läßt

sich nur entnehmen, daß nach der Vollendung von Chor und Querhaus entweder ein Wechsel in der Bauführung oder eine Unterbrechung in der Arbeit stattgefunden hat. Immerhin deutet die Beibehaltung des Systems im Langhaus, vor allem auch die altertümliche Gliederung der Seitenschiffmauern darauf hin, daß auch diese Teile noch dem 13. Jahrhundert angehören. Dem widerspricht auch nicht die vom Chor und Querhaus abweichende Gestaltung der Einzelformen, wie Sockel, Basen und Kapitäle. Dagegen tragen die Mittelschiffenster in ihrem breiten Format den Charakter späterer Zeit. Aus dem Maßwerk der Fenster sind, infolge der zum Teil durchgreifenden Erneuerung im vorigen Jahrhundert, keine Schlüsse zu ziehen. Es erscheint wohl möglich, daß die oberen Teile des Mittelschiffes bei der Zerstörung der Stadt durch den



Stiftskirche, ehemaliges Querschiffportal in der Taufkapelle.

Herzog von Burgund im Jahre 1466, unter der auch die Stiftskirche stark zu leiden hatte, derart beschädigt wurden, daß man sie neu aufführen mußte. Bestimmt trifft das auf die Gewölbe zu. Neben der Sternform weisen vor allem die Zierstücke, die an der Grenze zwischen den Anfängern des ursprünglichen Kreuzgewölbes und der neuen vielgliederigen Rippenteilung den Übergang vermitteln, deutlich auf das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts hin.

1554 wurde der hölzerne Glockenturm aufgesetzt, der, wie es heißt, zunächst für das Stadthaus bestimmt war. Er fiel dem Brande der Stadt im August 1914 zum Opfer.

Die Inneneinrichtung der Kirche ist zu Ende des 16. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts mehrfach verändert und bereichert worden. Alles, was damals als Inventar neu hinzukam, wurde gelegentlich einer durchgreifenden Instandsetzung der Kirche im Laufe des vorigen Jahrhunderts entfernt. Bereits im Jahre 1825 war der Fußboden um etwa 60 cm höher gelegt worden. Seit 1855 und namentlich von 1875—1892 waren unter Aufsicht der belgischen Monumentalbau-

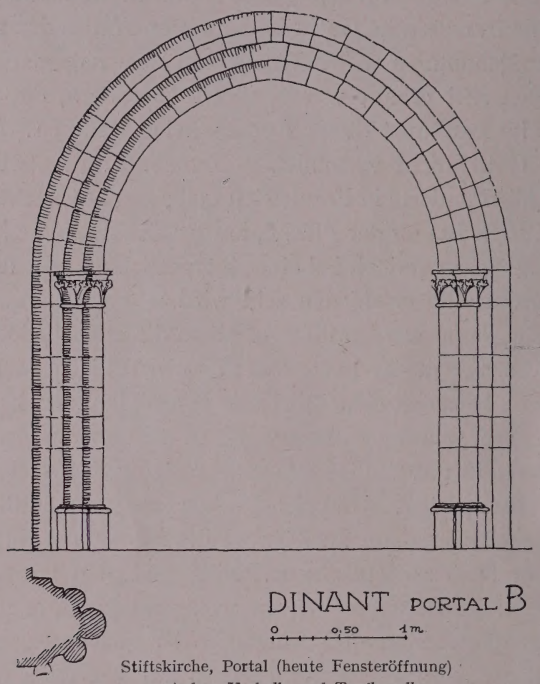
kommission Architekten am Werke, deren Bestreben dahin ging, das Gebäude in seiner mittelalterlichen Schönheit »stilrein« wieder erstehen zu lassen. Der marmorne Hochaltar der Barockzeit wurde durch einen neugotischen ersetzt, eine säulengetragene Sängertribüne entfernt. Ferner wurden damals alle schadhaften Schmuckteile, insbesondere das Maßwerk, säuberlich ergänzt; wenn man dabei auch bestrebt war, den alten Formen zu folgen, so kann doch zum Beispiel das Maßwerk in dem großen Fenster des südlichen Querhauses mit seinen kraftlosen Profilen den Geist einer für die Gotik im Innersten unempfindlichen Epoche nicht verleugnen. Mochte immerhin den Leitern der Restauration die romantische Idee einer Wiedergeburt in mittelalterlicher Reinheit vorschweben, die ausführenden Werkleute waren nicht imstande, den Formen wirkliches Leben zu schenken.

Stilgeschichtliches. Die Architektur der Notre-Dame in Dinant ist ein charakteristisches Beispiel für die Art, wie die französische Gotik in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in den südlichen Niederlanden aufgenommen wird. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Kathedrale von Reims zur selben Zeit erbaut wurde, so wird deutlich, daß von einer unbedingten Hingabe an die französische Baukunst dieser Epoche keine Rede ist. Man hatte sich den allgemeinen Tendenzen der Gotik nicht verschließen können. Der Entwicklung jedoch, die sich in ihr um die Wende des Jahrhunderts in Frankreich vollzogen hat, steht man passiv gegenüber. Bei aller Freude an der Aufgliederung der Fläche, an der Durchdringung der Mauer nach struktiven Gesichtspunkten verharrt man doch bei einer Körperlichkeit, die dem Auge des damaligen Franzosen plump und schwerfällig erschienen sein wird.

Beim Eintritt in den Kirchenraum werden ihm vor allem die ungegliederten Stämme der Rundpfeiler aufgefallen sein (Abb. S. 83). Er hatte statt dessen bei sich zu Hause die kantonierten Pfeiler mit alten und jungen Diensten eingeführt, die von schlankerer Erscheinung ihm jetzt als eine wesentlich verbindlichere, geläufigere Beziehung zu dem oberen Wandsystem galten als die mit ihrer zylindrischen Form in unvermitteltem Gegensatz zu dem vielgliederigen Apparat über dem Kämpfer stehenden Rundpfeiler. Und den Vorwurf der umständlichen, nicht konsequent durchdachten Gliederfolge wird er dann auch gegen die in der Tat merkwürdige Art erhoben haben, mit der ein dünner Stab zwischen dem Pfeiler und dem Dienst unter dem Gewölbeanfänger vermittelt. Und dieser Dienst selbst, wie wenig entsprach er mit seiner kurzen dicken Statur neben den Triforiensäulchen dem Formwillen der gleichzeitigen französischen Gotik! Der Franzose würde ferner das Absetzen der Dienste auf Konsolen im Chor und Querhaus ebenso als rückständig und unbeholfen abgelehnt haben wie das Zutagetreten der Mauerstärke in Umgang und Seitenschiff.

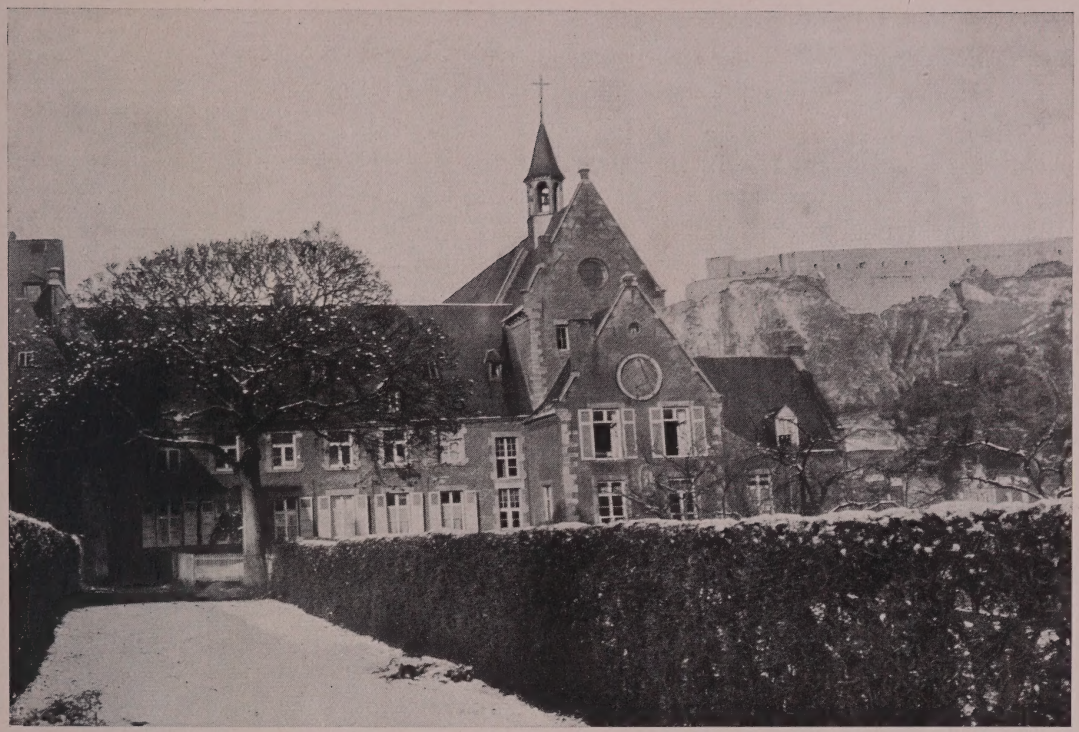
Man könnte die altertümliche Haltung, das Festhalten an den Prinzipien des »Übergangsstiles«, soweit es unmittelbar mit der Konstruktion zusammenhängt, damit erklären, daß die Baumeister in Dinant nicht gewagt haben, den kühnen Schritten zu folgen, die in Frankreich zum Gliederbau, zur möglichsten Ausschaltung der Mauermasse geführt hatten, daß man aus diesem Grunde auch auf Strebebogen verzichtete und den Gewölbedruck in der Mauer auffing. Erwägungen dieser Art mögen wohl mitgesprochen haben. Aber ausschlaggebend waren sie nicht. Denn die Vorliebe für die Rundpfeiler beruht ebensowenig auf einer vorsichtigen, durch statische Überlegungen bedingten Zurückhaltung wie die Formulierung der Mittelschiffwand oberhalb der Arkaden. Der sprunghafte Wechsel in der Stärke der Dienste, das Aufsetzen kurzer dicker Pfosten auf spindeldünnen Stäben hat damit nichts zu tun. Nicht weil man die französische Geläufigkeit des französischen Systems nicht nachzubilden wagte, nicht, weil man sie nicht nachbilden konnte, sondern weil man für sie keinen Sinn hatte, ist man anders verfahren. Auch

wird die Abschätzung eines derartigen Verhältnisses, wie es zwischen den damals modernen Bauten Frankreichs und der Dinanter Kirche besteht, als handle es sich dort um »fortgeschrittenere«, »reifere« Kunst, hier um zurückgebliebene, provinzielle Arbeit, der Dinanter Architektur nicht gerecht. Denn die Gotik auf südniederländischem Boden zeigt nicht nur in den mit Dinant zeitverwandten Bauten wie der Abteikirche in Villers und dem Chor von St. Gudula in Brüssel, sondern auch später, innerhalb der allgemeinen Entwicklung, einen Ausdruck, der Frankreich gegenüber grundsätzlich der gleiche bleibt. Das Beharren beim Rundpfeiler, das damit zusammenhängende Absetzen der Dienste auf der Kämpferplatte, das Beieinander von Gliedmaßen verschiedenen Kalibers bleiben den belgischen Systemen eigentümlich. Allgemeiner gesprochen: Die durchklärte Gliederung, die aufeinander abgestimmte, maßvolle Gemeinschaft der Teile,



Stiftskirche, Portal (heute Fensteröffnung) zwischen Vorhalle und Taufkapelle.

wie sie Frankreich sich heranbildet, findet sich in Belgien nicht, auch seitdem die Bekanntschaft mit den großen Kathedralen als allgemein vorausgesetzt werden muß. Eine »klassische« Gotik im Sinne Frankreichs gibt es in Belgien nicht. Sie zum Maßstab für das in Belgien Geleistete zu nehmen, wäre ebenso verkehrt, als würde man einen sprachlichen Dialekt an der »reinen« Schriftsprache messen. Die Eigenschaften, die eine volkstümliche Mundart besitzt, die um elegante Wendungen unbekümmerte Frische und plastische Anschaulichkeit, sind denen verwandt, die einem Bau wie der Kirche in Dinant ihren eigentümlichen Reiz geben. Man hat Frankreichs klassischen Stil mit vollem Bewußtsein nicht nachgebildet, weil man eine Gliederung, bei der die Rechnung nicht rein aufgeht, einen plötzlich abbrechenden und in anderem Tempo neu beginnenden Satzbau, den Gegensatz von schwerer Masse und leichteren Gliedern als lebendiger, gewachsener empfand als die ausgeglichene Systematik der französischen Hochgotik. Das hat, bei allem Gegensatz, die belgische Gotik mit der deutschen gemeinsam; beiden widerstrebt das Eingehen auf die rationale Stilform, die für Frankreich ein Grundgesetz darstellt.



Krankenhaus; ehemaliges Kapuzinerkloster. Blick vom Garten aus.

DIE ANDEREN ÖFFENTLICHEN BAUWERKE.

Von
Karl Heinrich.

Im Vergleich zur Stiftskirche treten die wenigen öffentlichen Bauwerke, die in Dinant aus früheren Jahrhunderten bis in die Neuzeit herein erhalten blieben, in jeder Beziehung weit in den Hintergrund. Am meisten nimmt natürlich die Zitadelle schon durch ihre markante Lage und ihre Beherrschung des Stadtbildes die Aufmerksamkeit in Anspruch. Man steigt auf steiler Steintreppe auf die rund 80 m über dem Stadtboden gipfelnde Höhe hinauf.

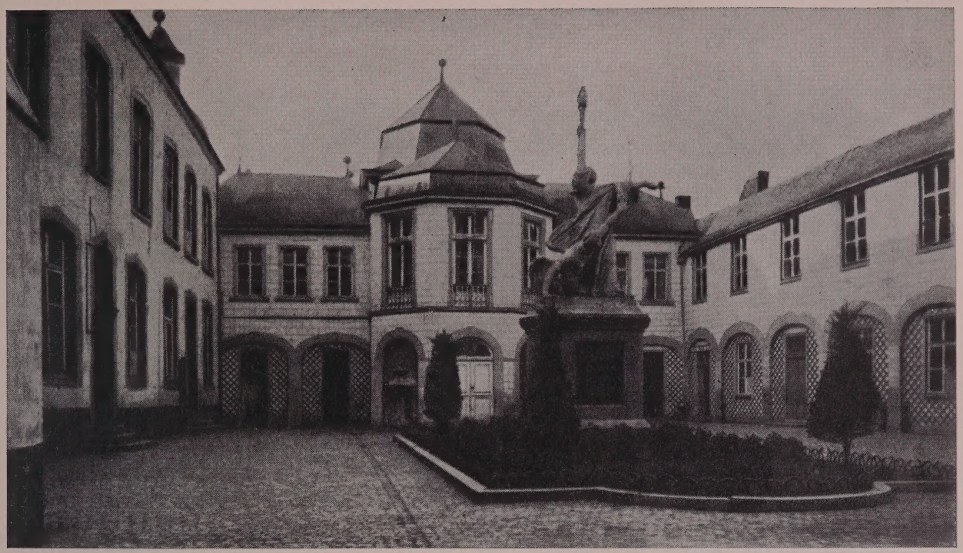
Die Benützung dieser Höhe als militärische Anlage geht auf die ältesten Zeiten zurück. Schon bevor die Römer das Land mit ihren Kriegen überzogen, soll hier eine Befestigung gestanden haben, auf deren Trümmern dann die Römer einen Stützpunkt errichteten. Urkundlich wird zum erstenmal von dem Schloß berichtet, das Bischof Neidhart von Lüttich im Jahre 1040 auf der Höhe erbaute und das durch einen Grafen von Charolais im Jahre 1466 beim sac de Dinant geschleift wurde. Die schönste und reichste Bebauung erhielt das Plateau durch den Bischof Evrard von der Marck im Jahre 1523. Er errichtete hier eine geräumige Burg, deren Anlage und Aussehen der Schriftsteller Franz von Rabustin in seiner Geschichte des Feldzuges Heinrichs II. von Frankreich im Jahre 1554 ausführlich schildert. Darnach schob sich auf dem vordersten Plateauteil eine Befestigungsanlage vor, die in der Hauptsache aus zwei hufeisenförmigen Bastionen mit Türmen bestand, von denen die eine das Bergplateau, die andere die Stadt und das Tal beherrschte. Weiter zurückgeschoben stand das Schloß. Seine den Grenzen

des Plateaus folgenden Bautrakte umschlossen einen Innenhof, der ein Glanzstück mittelalterlicher Schloßanlagen darstellte. Drei der umlaufenden Flügel enthielten die Wohnungen des Kommandanten, der Offiziere, des Kaplans und die Räume für 500 Mann Besatzung, während die vierte Seite von der Schloßkapelle eingenommen war, die freundlich gegen die Stadt zu ins Tal hinabgrüßte. Das Erdgeschoß enthielt einen den geschlossenen Hof umlaufenden Arkadengang mit schwarzen, grau und blau gemaserten Säulen. Die oberen Geschosse der Wohntrakte enthielten mehrere große Säle und prächtig ausgestattete Zimmer. Gegen Westen ragten zwei flankierende Türme empor. Die alten Stadtbilder (Abb. S. 9, 18, 37) zeigen anschaulich die vorzügliche Wirkung, die die Burg im Stadtbilde bot.

Größere Umarbeiten und Instandsetzungen in den nachfolgenden Jahrhunderten haben wohl kaum eine nennenswerte Beeinflussung des Gesamtbildes herbeigeführt. Erst die Eingriffe der Franzosen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts haben bedeutenderen Umfang angenommen und dem Bilde der mittelalterlichen Schloßanlage mehr den Charakter einer modernen, nur Verteidigungszwecken dienenden Anlage gegeben. Diese zerstörten die Franzosen selbst wieder, als sie auf Grund des Vertrages von Ryswick im Jahre 1698 zur Räumung der Stadt gezwungen waren. Während des ganzen 18. Jahrhunderts bekrönte den Felsen nur mehr eine malerische Ruine (Abb. S. 35). Auch diese wurde beseitigt, als unter der Herrschaft der Niederlande in den Jahren 1818—1821 die gegenwärtige Zitadelle erbaut wurde. Diese hat bis auf den heutigen Tag keine nennenswerte bauliche Veränderung erfahren. Ihrem eigentlichen Zweck brauchte sie nie zu dienen; denn sie hatte keine militärische Bedeutung mehr, als sie im Jahre 1914 die Feuertaufe erhielt. Die starke Anlage mit ihren gigantischen Mauern, dem wuchtigen Toreingang gegen Osten und den weitgespannten Kasemattengewölben verdient aber zum mindesten vom militär-historischen Standpunkt aus einige Beachtung. (Abb. S. 31). Architektonische Bedeutung besitzt die Zitadelle nicht, wenn auch die Lage auf dem schmalen Plateau mit dem langgestreckten Innenhof von selbst einige hübsche Bebauungsbilder ergeben mußte. Den Hauptanziehungspunkt aber bietet die wundervolle Aussicht, die sich von der Terrasse aus auf die zu Füßen sich breitende Stadt, auf das herrliche Maastal und dessen liebliche Höhen bietet.

Unter den alten Profanbauten Dinants verdient vor allem das Rathaus eine Würdigung. Freilich stellt es keineswegs einen Prunkbau dar, wie man ihn etwa in Flandern für diesen Zweck fast regelmäßig findet; dazu ist die Stadt zu klein; auch haben die wallonischen Städte im allgemeinen nicht die weitgehenden bürgerlichen Freiheiten im Mittelalter genossen und eine solche Ausgestaltung des städtischen Gemeinwesens erlebt, wie sie ihre flandrischen Schwestern in dem Bau ihrer Rathäuser zum Ausdruck brachten. Man fand daher auch in Dinant einen Rathausbau von mäßigem Umfang und bescheidener architektonischer Durchführung vor. Seine Anlage und seine Formen erregten jedoch trotzdem Aufmerksamkeit und entsprachen durchaus der Würde, die ihm als Repräsentanten der Bürgermacht zukamen (Abb. S. 97, Titel-Tafel). Die äußere Erscheinung zeigte einfache Renaissanceformen. Die Hauptfassade gegen die Maas zu umfaßte ein Untergeschoß, das mit seinen acht tiefen Blendbögen auf hohen Pfeilern erhalten blieb (Abb. S. 203). Das Füllmauerwerk ist durch je ein anmutiges Rundfenster durchbrochen. Darüber lag das den ruhigen Schmuck einer Reihe großer Fenster tragende Obergeschoß, das von einem behäbigen Mansarddach bedeckt war; ein breiter erkerartiger Mittelbau mit hohen Fenstern, gestützt auf einen sechseckigen Pfeiler, ragte über das Hauptgesims empor und verlieh dem Bau seinen Hauptreiz. Seitlich schmiegte sich an die Hauptfassade der Turm des alten »Salmiertores« an mit seiner charakteristischen Haube; daneben vermittelt ein Torbogen den

Das Rathaus und das ehemalige Salmier-Tor vor der Erbauung des Postgebäudes.



Der Rathaushof gegen die Grande Rue.

Zugang zur Martinsstraße (Abb. S. 109). Obwohl das Rathaus und der alte Torbau in keiner inneren Wesensgemeinschaft standen und ganz verschiedenen Zeiten angehören, waren sie doch so geschickt einander angepaßt, daß sie wie aus einem Guß entstanden erschienen. Gegen die Grande Rue öffnete sich das Rathaus forumartig mit drei Hoftrakten, deren Untergeschoß auch hier den Schmuck von Arkaden trug, die in der letzten Zeit leider zugemauert waren. An dieser Seite war auch der Zugang zum Gebäude (Abb. S. 99). Das Rathaus war in der Hauptsache als Verputzbau aufgeführt. Von seinen Räumen war nur der hohe Saal, der den Mitteltrakt einnahm und mehrere hübsche Gemälde enthielt, beachtenswert.

Der Rathausbau war nicht von vornherein für den Zweck vorgesehen, dem er mehr als 200 Jahre diente. Vielmehr hatte sein Erbauer, der Lütticher Erzbischof Joseph Clemens von Bayern, als er das Haus im Jahre 1637 errichten ließ, die Absicht, sich damit einen Absteigpalast für seinen zeitweiligen Aufenthalt in Dinant zu schaffen. Als er mit Schulden beladen, gestorben war, fiel der Bau als Schuldpfand der Stadt zu, die ihn gut verwenden konnte, da sie seit dem Untergang des auf der Brücke gestandenen Stadthauses kein einheitliches Verwaltungsgebäude mehr besaß.

Der Umstand, daß der Palast nicht die allgemeinen Stilmerkmale des Maastales trug, obwohl er in das Stadtbild gut eingepaßt war, sondern an die Markgrafenbauten bayerischer Städte wie Ansbach, Bayreuth und Erlangen stark erinnerte, läßt vermuten, daß der Erzbischof den Plan von einem Baumeister seiner früheren Heimat anfertigen ließ.

Von den Kirchen des alten Dinant waren im Innern der Stadt neben Notre-Dame nur St. Nikolaus und St. Peter bis in die Neuzeit erhalten geblieben. (Abb. S. 100, 101.)

St. Nikolaus wird im Jahre 1279 erstmalig als Vikariat erwähnt; nicht viel später wurde sie Pfarrkirche; 1466 wurde sie wie die übrigen 11 Pfarrkirchen der Stadt zerstört, jedoch sehr bald und rasch wieder aufgebaut. Um 1500 gehörte ihr nach der Kollegiale die größte Seelenzahl aller Pfarreien der Stadt zu. Die Verstümmelung, die ihr in der letzten Zeit anhaftete, ging im Jahre 1838 vor sich, als dem Durchbruch der Leopoldstraße nicht nur der Friedhof, der zur Kirche gehörte, weichen mußte, sondern auch das östliche Seitenschiff der Kirche abgebrochen

Nikolauskirche. Blick vom Hauptschiff in das Seitenschiff.

Peterskirche. Blick vom hohen gotischen Schiff gegen den Triumphbogen und Chor.

und kurzerhand zwischen der linksseitigen Säulenreihe die neue Umfassungsmauer aufgeführt wurde. Ein schweres Dach wurde über das erhalten gebliebene Hauptschiff und das rechte Seitenschiff aufgestülpt und ein unscheinbarer Dachreiter darübergesetzt.

Architektonisch bedeutsamer als St. Nikolaus war die Peterskirche (Abb. S. 101, 103). Sie bestand ebenfalls schon lange vor dem sac de Dinant und erstand bald nach demselben wieder auf den alten Trümmern. In der Folgezeit hat ihr Bau manche Veränderung durchgemacht, deren zeitliche Aufeinanderfolge in ihrem Aufbau wie er zuletzt bestand, deutlich erkennbar war. Das alte hohe Hauptschiff und die beiden, durch gedrungene Pfeiler und Spitzbogen von ihr getrennten Seitenschiffe hatten ihren gotischen Charakter bis in die Neuzeit unverfälscht bewahrt. Dagegen wurde in der Barockzeit der frühere Chor abgebrochen, das Hauptschiff durch einen niedrigeren Anbau verlängert und ein neuer Chor im Geschmack dieser Stilepoche angefügt. Ein stattlicher Triumphbogen trennte die beiden neuen Bauteile voneinander. So ragte der alte Teil der Kirche dominierend über die rückwärtige Verlängerung empor, die der Bergwand abgerungen und an sie angebaut war. Der Turm erhob sich in der rechtsseitigen Ecke zwischen Vorhalle und Seitenschiff mäßig über das steile Dach der gotischen Partie. Diese hatte auf jeder Seite zwei hübsche gotische Fenster. Die sechs Barockfenster des Chores waren durch beachtenswerte Glasgemälde aus dem Jahre 1706 geschmückt. Von den fünf Ölgemälden der Kirche werden drei als bemerkenswerte Schöpfungen erwähnt.

In der Vorstadt Leffe ist die alte Kirche St. Georg bis auf den heutigen Tag vollständig erhalten geblieben. Aus rohem Bruchsteinmauerwerk errichtet, durch das mäßig überragende Mittelschiff und die beiden niedrigen Seitenschiffe gegliedert und über der Schmalseite des Eingangs mit einem bescheidenen Turmaufbau versehen, dessen Dach aus dem Viereck in's Achteck überleitet, hat St. Georg ganz das Aussehen einer freundlich-ernsten Dorfkirche. Im Innern nimmt die flache Decke des Mittelschiffes durch ihre alte mit Ornamenten geschmückte Kassetierung die Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Seitenschiffe sind gewölbt. Der barocke Hauptaltar ist durch seine Gliederung mittels Marmorsäulen beachtenswert; einen besonderen Schmuck desselben bildet eine kleine Reiterfigur des hl. Georg.

Auch die Klostergebäude der Prämonstratenser in Leffe sind durch Alter und Umfang für die Stadt bedeutungsvoll; infolge ihrer abseitigen Lage sprechen sie allerdings im Stadtbild selbst nur wenig mit. Das Kloster ist bescheiden in seinem Aussehen, doch hübsch in seiner Gruppierung. Der Eingang zur Kirche ist durch einen niedrigen Eckturm mit charakteristischer Dachhaube markiert. Die fast fensterlosen äußeren Fassaden geben dem Bau eine ernste Verschlossenheit (Abb. S. 105); tritt man jedoch in das Innere des Klosterhofes ein, so ist man überrascht von der freundlichen Durchführung der Trakte, obwohl diese jedes besonderen Schmuckes entbehren. Sie sind in der bei den älteren Klosterbauten Dinants üblichen alten Backsteinrohbaumanier unter Verwendung von Haustein für die Fensterumrahmungen ausgeführt (Abb. S. 105). Die Kirche ist ein ganz neuzeitliches Bauwerk ohne besondere Merkmale. Sie wurde als Ersatz einer Barockkirche erbaut, die, von den Mönchen selbst aufgegeben, verkauft und später abgebrochen wurde. Ein ansehnlicher Rest dieser alten Kirche besteht noch in dem barocken Portal, das in die Gartenmauer des Klosters eingebaut ist (Abb. S. 106).

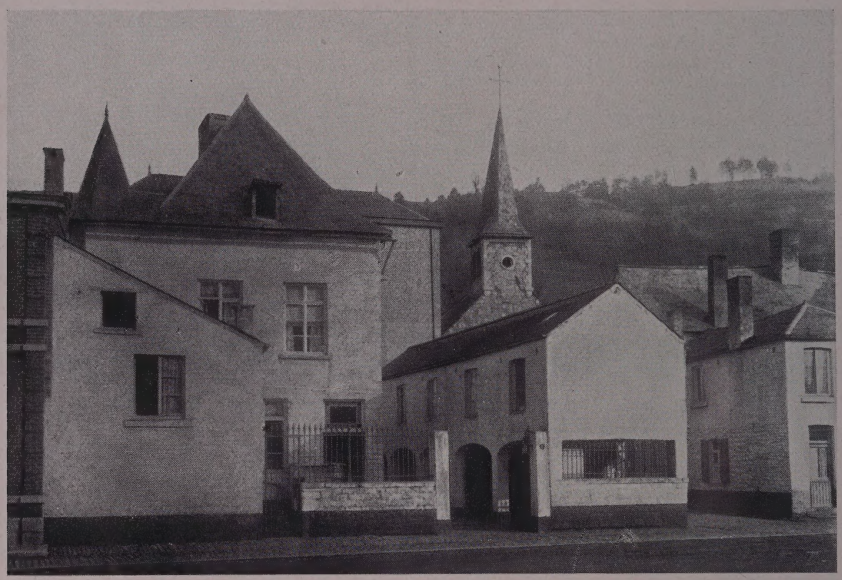
In größerer Anzahl als alte öffentliche Bauten sind solche aus neuerer Zeit in Dinant vorhanden, namentlich der belgische Staat hat beträchtliche Aufwendungen für Neubauten gemacht. An erster Stelle unter diesen steht der Justizpalast, der hart am Bergabhang, in der Mitte der Rue en Rhée errichtet und im Jahre 1879 seiner Bestimmung übergeben wurde. Er nimmt eine rechteckige Grundfläche von 50 m Länge ein; nach rückwärts setzen sich zwei seitliche Flügelbauten

Peterskirche. Die gotische Mittelpartie überragte den barocken Chorteil.

an, so daß sich eine Gesamttiefe des Gebäudes von 34 m ergibt. Das ganze Sockelmauerwerk sowie alle vortretenden Architekturteile, wie Säulen, Balkone, Fensterumrahmungen usw., bestehen aus blauem Granit aus den Brüchen von Spontin in den Ardennen, während das glatte Fassadenmauerwerk in weißem französischen Kalkstein ausgeführt ist. Über die imposante architektonische Wirkung herrscht bei der Bevölkerung Dinants nur eine Stimme des Lobes; trotzdem muß gesagt werden, daß dieser Bau in Dinant nach mehr als einer Richtung hin verfehlt ist; er ist vor allem in einem historischen Stil (französische Renaissance) errichtet, der sich fernhält von jedem Anklang an die bodenständige Bauweise des Maastales. Die Architektur an sich ist überaus schwer, ja fast blöckig, und nimmt eine sich über alle Fassaden ausbreitende Fülle an, die keine ruhige Massenwirkung zuläßt, ohne aber als Ersatz dafür im einzelnen Interesse erregen zu können. Auf eine Einpassung in die Umgebung ist keine Rücksicht genommen: der imposante Felsenhintergrund und die übrige Bebauung in der Umgebung hätten unbedingt bei der Gestaltung des Justizpalastes berücksichtigt werden müssen. An der gerade in letztgenannter Hinsicht so mustergültigen Kollegiale hätten die Grundsätze, die notwendig sind, um einen Bau richtig in seine landschaftliche Umgebung einzufügen, leicht erkannt werden können. Da in dieser Hinsicht die Ausführung des Justizpalastes jede Meisterschaft vermissen läßt, vermag er trotz größter Prachtentfaltung mittels mächtiger Säulen, einem riesigen Wappenschild, das im Giebelaufbau angebracht ist, und einer bekrönenden Justitia von fünf Meter Höhe kein Interesse zu erregen und läßt den Beschauer vollkommen kalt. Auch seine Innenräume bieten weder etwas für Dinanter Verhältnisse Charakteristisches noch irgendwie architektonisch Hervortretendes. Die Erbauung des Justizpalastes hat eine weitere, für die Erhaltung des

alten Dinanter Stadtbildes unvorteilhafte Folge gehabt. Sie gab Anlaß zu einem vom Maasufer ausgehenden avenueartigen Straßendurchbruch in der Richtung seiner Mittelachse. Eignet sich der ganze enge und lebhaft bewegte Bauraum Dinants an sich schon nicht für einen so steifen Einschnitt quer durch seine Mitte, der im Bebauungsplan wie eine klaffender Schnitt wirkt, so ist überdies die beiderseitige Bebauung mit Häusern aus Verblendbacksteinen, deren unruhige Fassaden sich gegenseitig in nichtssagender Aufmachung übertrumpfen zu wollen scheinen, gänzlich verfehlt (Abb. S. 108).

Nicht viel besser ist der große Neubau des Postgebäudes geraten. Der Stil knüpft leider auch nicht an die fortentwickelte Überlieferung an, sondern ist in einer gotisierenden Art gehalten, die aber



Gruppe alter Häuser in Leffe mit der St. Georgskirche.

doch wenigstens in der Flächenbehandlung etwas entfernt Verwandtes mit der Art der Stiftskirche hat. Die Massenverteilung und die Einfügung des Baues in die Umgebung ist etwas besser gelungen als beim Justizpalast; der Turm an der Seite gegen die Maas ist dabei weniger in seiner Zugehörigkeit zum Einzelgebäude, an das er etwas gezwungen angehängt erscheint, zu betrachten, als in seiner Gesamtwirkung im Straßenbild, wo er eine angenehme vertikale Unterbrechung der Horizontale der Häuserreihen herbeiführt, so daß vom gegenüberliegenden Ufer oder von der Brücke aus betrachtet das Architekturbild, das hier im Zusammenwirken mit dem Rathaus entstand, immerhin manchen Reiz besitzt (Abb. S. 109, Titel-Tafel).

Im Süden, außerhalb des eigentlichen Weichbildes, wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die weiträumige Anlage des Gefängnisses errichtet. Die Zeit der Entstehung erklärt es von vornherein, daß wir es auch hier mit einer sogenannten Prachtanlage zu tun haben. Die Hauptschauseite, hinter der die Beamtenwohnungen und Verwaltungsräume liegen, verrät nichts von dem Zwecke des Gebäudes. Sie täuscht das Aussehen eines Schlosses oder einer Burg in Backsteinrohbau mit zwei achteckigen Erkertürmen, die einen Zinnengiebel flankieren, vor. Das Ganze ist in romanisierende Formen gekleidet. Man sieht hier das deutliche Beispiel eines Baues,

Das Prämonstratenserkloster in Leffe.

Der Hof des Klosters in Leffe.

der von außen nach innen entstanden ist, das heißt, es wurde zuerst die äußere Erscheinung festgelegt und ihr dann der vordere Teil des Grundrisses zwangsweise angepaßt. In gleichem Maße wie der Mittelbau den Zweck als Verwaltungsgebäude und Gefängnis verleugnet, in demselben Grade übertrieben, bringt ihn die hohe Backsteinmauer zum Ausdruck, die, von beiden Seiten des Mittelbaues ausgehend, das ganze Gebäude umfaßt und dabei der rechten Straßenseite eine unheimliche Öde gibt; auch das Bild gegen die Maas zu, wird durch diese hohe rote Mauer sehr beeinträchtigt.

Portal der abgebrochenen Kirche des Klosters Leffe.

Ähnliches, wie vom Gefängnisgebäude gilt auch von dem Schlachthofe Dinants: auch hier ist die Hauptwirkung auf eine äußere, dem Zwecke in keiner Weise entsprechende burgenartige Architekturentfaltung in Backsteinrohbau gelegt.

Ein etwas besseres Beispiel moderner Baukunst ist die Gendarmeriekaserne. Zwar haftet auch sie noch sklavenhaft an einer ausgesprochenen Symmetrie, die bei ihrer freien Lage im Norden der Stadt inmitten der bewegten Landschaft hart wirkt, aber sie besitzt doch eine ruhige Massen- und Einzelbehandlung. Das steile Schieferdach paßt sich der örtlichen Überlieferung an. Das Baumaterial ist unverputzter Backstein, jedoch nicht als Verblendmauerwerk, sondern mit rauher Oberfläche ausgeführt. Die eigentlichen Architekturteile, wie Fensterumrahmungen usw.,

sind in Haustein gehalten. Diese Art entspricht einigermaßen der Bauart von »Dames blanches«, Prämonstratenserkloster und anderen alten Klosterbauten in Dinant.
Im Stadtteil St. Peter liegen noch zwei größere öffentliche Gebäude, die Militärschule und das gemeindliche Gymnasium; beide sind beredte Zeugen des Tiefstandes der belgischen Baukunst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Die schematische Einförmigkeit der Militärschule ist besonders bedauerlich wegen ihrer bevorzugten Lage als nördlicher Stadtabschluß gegen die Vorstadt Leffe auf dem Platz des ehemaligen Andreastores. Im Hofe des Gymnasiums dagegen findet sich noch ein alter Bautrakt, der deswegen schon Interesse erregt, weil er das letzte Überbleibsel des Klosters der frères mineurs ist; es ist ein langgezogenes Gebäude, in der wiederholt

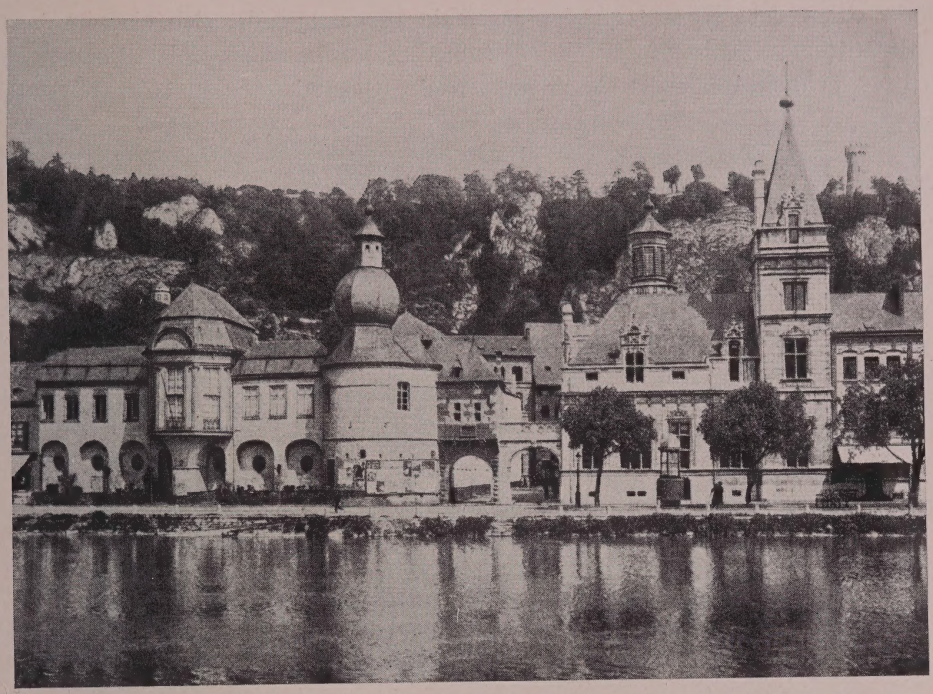
Gebäude in Leffe (früher ein Teil des Prämonstratenserklosters) in alter bei Klosterbauten üblicher Backsteintechnik.

erwähnten Dinanter Klosterbauweise aufgeführt, ohne jeden architektonischen Schmuck; trotzdem verfehlt es nicht, durch seine ruhigen Flächen und das steile Dach mit charakteristischen Fensteraufbauten eine gute Wirkung auszuüben. Die Balkenverankerungen an seiner Mauer bilden die Jahreszahl 1699.
Für das Bild des linksseitigen Stadtteiles von Dinant, St. Medard, kommt vornehmlich drei großen Baugruppen ein bestimmender Einfluß zu; es sind dies das städtische Kranken- und Pfründnerhaus, das Kloster der Dominikanerinnen und das bischöfliche Gymnasium »Bellevue«.
Ersteres liegt wenig oberhalb des Brückenkopfes am Maasufer; es besteht aus mehreren getrennten Bauten, von denen der größte die Bestandteile des alten Kapuzinerklosters umfaßt, während die andern Teile Neubauten sind, die kein Interesse beanspruchen können. Der alte Teil dagegen bietet besonders von der andern Stromseite aus eine vornehme Silhouette, die hauptsächlich durch den hohen, auf schlanken Entlastungsbögen ruhenden Unterbau, die steilen Giebel und

die ruhigen Schieferdachflächen bewirkt wird (Abb. S. 109, 110). Von packender Wirkung ist das Bild, das dieses alte Kloster mit seinem malerischen Hintergrund von seinen hochgelegenen Terrassengärten aus bietet (Abb. S. 95). Auch der Innenhof birgt so recht den Frieden und die Anmut klösterlichen Lebens. Die Kirche, die einen Flügel des Baublockes bildet, ist groß und weiträumig, aber durchaus neuzeitlich und kunstlos ausgestattet.
Eine beherrschende Stellung nimmt das noch weiter flußaufwärts und wesentlich höher gelegene moderne Kloster der Dominikanerinnen ein (Abb. S. 111). Man muß sich erst an die zur Land-

Justizpalast. Zu beiden Seiten des Straßendurchbruches unschöne moderne Häuser.

schaft wenig passende rote Farbe und die launenhafte Backsteinarchitektur, die sich namentlich an den Fensterumrahmungen aufdringlich breitmacht, gewöhnen, mit dem zimperlich leichten, allzu spitzen Dachreiter abgefunden haben, dann wird man einige Schönheiten entdecken, die diesem Gebäude trotzdem eigen sind. Mit seinem langen First, dem steilen Giebel auf der einen Seite und dem erkerartig endigenden Anbau auf der andern Seite gibt die stattliche Baumasse eine ruhige Umrißlinie, die vorzüglich der Plateaulinie des Berghanges sich anschmiegt, auf dem das Kloster steht. Herrlich ist der terrassenförmige Aufbau des Berges von der Maas bis zum Gebäude hinauf. Der künstlich aus großen Bruchsteinen gefügte Eisenbahndamm, die efeuübersponnene, natürliche Steinmauer, Gärten in mehreren Terrassen übereinander hingebreitet, ein prachtvoll angeordneter Bestand von Laubbäumen, Fichten und schlanken



Rathaus, Salmier-Tor und Postgebäude.

Städtisches Krankenhaus, ehemals Kapuzinerkloster. Der rechte Bauteil neu und dem alten nicht angepaßt. (Vgl. Abb. S. 95.)

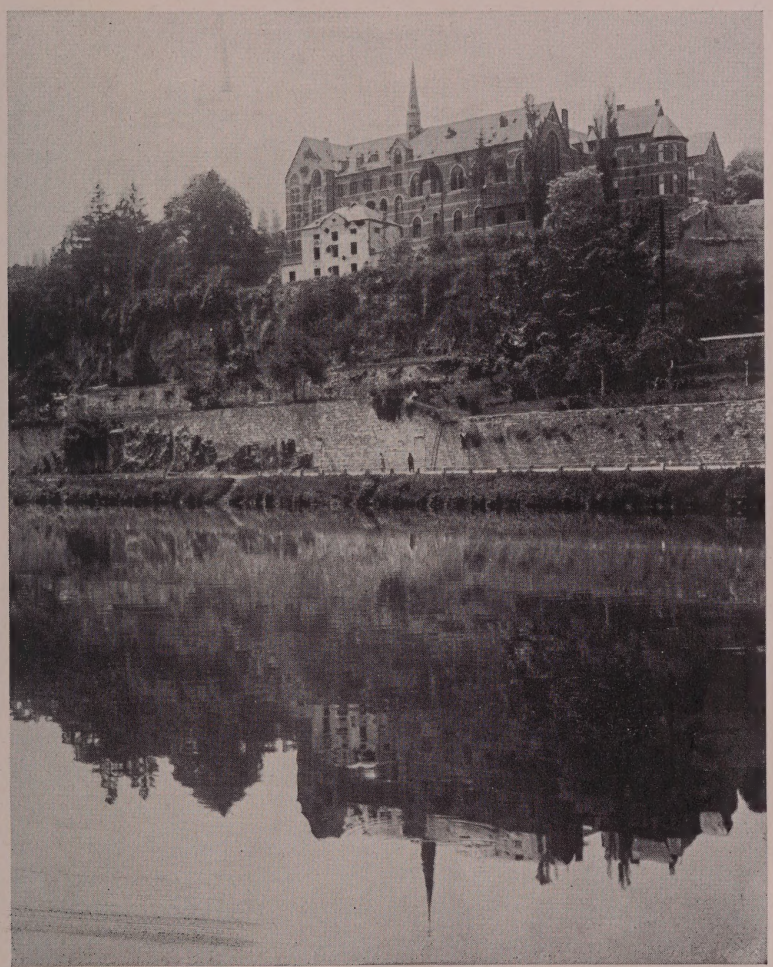
Pappeln schaffen dem Kloster eine entzückende Umgebung, die sich klar in den ruhigen Fluten des Stromes wiederspiegelt. Eine zauberhafte Stimmung genießt man besonders in mondhellen Nächten, wenn die Unschönheiten der Gebäudefarbe und der Kleinarchitektur

Giebel des ehemaligen Kapuzinerklosters (vgl. Abb. S. 95).

in einen wohltätigen Schleier gehüllt werden und desto eindrucksvoller die Umrißlinie des Gebäudes allein sowie die tiefen Schatten und dämmerigen Lichter, die der zarte Mondschein in die malerisch geschichteten und bewachsenen Stufen des Geländeaufbaues streut, zur Geltung kommen.

Eine ebenso dominierende Stellung über St. Medard besitzt das bischöfliche Gymnasium Bellevue. Durch seine Lage in der Höhe der Brücke wird es aber noch mehr in den Bereich des Gesamt-

bildes gezogen. Es vermag jedoch leider nicht die gleiche Befriedigung zu erwecken wie der Anblick des Klosters der Dominikanerinnen. Im Gegenteil: die Baumasse, in Hufeisenform aus einem Längstrakt und zwei Seitenflügeln bestehend, macht einen klotzigen Eindruck, hauptsächlich durch die große Breite der über zwanzig Meter messenden Flügelbauten, die durch ein sehr flaches Dach überdeckt sind. Auch die mangelnde Ineinanderführung der drei Dächer bewirkt, daß die Einzelbauten wie Kisten nebeneinander stehen. Der größte Teil des Bellevue



Kloster der Dominikanerinnen mit Terrassengärten.

wurde ebenfalls in der Hauptsache als unverputzter Backsteinbau ausgeführt, jedoch in neuzeitlicher Technik, die, wie schon erwähnt, sich unvorteilhaft von der bei älteren Bauten geübten abhebt. Die stattliche Grundrißausdehnung mit zwei ausgebauten Stockwerken im Mittelbau und drei in den Flügeln beweist die große Bedeutung dieses Gymnasiums für Dinant und seine weitere Umgebung.

Um so mehr muß es auffallen, daß die Grundrißlösung in manchen Hauptpunkten den Anforderungen nicht entspricht, die wir an neuzeitliche Schulbauten zu stellen gewohnt sind. Un-

übersichtlichkeit der Raumaufteilung, falsche Belichtung der Schulsäle, mangelhafte hygienische Anlagen sind hier nicht zu übersehende Fehler.

Das Gebäude wurde durch die Beschießung der Stadt im August 1914 hart mitgenommen. Die dadurch veranlaßte Erneuerung ist bereits in Angriff genommen, scheint aber leider so durchgeführt zu werden, daß der Schönheitswert des an so hervorragendem Platze stehenden Gebäudes nicht verbessert wird.

Wenn wir noch auf die Kirche St. Paul in der Vorstadt gleichen Namens hinweisen, weil sie eine der besten architektonischen Erscheinungen des neuen Dinant ist, so sind im vorstehenden wohl alle öffentlichen Bauten der Stadt angeführt, die entweder durch ihre architektonische Behandlung oder wegen ihrer Lage, freilich nicht immer vorteilhaft, das Gesamtbild der Stadt beeinflussen. Daneben sind allerdings noch eine Reihe von Schulen, Klöstern usw. vorhanden. Sie besitzen aber keine der beiden vorgenannten Eigenschaften und können daher hier, wo es sich darum handelt, nur den Charakter des Stadtganzen zu zeichnen, außer acht gelassen werden.

Freistehendes Haus in heimischer Bauweise.

DIE HEIMISCHE BAUWEISE.

Von Karl Heinrich.

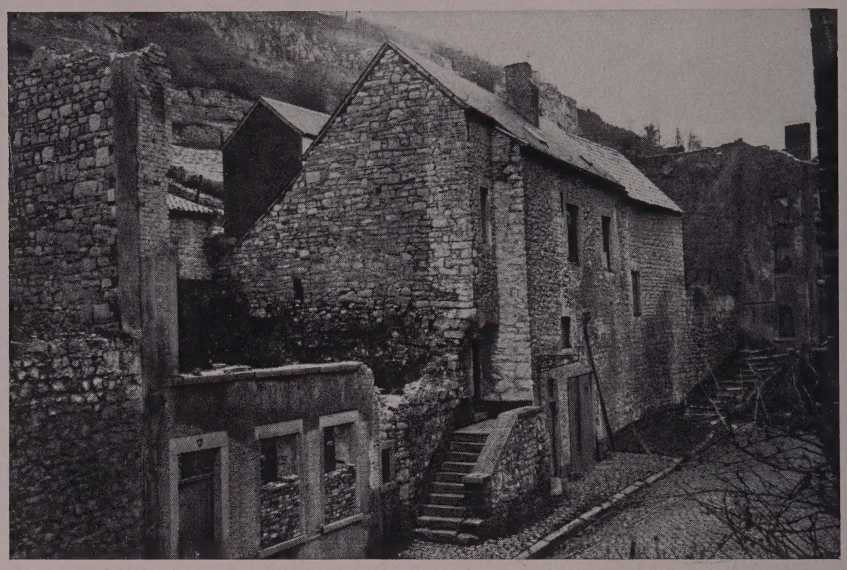
ALTE BAUWEISE.

Der Eindruck, den man nach einem kurzen Besuche von Dinant mit hinwegnehmen könnte, mag vielleicht der sein, daß sich hier keine typische Bauweise findet, die für den Ort und für die Gegend charakteristisch wäre. Wenigstens beim Hausbau haben die Neubauten und Umgestaltungen in internationalem Gepräge solchen Umfang angenommen, daß dadurch die alte Hausform stark in den Hintergrund tritt. Daß es aber früher zweifellos eine heimische Bauweise hier gab, ist für jeden selbstverständlich, der nur einmal die ganze individuelle Landschaft mit ihren geologischen Eigenheiten, ihren klimatischen Bedingungen und ihren eingesessenen Wohnsitten und Gebräuchen erkannt hat. Beispiele einer bodenständigen Bauweise waren auch bis zuletzt in Dinant durchaus keine Seltenheit, nur waren sie von den Hauptstraßen mehr und mehr verdrängt oder in ihnen verfälscht und wollten gesucht sein in den Seitengassen der Stadt und in den Außenvierteln.

Zu einer heimischen Bauweise mußten vor allem schon die Baustoffe führen, die in der ganzen Gegend gefunden werden. Das ganze Gebirge besteht aus einem wetterbeständigen Kalkstein von feinem Korn, der ebensogut in unregelmäßigen Bruchsteinen zum Bauen verwendet werden kann, wie er auch zu einer sorgfältigen Bearbeitung seiner Flächen und Kanten sich eignet. Geschliffen gibt er die schönsten Marmorarten in schwarzen, tiefblauen, gelblichen und gemaserten Farben.

In der frühesten Zeit wurden alle Bauten aus diesem Material ausgeführt. Bei den einfachsten Häusern begnügte man sich in der Regel mit dem Bruchstein in der zufälligen Form, wie sie

die Sprengung in den Steinbrüchen ergab (Abb. S. 114). Beim normalen Bürgerhaus kam der Stein in etwas behauener Form zur Anwendung; nur für die Tür- und Fenstergewände, für Torbogen usw. wählte man vollkommen regelrecht und möglichst glatt bearbeitete Stücke. Die sparsam



Haus aus unregelmäßigen Bruchsteinen.

Mühle im Tal von Leffe: Bruchsteinmauerwerk, charakteristisches Dach mit Gesimse.

angebrachten Architekturteile, fast nur auf Hauptgesimse, Schlußsteine beschränkt, wurden nur soweit mit dem Meißel behandelt, als dadurch ihre Bearbeitung nicht ins Mühselige, das der Natur des Steines widerspricht, gesteigert wird und als dadurch ihre Beanspruchung durch die

darauf ruhenden Lasten, ihre Wetterbeständigkeit und ihre meist auf größere Entfernung berechnete Formenerscheinung nicht leidet.
In den meisten Fällen bleiben die Fassaden unverputzt. Die jedoch nicht seltene Sitte des Verputzüberzuges scheint sich erst später eingebürgert zu haben; immer aber wird die Putzschicht so dünn aufgetragen, daß die Struktur des Steines in voller Deutlichkeit sichtbar bleibt (Abb. S. 115). Dies ist durch die Bestandteile des verwendeten Mörtels an sich schon erleichtert; denn dieser wird aus ganz feinem gelben Schweißsand und aus schmutzigweißem Kalk hergestellt, besitzt also keine körnigen und groben Materialien und läßt sich fast so dünn wie eine Tünchеschicht

Kleinhäuser in leicht verputztem Bruchsteinmauerwerk.

auftragen. Als Dachdeckmaterial kam früher ausschließlich der blaue Schiefer in Anwendung, der ja in den Ardennen reichlich gefunden wird. Gewaltige Brüche werden namentlich im oberen Maastal auf französischem Gebiet ausgebeutet. Er wird in ganz kleinen Platten verwendet, die eine Weichheit der Decke ergeben und ein gutes Anschmiegen an Gräten und Kehlen der Dächer ermöglichen. Das Aussehen der fertigen Arbeit gleicht vielfach der einer Holzschindelbedachung. Erst in späterer Zeit kommt manchmal neben dem Schiefer auch eine S-förmige Stein- oder Ziegelplatte bei der Dachdeckung vor. Unser Flachziegel ist im Maastal nicht zu finden.
Neben dem Kalkstein fand der Backstein in Dinant in alten Zeiten nur eine sehr beschränkte Verwendung; erst beim Wiederaufbau der Stadt nach 1466 scheint er sich mehr und mehr eingebürgert zu haben. Das zu seiner Herstellung geeignete Lehmmaterial findet sich zwar an einzelnen Punkten der Dinanter Umgebung; jedoch hat die Ziegelbrennerei keinen beträchtlichen Umfang besessen, da der billigere Preis und die bequemere Beschaffung des Bruchsteines bei

den Bauarbeiten meist ausschlaggebender war als die Vorzüge des Backsteines für die Herstellung dünnerer und daher leichterer Mauern. Die Verwendung des letzteren blieb daher auch lange Zeit auf die Fälle beschränkt, wo diese Eigenschaften erwünscht waren, also bei Innenmauern, bei Obergeschossen und bei beschränkten Platzverhältnissen in der Mitte der Stadt. Bei solchen Bauten sehen wir dann die gemischte Verwendung der Baumaterialien: das Kellermauerwerk und das Erdgeschoß wegen der auf ihnen ruhenden Lasten in Bruchsteinen, die weniger tragenden oberen Stockwerke in Ziegel (Abb. S. 116, 117). Der sichtbare Sockel wurde dabei meistens aus großen regelmäßigen, ziemlich glatt bearbeiteten Quadern hergestellt, das Erdgeschoß da-

Erdgeschoß in Bruchstein, Obergeschoß in Ziegel. Kleinschieferdachdeckung.

gegen häufiger aus rauher belassenem Material in kleineren Stücken. Wo Ziegelmauerwerk verwendet wurde, erhielt es einen seine Wetterbeständigkeit erhöhenden leichten Verputz, der wie bei der Bruchsteintechnik das Baumaterial deutlich durchscheinen ließ. Der Backstein selbst hat bis heute sein kleines Format von 22/11/5,5 cm beibehalten; daneben wurde noch die zierliche Form von 18/8,5/4,5 cm verwendet. Er zeigte jedoch infolge seiner Herstellungsart mittels Handbetriebes früher eine viel größere Lebhaftigkeit der Oberflächen in Linien und Korn im Gegensatz zu seiner heutigen maschinellen Fabrikation mit ihrer Glätte und Starrheit. Wie sehr diese anscheinend geringen Unterschiede von Einfluß auf das gesamte Aussehen eines Baues sind, zeigt ohne weiteres ein Vergleich alter Backsteinrohbauten mit den Produkten neuester Zeit. Die ersteren — in Dinant durchaus keine Seltenheit — sind aber fast nur Klosterbauten, die

als heimisch im eigentlichen Sinn nicht gelten können. Denn die Art, gerade Klöster so zu bauen (Weiße Damen, Kapuziner u. a., Abb. S. 53, 95), beruht auf einer Anpassung an die flandrische Bauweise, wo ja gerade die berühmtesten religiösen Gebäude sind, denen man in Wallonien auch in der äußeren Erscheinung nachahmen wollte. Diese Bauten haben also kein Heimatrecht hier, sondern nur Gastrecht; wenn man sie auch als Einzelleistung infolge ihrer soliden gutempfundenen Gestaltung ohne launenhafte Effekthascherei als schöne Architekturwerke beurteilen kann, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß die Bruchsteinbauten und auch die leicht verputzten Backsteinbauten in die Dinanter Gegend sehr viel besser hereinpassen, der allgemeinen Stimmung der Landschaft sich harmonischer anfügen und gleichsam aus dem Boden heraus gewachsen

Erdgeschoß in Bruchsteinen, Obergeschoß in Backsteinen. Eigenartige Technik des Giebelabschlusses.

erscheinen wie eines seiner Erzeugnisse. Um dies an einem Beispiel klarzumachen, stelle man sich einmal die Zitadelle auf ihrem Felsenunterbau in unverputztem Backstein errichtet vor! Wie aber bei dieser als krasses Beispiel gewählten Annahme niemand von Schönheit und Harmonie sprechen könnte, so prägt sich auch an allen übrigen Orten, auch wenn die Gegensätze nicht so sehr aufeinander prallen, z. B. in der Mitte der Stadt, die Stimmung und der Charakter der Landschaft aus und verträgt sich am besten mit dem Baumaterial, das aus ihr entnommen ist.

Auch bei den zu einem Teil oder auch ganz aus Ziegel errichteten verputzten alten Bauten kommt der Haustein fast ausnahmslos doch wenigstens für alle tragenden und stützenden Konstruktionsteile in Anwendung, also bei Fenstern und Türen und Bögen für Gewände und Stürze usw. Fast regelmäßig ausgeschlossen bleibt er beim Kaminmauerwerk, weil für die gute Zug- und Saugwirkung der Esse und zur Vermeidung allzu starken Rußansatzes glatte Flächen erforder-

lich sind, und weil die in Belgien üblichen Feuerungsanlagen eine sehr hohe Überdachführung des Schornsteines bedingen, die mit Backsteinen bequemer und standsicherer ausgeführt werden kann.

Außer durch die verwendeten Baustoffe wird das Dinanter Haus auch durch bestimmte typische Bauformen charakterisiert, die sowohl bei dem Haus als Gesamterscheinung als auch in seinen Einzelformen hervortreten.

Die Gesamterscheinung des Dinanter Hauses ist sehr verschieden, je nachdem es in geschlossener Bauweise (Reihenhaus) oder als freistehendes Haus auftritt. Die typischen Merkmale des Reihenhauses wurden schon bei der Skizzierung des Straßenbildes der Grande Rue gestreift und auf die schmale Front, die große Tiefe und das hohe gegen die Straße abfallende Dach hingewiesen.

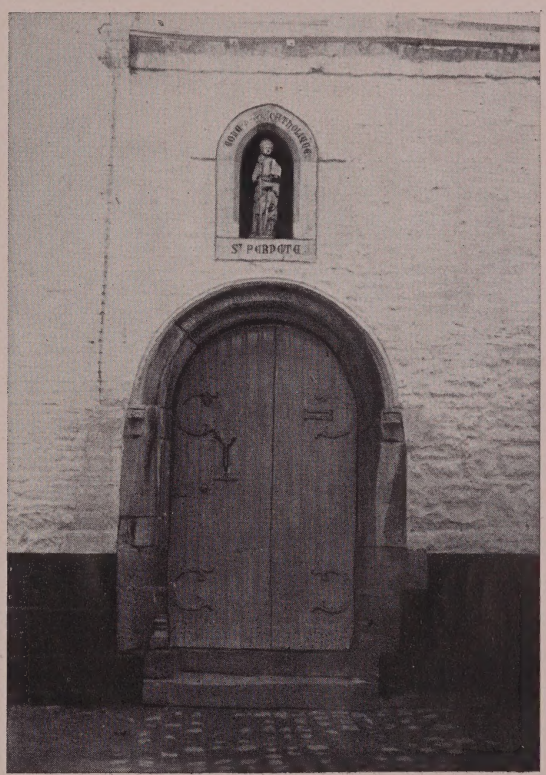
Charakteristische Backstein-Gesimse und Fensteranlage.

Die Dachfläche bildet meistens ein einfaches Satteldach, jedoch kommen Mansarddächer ebenfalls sehr häufig vor. Bei der Aneinanderreihung der Häuser halten diese keineswegs gleiche Höhe ein. Die dadurch vortretenden Brandmauerstreifen werden durch die größere Steilheit der Dächer der niedrigeren Häuser allmählich wieder ausgeglichen. Durch diesen Wechsel der Dachsteilheit werden die seitlichen kahlen Giebelmauern, die an sich gewiß kein anziehendes Motiv bilden, sehr erträglich gemacht. Ja in einer gewissen Häufung in der Zahl der zusammenhängenden Häuser und in einer Beschränkung in der Größe der überragenden Brandgiebel ergibt sich sogar ein beachtenswerter malerischer Effekt, den man an den Häusern vor der Kollegialkirche flußabwärts angenehm empfindet.

Die Gesamterscheinung der freistehenden Häuser ist ebenfalls vornehmlich durch die Grundrißform und durch das Dach gekennzeichnet. Sie nehmen gewöhnlich eine breite, behäbige Rechteck-

fläche ein. Über den zweistöckigen Aufbau legt sich ein einheitliches Dach in Mansardform. An den Giebelseiten ist die Mauer höher geführt; dort schließt ein kleiner Schopfwalm nach oben ab (Abb. S. 113).

Selbstverständlich sind die beiden genannten Hausformen nur als Grundtypen zu betrachten, die keineswegs überall schematisch auftreten. Im Gegenteil zeigen sie die mannigfachsten Variationen, je nachdem Größe, Form und örtliche Verhältnisse des Bauplatzes ihre Anlage bestimmen oder das mehr oder weniger ausgeprägte Schönheitsempfinden des Erbauers ihre Durchbildung beeinflußt; aber fast immer gehen sie auf die geschilderten Grundlagen zurück. Dabei



Hauseingänge mit Heiligenfiguren in Nischen.

kommt es vor, daß die Form des eingebauten Hauses auch im offenen Bausystem auftritt, wie wir dies z. B. in dem Vorort Leffe an vielen Häusern sehen.

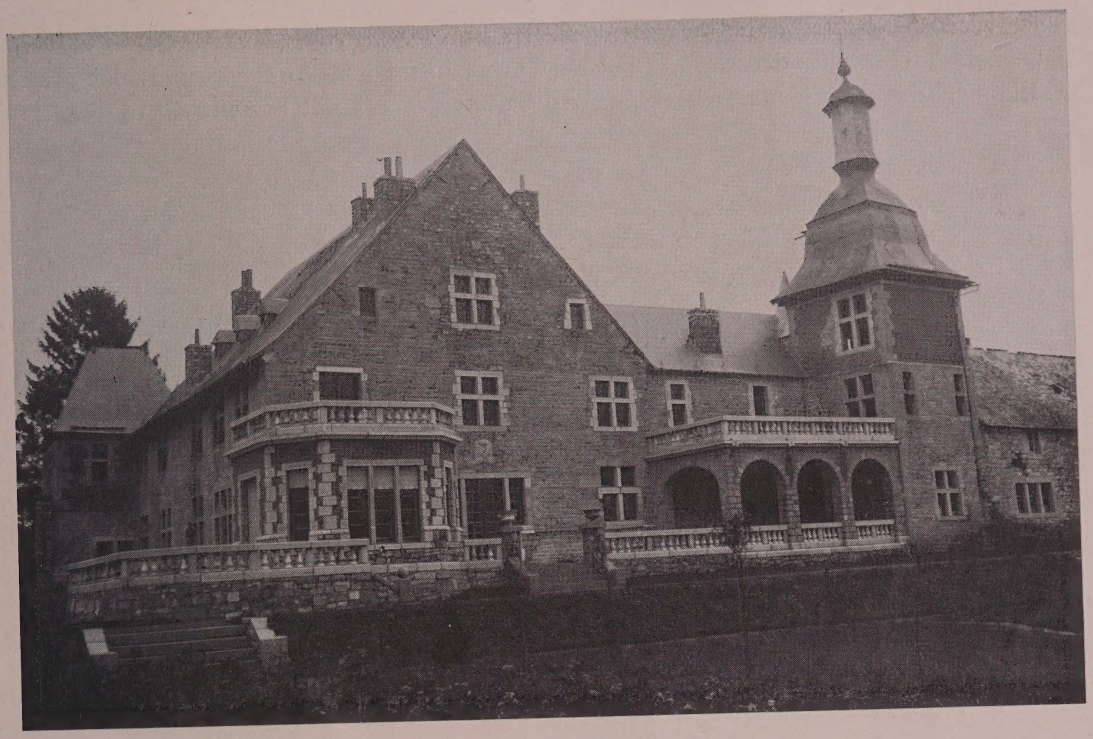
Die Auswahl an einzelnen Bauformen und Details, die dem Dinanter Haus eigen sind, ist zwar nicht mannigfaltig, aber so kennzeichnend, daß ihm auch dadurch ein ganz bestimmtes Merkmal gegeben wird. So haben die Dächer stets den anmutigen Schmuck von Gauben, die vollständig mit Schiefer verkleidet sind, einen netten Walm besitzen und mit einem Knauf endigen. Die Hauptgesimse bestehen entweder aus einer Reihe von Steinkonsolen oder sind durch schräg gestellte Backsteine in ein oder zwei Reihen gebildet und in verschiedenen Gliederungen aufgebaut. Die Fenster sind durch einen steinernen Mittel- und Querpfosten in vier Einzelflächen zerlegt, die wieder durch Holzsprossen hübsch unterteilt sind (Abb. S. 118). Bei den meisten Fensteröffnungen wurden später die Steinpfosten herausgebrochen; dadurch entstanden die auffällig großen Fen-

sterflächen, die wir heute in vielen alten Häusern sehen. Die besonders beim Bruchsteinbau als technische Notwendigkeit erkannte Verankerung der Balken mit den Mauern durch Eisen tritt an den Fassadenflächen in verschiedenen Zierformen zutage; gewöhnlich wird die Jahreszahl

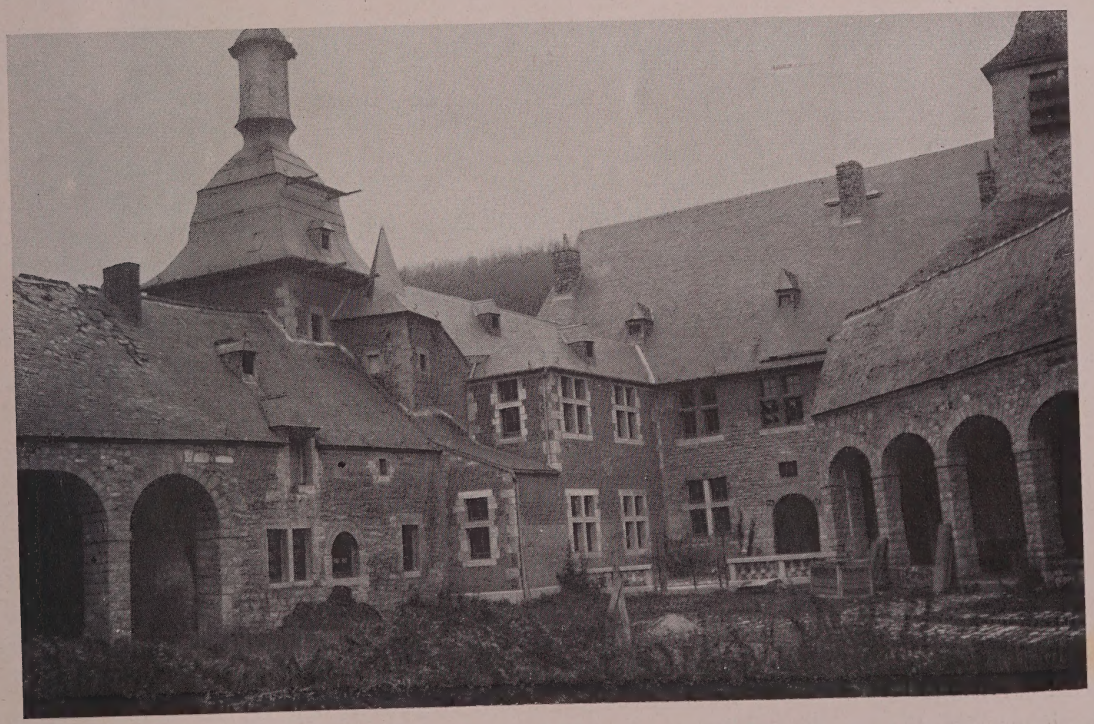
Vornehmes Bürgerhaus. Auch das Obergeschoß hatte früher Fensterläden (durch Jalousien ersetzt).

Häuser mit hohen Kaminen in Leffe.

der Erbauung auf diese Weise gebildet, ein Umstand, der die Beurteilung der historischen Entwicklung der Bauweise erleichtert. Nicht unwesentlich beeinflussen die über Dach tretenden hohen und wuchtigen Schornsteine das Dinanter Haus, besonders dann, wenn sie in gleicher



Das alte Kloster Anseremme mit charakteristischer Turmhaube.



Kloster Anseremme, Hofansicht.

Flucht wie die Giebelflächen hoch emporragen. Da schließen sie sich beiderseits des Zwergwalmes an oder sie durchbrechen denselben. Die überstehenden Brandmauern erhalten oft eine Schieferbekleidung. Auch die ganz freistehenden Giebel werden oft mit Schiefer überdeckt; sie er-

halten dadurch einen Wettermantel, der das Eindringen des Regens durch ihre dünnen Mauern verhindert (Abb. S. 116). An den freien Giebeln ist vielfach Fachwerk sichtbar. Die Giebelmauer wird durch schräggemauerte Backsteine abgeschlossen und erhält dadurch eine sehr solide Befestigung (Abb. S. 117). Ein weiteres Kennzeichen des Dinanter Hauses sind die Hauseingänge, die

gerne in Bogenform gestaltet werden und je nach der Bedeutung des Hauses bald einfach, bald reicher profiliert sind und hübsche Oberlichtgitter erhielten. Über ihnen wird eine kleine Nische in der Mauer ausgespart, die zur Aufstellung eines Heiligenbildes dient (Abb. S. 119). Auch den Schmuck von Fensterläden trug sehr häufig das alte Dinanter Haus; sie hatten Jalousieform und waren weiß, seltener grün gestrichen (Abb. S. 120). Bei vornehmen Bürgerhäusern fand man früher oft turmartige Anbauten, die als Abschluß originelle Dachhauben trugen. Dieses Motiv kam mit der Klosterbauweise aus Flandern nach der Dinanter Gegend. Die Bürgerhäuser, die diesen Schmuck trugen (Abb. 122), machten zum größten Teil in den letzten Jahren modernen Neubauten Platz; ein kümmerlicher Rest ging durch die Kriegsereignisse 1914 zugrunde. Ihren Typ finden wir aber noch am ehemaligen Kloster der weißen Damen und jenem in Anseremme sowie am Prämonstratenserkloster (Abb. S. 53, 105, 121). Als eine besondere Art heimischer Kleinarchitektur sind die hübschen Gartenpavillone zu erwähnen, von denen wir einige im Bilde zeigen (Abb. S. 128, 129); außerdem vermögen uns die Reste eines großen Hintergebäudes in der Nähe des Justizpalastes, das vielleicht als unverfälschtester Zeuge alter bürgerlicher Bauweise bis zum Jahre 1914 erhalten blieb, noch Anhaltspunkte für die Ausgestaltung der Hofseiten und Nebengebäude zu geben.

NIEDERGANG DER HEIMISCHEN BAUWEISE. DIE URSACHE UND DEREN BEKÄMPFUNG.

Etwa zu Ende des 18. Jahrhunderts schon wurden die bis dahin üblichen Bausitten merklich verlassen, indem bei besseren Häusern der Verputz so stark aufgetragen wurde, daß er die Gesteinsart des darunter befindlichen Mauerwerkes nicht mehr erkennen ließ. Der feine wachsartige Mörtel ließ die Schaffung von völlig glatten, porenlosen Flächen zu, was offenbar als vornehmer galt als die bisherige allgemein übliche Technik. Daß aber damit ein bemerkenswertes Charakteristikum heimischer Bauweise verloren ging und ersetzt wurde durch ein viel weniger Eigenart besitzendes Äußeres, bedarf kaum der Erwähnung. Immerhin bewahrt auch diese Verputztechnik noch merkliche Unterschiede gegenüber dem Aussehen der bei uns gebräuchlichen und mit unserem körnigen und quarzhaltigen heimischen Sand, Kies und Kalkmaterial ausgeführten Arbeit. Seitdem der glatte Verputz namentlich bei den Häusern der Grande Rue und der anderen besseren Straßen in Mode kam, finden auch allmählich architektonische Gliederungen in Stuck, wie Schlußsteine und Gesimse Eingang. In der Folgezeit kam man dazu, daß man auch alten Bauten, die von Anfang an auf eine ganz andere Wirkung berechnet waren, ein neues Gewand aus Mörtelüberzug gab, ja man ging so weit, selbst behauene Gewände und Gesimse mit Putz zu überziehen und ihnen Profile und Gliederungen aufzukleben. Dinant machte in dieser Zeit also schon einen Niedergang und allmählichen Verfall seiner heimischen Bauweise durch; doch war immer noch die freundliche helle, gelbe oder graue Farbe als letzter Grad einer Verwandtschaft der Häuser mit dem heimatlichen Boden geblieben, bis fast mit elementarer Plötzlichkeit jene landfremde Art des Maschinenziegelbaues die Gegend verunzierte, die der heutigen Dinanter Bauweise ihr aufdringliches Gepräge gibt. Von dem Durchschnitt der Bevölkerung wird die alte heimische Bauweise in der Gegenwart überhaupt nicht mehr gepflegt und nur an ganz vereinzelten Neubauten fristet sie noch mühsam ihr Dasein. Die alten charakteristischen Bauten verschwanden in den letzten Jahrzehnten immer mehr, und es werden bald auch die letzten Zeugen derselben vernichtet sein, wenn nicht ein Umschwung im schönheitlichen Empfinden nicht nur der großen Masse der Bevölkerung, sondern auch der kapitalkräftigen Schichten eintritt. Damit aber scheint es in Belgien noch gute Weile zu haben, und viele Städte

haben durch die aus Neuerungs- und Großmannssucht entsprungene Bauart, die jedes Schönheitsgefühl des bauenden Publikums und der bauenden Behörden und Körperschaften vermissen läßt, ihren alten Charakter gänzlich verloren. Dinant hat vielleicht mehr denn jede andere Stadt lange Jahre unbewußt unter der Seuche baulicher Geschmacksverirrung und baulicher Verwilderung gelitten. Diese konnte hier um so breiteren Boden gewinnen, als das Emporblühen der Stadt durch den Fremdenverkehr eine Reihe großer, für das äußere Bild der Stadt sehr ausschlaggebender Hotelbauten internationalen Charakters wie Pilze aus dem Boden herausschießen ließ. Ihnen schloß sich eine große Zahl moderner Wohngebäude an, von denen kaum eines Rücksicht nahm auf die überlieferte Bauweise und auf die Einpassung in die landschaftliche Umgebung. Wäre diese nicht so großartig und von so überragender Wirkung, daß im Vergleich zu ihr der Hausbau als Einzelheit zurücktritt, so würde Dinant, wenn es auf die Wirkung seiner Neubauten allein angewiesen wäre, direkt als Musterbeispiel baulicher Verirrungen gelten können

Unschöne Neubauten an der Maaspromenade. G. Hermans phot.

(Abb. S. 124). Da sehen wir den Ziegelrohbau krassieren mit seinen geleckten glatten Flächen in aufdringlichem Rot, womöglich noch mit Karmesinfarbe übertüncht. Die Fugen sind sorgfältig, aber langweilig herausgestrichen und mit dem Lineal nachgezogen; zur Abwechslung gelbfarbige Backsteinarchitektur oder Gesimse, Konsolen, Bossen usw. aus Haustein, die die Flächen in naturwidriger Kleinarbeit überziehen wie ein Spinnengewebe; öde hohe Brandmauern schließen an den Giebelseiten aufdringlich ab (Abb. S. 126). Keine Spur mehr von den alten Backsteinbauten früherer Jahrhunderte, die in ihrer eigenartigen Technik so schön in Gegenden wirken, wo sie heimisch sind. Die Fassaden einzelner anderer Häuser sind gar mit buntfarbigen glasierten Plättchen überpflastert und wirken wie ein scheckiges Loch im Stadtbild und in der Landschaft. Unschön sind auch die modernen Hausteinbauten mit ihrer protzigen Architektur in ungemessener Wucht und Fülle, gerade als ob die Schönheit eines Baues begründet wäre in einer möglichst hohen Anzahl laufender Meter von Gesimsen und nach dem Zentnergewicht von Schnörkeln und überflüssigen Massen zu bewerten sei. So weit wurde die Neuerungssucht getrieben, daß man dort, wo vielleicht das Geld fehlte, um einen vollständigen Neubau zu errichten,

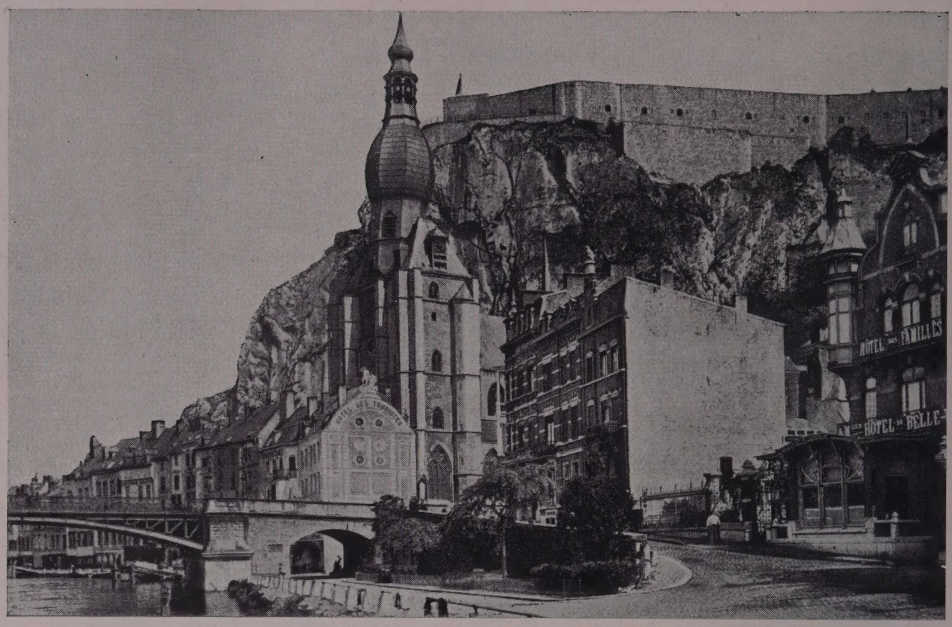
an den Altbau wenigstens ein weitausladendes reichprofiliertes Blechgesims annagelte. Wenn einem Mann in der Tracht eines Landsknechtes ein Zylinderhut aufgesetzt würde, könnte das nicht lächerlicher wirken als solche bauliche Albernheiten. Auch bei jedem der Neubauten, die jetzt allmählich wieder zu erstehen beginnen, sehen wir, wie mit unfehlbarer Sicherheit diese Fabrikgesimse wieder an die Häuser angeklebt werden.

Einige wenige haben wohl auch in Belgien das bauliche Unheil empfunden, das aus solchen verworrenen Schönheitsbegriffen entspringt und haben sich zusammengeschlossen zu einer Gesellschaft mit dem Zwecke, durch Aufklärung und Aufmunterung des großen Publikums die alte heimische Bauweise wieder zu beleben und an sie bei Aufführung von Neubauten wieder anzuknüpfen. Es stellte sich somit diese Vereinigung, die den Namen »Société nationale pour la protection des sites et des monuments« führt, die gleiche Aufgabe, die seit einigen Jahrzehnten

G. Hermans phot.

Alte Bauweise durch moderne Zutaten verstümmelt.

die Heimatschutzvereine in allen Teilen unseres Vaterlandes mit soviel Erfolg durchführen. An den Brüsseler Hauptverein schloß sich im Jahre 1903 eine Namurer Gruppe an, die sich im besonderen die Pflege der im Maastal und in den Ardennen bodenständigen Bauweise zum Ziele setzte. Aber trotz eifriger Werbetätigkeit, die namentlich in der Veranstaltung eines Wettbewerbes unter den einheimischen Architekten zur Herstellung von Plänen für Landhäuser und Bauernhäuser im Maastal und in einem Wettbewerb unter Photographen zur Aufnahme alter charakteristischer Bauten gipfelte, kam sie über die Anfänge nicht hinaus. Die Ergebnisse dieser beiden Unternehmungen bewiesen, daß ein großer Teil der Bewerber vollständig daneben griff und die Absichten der Heimatschutzbestrebungen nicht erfaßte. Um so weniger Aussicht bestand, daß die Bewegung in den intelektuellen und kapitalkräftigen Laienkreisen, geschweige denn gar unter der breiten Masse der Bevölkerung verstanden werde und Fuß zu fassen vermöge. Es ist denn auch bei diesen Anfangsversuchen der Gesellschaft geblieben, und man hat in den letzten Jahren wenig mehr von ihrem Wirken gehört, von einem praktischen Ergebnis in der Ausführung von Bauten gar nicht zu reden. Ein Beweis dafür, wie sehr das Verständnis für



Beeinträchtigung des Stadtbildes durch Brandmauern.

die Arbeit des Heimatschutzes fehlt, ist die Tatsache, daß man in Namur, als im letzten Winter der Bau eines neuen Rathauses zur Erörterung stand, in den Schaufenstern Projekte ausgestellt sah, die bei uns in Deutschland gar nicht ernst genommen worden wären; von vornherein wären sie durch eine vernichtende Kritik, wenn nicht gar durch das Gespött der Allgemeinheit unmöglich gemacht worden.

Es wird noch harter Arbeit bedürfen und lange unverdrossene Bemühungen kosten, wenn die belgische Heimatschutzbewegung den jetzt herrschenden Bausitten mit Erfolg zu Leibe rücken will und wenn an deren Stelle wieder eine Bauweise treten soll, die an die alte und schöne heimische Art anknüpft, ohne dabei jedoch die technischen Fortschritte der Neuzeit außer acht zu lassen, vielmehr alle wirklichen Verbesserungen pflegt, die durch moderne Bedürfnisse begründet sind.

Die Terrassengärten über St. Peter.

DINANTS GÄRTEN.

Von
Karl Heinrich.

Zu Landschaft und Bebauung gesellt sich in Dinant noch ein Drittes, das nicht unbedeutend zur Gesamterscheinung der Stadt beiträgt oder die Art ihrer Besiedelung kennzeichnet. Es sind dies die Gärten der Stadt, die nicht unerwähnt bleiben dürfen, wenn man Wesen und Charakter Dinants erschöpfend schildern will. Der moderne Belgier ist ja nicht nur ein ausgesprochener Liebhaber des Gartens in jeder Gestalt, er ist auch in jeder Hinsicht ein Gartenkünstler. Was dem modernen Belgier an der Kunst des eigentlichen Bauens im Vergleich zu seinen Vorfahren abgeht, das ersetzt er durch sein Geschick, Gärten anzulegen. Es ist daher kein Wunder, wenn er auch dort, wo die Geländebeschaffenheit und die enge Bauweise der Gartenanlage an sich ungünstig sind, Mittel und Wege findet, etwas Reizvolles zu schaffen. Ein solch schwieriges Gelände sind von Natur aus die steilen Hänge, welche in Dinant überall von den Hochplateaus zu Tal führen. Der steinige Boden, schon auf den Hochflächen selbst nur mit einer Erdkrume von bescheidener Tiefe überzogen, würde an den Steilhängen durch den Regen vollständig ausgewaschen werden und durch Abschwemmen seine Humusschicht fast vollständig verlieren, wenn er nicht durch künstliche Mittel festgehalten würde. Es geschah dies, indem man vom Berge selbst das Steinmaterial entnahm, mit welchem nun überall in kurzen Abständen Mauern errichtet wurden, hinter denen das Erdreich gesammelt und gehalten wird. Auf den so geschaffenen Terrassen gedeihen in guter reichlicher Erde nicht nur Gemüse und Blumen in verschwenderischer Fülle, sondern selbst große Bäume finden hier reichlichen Boden und Nahrung. Apfel und Birne und alle Obstarten werden hier in den besten Sorten geerntet; der Walnußbaum vor allem mit seiner breiten Krone und seinem knorrigen, vielverzweigten Astwerk gereicht den Gärten zur höchsten Zierde. Steile Treppen führen zu den malerisch übereinander gelagerten Terrassen, die von Efeu überwuchert oder mit Wein oder Spalierobst bekleidet sind, empor. Da und dort lugt ein Gartenhäuschen anmutig aus dem Grün hervor. (Abb. S. 128.) Es wurde schon auf die köstlichen Terrassengärten hingewiesen, die das Domini-

Pavillon in einem Terrassengarten.

Pavillon in einem Garten der Grande Rue.

Hausgarten.

kanerkloster besitzt, auch der weite aussichtsreiche Garten des Krankenhauses wurde erwähnt (Abb. S. 95, 111). Eine noch größere Bedeutung für das Stadtbild haben aber die Kleingärten, die zu den Häusern an der St. Peters- und der St. Jakobsstraße gehören und bis hinauf zu den Resten der alten Stadtbefestigung reichen (Abb. S. 127), ebenso jene auf der Nordseite der Zitadelle und die, welche im Süden der Stadt vor dem St. Nikolasviertel liegen. Ganz prächtig überblickt man diesen Aufbau als ein die Landschaft stark beeinflussendes Moment von der linksseitigen Talhöhe oberhalb des Bahnhofes aus. Terrassengärten gereichen auch den Häusern der Rue en Rhée und Rue de la Grêle zur Zierde.

Nicht weniger beachtenswert sind die Hausgärten, welche sich im Innern der Stadt an viele Bürgerhäuser der Grande Rue und ihrer Seitengassen anschließen; man war erstaunt, wenn man aus der engen Straße durch die Hausgänge hindurchschritt, dahinter manchmal ganz stattliche Freiflächen vorzufinden, auf denen üppiger Garten sich ausbreitete (Abb. S. 130). Reizvoller noch sind die kleinen schmalen Hofgärten zwischen ihren efeuüberzogenen hohen Mauern. Abgeschieden vom Lärm der Straße wohnt hier eine köstliche Ruhe, die zum behaglichen Genießen einlud (Abb. S. 129).

Wieder eine andere Art freundlicher Hausgärten stellen jene dar, die hinter der Rue des trois Escabelles zu ihrer Anlage den alten Stadtwall benützen. Sie liegen mehrere Meter über dem Straßenniveau, und aus dem Gewinkel der Hofräume führen die Stufen zu ihnen hinauf in den Bereich des Lichtes und der Sonne, die man um so freudiger hier begrüßt, als ihre Strahlen in die zugehörigen Wohnungen an der engen Straße nicht einzudringen vermögen.

Beachten wir noch die kunstvoll gepflegten Prachtgärten und Parkanlagen, die an die Herrschaftshäuser im Süden und Norden der Stadt anschließen oder an den westlichen Hängen des Tales sich hinaufziehen, so haben wir aller wesentlichen Bestandteile einer bevorzugten Lage, einer natürlich gegliederten Bebauung und einer verständnisvollen Bepflanzung Erwähnung getan, die der Stadt Dinant ihren Charakter und in den meisten Fällen auch ihre Schönheit verleihen.

EINFLÜSSE DER GESETZGEBUNG AUF DIE BAULICHE ENTWICKLUNG DER STADT DINANT.

Von
Karl Heinrich.

a) DIE BAUORDNUNG.

Die Regeln und Vorschriften, an welche die Ausführung eines jeden Neubaues und jeder größeren baulichen Änderung gebunden ist, sind in Dinant in einer besonderen städtischen Bauordnung niedergelegt. Diese entspricht in den meisten Punkten, namentlich in allen Dingen rein konstruktiver und statischer Natur den Bestimmungen, wie sie auch in anderen Städten Belgiens üblich sind. Die Mauerstärken werden nach Backsteinlängen vorgeschrieben und bieten gegenüber unseren Vorschriften keine wesentlichen Unterschiede; so ist beispielsweise für das oberste Stockwerk in den Umfassungen, wie in Deutschland, eine Stärke von 1½ Backsteinen vorgeschrieben; da aber das belgische Backsteinmaß kleiner ist als das deutsche, so ergeben sich hier durchschnittlich schwächere Konstruktionen.

In vielen Punkten nimmt die Dinanter Bauordnung auf die Eigenart der Stadt und ihre besonderen Verhältnisse, die in ihrer Lage, Bodengestalt und ihrem Bauraum begründet sind, besondere Rücksicht. Vor allem fällt auf, daß ängstlich darauf Bedacht genommen ist, alle Vorsprünge in den Straßen über die vorgeschriebene Baulinie hinaus zu verhindern und die besonderen Fälle, wo solche genehmigt werden können, bis ins kleinste Detail zu umschreiben und bis auf ein Minimum zu beschränken. So dürfen z. B. Säulen und Pilaster nur 5 cm, Balkone in Straßen unter 12 m Breite nur 70 cm vorspringen. Die Enge der Straßen ist der leicht ersichtliche Grund für diese peinlich genauen Vorschriften. Leider wird dadurch auch die Weiterpflege eines alten heimischen Motives, die Anbringung von Fensterläden, unterbunden, da die Bauordnung solche, welche sich nach außen öffnen, verbietet.

Bei der Verfassung der Bauvorschriften scheint man sich wohl auch der besonderen Rücksichten bewußt gewesen zu sein, welche die Pflege einer schönen Bauweise in einem Fremdenort wie Dinant verdient. Denn nicht nur Neubauten sind genehmigungspflichtig, sondern auch die Änderung, das Übertünchen, Bemalen und Verputzen von Fassaden oder Mauern, welche an die öffentlichen Straßen angrenzen; auch Ausnahmen von Baubeschränkungen werden zugelassen, wenn schönheitliche Gründe dafür sprechen. Leider sind diese Vorschriften insofern unvollkommen, als sie die Entscheidung darüber, ob etwas schön oder unschön ist, allein in die Hände der Gemeindebehörde legen. Von der Beiziehung eines Sachverständigen ist nicht die Rede. Es ist daher klar, daß in Wirklichkeit diese Vorbehalte und Ausnahmebestimmungen die Schönheit eines Baues selten oder nie gefördert haben; das beweisen die neuen oder abgeänderten Bauten der Stadt auf Schritt und Tritt. Es bedürfte nur einer Ergänzung der Bauordnung, wonach die Entscheidung über schönheitliche Fragen in die berufenen Hände eines einwandfreien Fachmannes gelegt wird, um der offenbaren Absicht der betreffenden Vorschriften auch zu einem zufriedenstellenden Ergebnis zu verhelfen. In der gegenwärtigen Fassung ist sicher schon manche Bestimmung der Bauordnung in das Gegenteil des gewollten Zweckes verkehrt worden. Ein Beispiel nur sei herausgegriffen, um dies zu beweisen: in Ziff. 41 der B.-O. heißt es: in den breiteren Straßen und wo die Schaufenster eine Verschönerung (!) bedeuten, kann das Kollegium einen Vorsprung der Gesimse desselben bis zu 50 cm genehmigen. Wie mancher auffrisierte Schaufensterkasten und wie manches Reklameungetüm hat sich unter dem Schutze dieses Schönheitsparagraphen in den Straßen der Stadt aufdringlich breitgemacht!

Die Höhe der Fassaden in den einzelnen Straßen ist abhängig von den Straßenbreiten. Die Höchsthöhen betragen 15 m auf öffentlichen Plätzen und an Uferstraßen, 13 m in Straßen von 9 und 8 m Breite, 12 m in allen übrigen Straßen. Das Kollegium der Bürgermeister und der Schöffen kann auch größere Höhen zulassen, je nach der Wichtigkeit des Baues und der »Schönheit seiner Architektur«. Diese Fronthöhen sind namentlich für die beiden letzten Straßenbreiten reichlicher, als im Interesse der Schönheit und der Erhaltung des alten Baucharakters wünschenswert ist. Es ist dadurch der mehrstöckigen Bauweise Tür und Tor geöffnet; denn sowohl 12 m als besonders 13 m ergeben Häuser mit einem Erdgeschoß und zwei sehr stattlichen oder drei mäßig hohen Obergeschossen, die auf Grund dieser Bestimmung in der durchschnittlich 8 m breiten Grande Rue zugelassen werden. Wie solche Bauten, ganz abgesehen von ihrer Fassadengestaltung, schon durch ihre Höhe allein die alten Häuser erdrücken, das konnte man deutlich an einigen modernen Hotelbauten sehen, wie zum Beispiel an dem Hotel des Ardennes in der Leopold-Straße, sowie an dem Klosterneubau der ungefähr in der Mitte der Grande Rue in brutaler Form und Höhe, durchaus keinen Klosterbau verratend, erbaut war. Vorschriften, Häuser in allzu verschiedener Höhe nebeneinandergestellt zu verhindern, vermißt man. Es ist vorauszusehen, daß nach dem Kriege eine noch größere Anzahl von Bauten die erlaubte größte Höhe einnehmen wird, wenn man nicht dagegen Vorsorge trifft und in verschiedenen Straßen Höhengrenzen nach oben und unten festlegt. Geschieht dies nicht, dann wird es bald vorbei sein mit dem einheitlichen Straßenbilde, vorbei mit dem Blick auf einzelne Berg- und Felsengruppen, wie er sich so entzückend da und dort über die niedrigen Häuser hinweg noch ergab und auch in der engen Straße die Freude an der prächtigen Landschaft wachhielt. Von dem Nachsatz der in Rede stehenden Bestimmung über die Gebäudehöhe ist Ähnliches zu befürchten wie von der Ausnahmevorschrift über die Schaufenster, von der wir gesprochen haben.

Die Geringsthöhe des Erdgeschosses setzt die Bauordnung auf 3,20 m, die der Stockwerke auf 3 m und die der Zwischengeschosse auf 2,60 m im Lichten gemessen, fest. Diese Höhen sind für die normalen Stockwerke größer, als aus gesundheitlichen Gründen notwendig ist, da ja der Luftraum eines Zimmers oberhalb der Fensterstürze in dieser Beziehung keine Bedeutung mehr hat. Und ein anderer Grund, große Raumhöhen vorzuschreiben, ist nicht vorhanden; im Gegenteil wird dadurch nur der Bau verteuert und die Licht- und Luftzufuhr zum Erdgeschoß in engen Straßen nur ungünstiger. Eine Bestimmung darüber, in welchem Umfange ein Grundstück überbaut werden darf und wieviel davon als Freifläche liegen zu bleiben hat, vermißt man in der Dinanter Bauordnung; sie wäre aber dringend geboten, um eine aus gesundheitlichen und feuerpolizeilichen Gründen schädliche, allzu große Intensität der Grundstückausnützung zu verhindern. Ebenso ist nichts gesagt über die Höhen von Rückgebäuden, ihren Hofabstand vom Vordergebäude usw. Auch über die Notwendigkeit direkter Lichtzufuhr zu allen Wohnräumen, zu Aborten und Treppenhäusern fehlen die entsprechenden Bestimmungen.

Durch das vorstehende Herausgreifen einzelner Bestimmungen der Bauordnung und durch den Hinweis auf das Fehlen bestimmter Vorschriften in gewissen anderen Richtungen ist die ganze Tendenz der Dinanter Bauordnung schon in scharfen Umrissen gekennzeichnet: sie hält sich einerseits beinahe ängstlich davon fern, das Nutzungsrecht des Privateigentümers über sein Grundstück irgendwie zu beschränken; anderseits aber sichert sie sich durchaus das Einspruchsrecht und die Regelung aller Dinge bis ins kleinste überall dort, wo der Privatbesitz an die öffentliche Straße grenzt und damit allgemeine Interessen irgendwelcher Art in Frage kommen. Die weitgehende Baufreiheit, die man durch diese Respektierung des privaten Eigentums den

Besitzern gibt, erscheint auf den ersten Blick sehr bestechend und nachahmenswert. Sie kann auch in Dinant, wo das Einfamilienhaussystem bei weitem vorherrscht und wo das Vermieten von Wohnungen als Erwerbsquelle der Hausbesitzer ganz unbekannt ist, ohne besondere Nachteile angewendet werden. In Deutschland dagegen, wo der größte Teil der städtischen Bevölkerung auf das Wohnen in der Mietskaserne angewiesen ist, wäre diese Baufreiheit ganz undenkbar; sie würde in vielen Fällen eine derartig weitgehende Grundstückausnützung und so ungünstige Wohnungsanlagen zur Folge haben, daß damit bedeutende Schädigungen der Volksgesundheit hervorgerufen würden. Aber selbst bei den günstigen allgemeinen Verhältnissen, die in Dinant die Gewährung einer großen persönlichen Baufreiheit ermöglichen, ist diese durchaus nicht ohne jeden Nachteil. Das Entstehen mancher ungesunden Einzelwohnung, wie auch ungünstige Verhältnisse für die Rettungsarbeiten bei Feuersbrünsten u. a. m. sind Dinge, die dadurch gefördert wurden. Die Beschränkung der individuellen Baufreiheit gegen die Straße zu hat aber keineswegs das Ergebnis einer in jeder Hinsicht einwandfreien Gestaltung gehabt. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß ein Versagen der Bauordnung in schönheitlicher Beziehung deswegen eintreten mußte, weil die Beurteilung der Fassaden usw. nicht in berufene Hände gelegt wurde und dadurch einer empfindlichen Beeinträchtigung des Stadtaussehens durch unpassende Neu- und Umbauten der Boden geebnet war. Es hätte zum mindesten bestimmter Hinweise auf die bodenständige Bauweise bedurft, auf die Wahrung des gewohnten Stadtcharakters, auf einheitlichen Bautyp in bestimmten Straßen, es hätten ferner Richtpunkte und Beispiele angeführt werden müssen, etwa in einem Anhang zur Bauordnung; nur dann hätte man auf ein befriedigendes Resultat hoffen können.

b) DAS BELGISCHE ENTEIGNUNGSGESETZ.

Wenn wir in der Dinanter Bauordnung als einen der auffallendsten Gegensätze zur Fassung der diesbezüglichen deutschen Vorschriften die geradezu ängstliche Rücksichtnahme auf das Nutzungsrecht des Privateigentümers wahrnahmen, so finden wir in den belgischen Enteignungsgesetzen eine hierzu in auffälligem Gegensatz stehende Rechtsanschauung vertreten. Diese findet aber ihre Erklärung in dem Umstande, daß die Anwendung dieser Gesetze nur dann erfolgen soll, wenn es sich um die Wahrung gewichtiger öffentlicher Interessen handelt.

Wir haben zwischen zwei verschiedenen Enteignungsrechten des belgischen Staates zu unterscheiden. Das ältere von beiden geht auf ein französisches Gesetz vom Jahre 1810 zurück, welches das junge Staatswesen Belgiens alsbald in wenig veränderter Form übernahm. Es betrifft die Enteignung aus Gründen des öffentlichen Wohles und hat seine Anwendung besonders beim Bau von Eisenbahnen gefunden; es hat durchaus seine Parallele in dem Rechte der Eigentumsentziehung, das auch den deutschen Staaten zu diesem und ähnlichem Behufe zur Verfügung steht.

Viel rücksichtsloser aber greift das neuere belgische Enteignungsrecht, das lediglich zur Förderung des Städtebaues geschaffen wurde, in die privaten Besitzverhältnisse ein. Das Gesetz stammt aus dem Jahre 1858 und bestimmt unter der Bezeichnung »expropriation par zônes« in seinem Hauptartikel folgendes:

> »Wenn die Notwendigkeit erwiesen ist, für die Sanierung eines Stadtbezirkes Straßen oder Gassen zu eröffnen, zu erweitern, neu zu führen oder zu verlängern, öffentliche Plätze anzulegen oder zu vergrößern, Kanäle oder Wasserläufe auszuheben, zu vertiefen oder zu erweitern, kann die Regierung auf Verlangen des beteiligten Gemeinde-

rates die Ermächtigung zur Enteignung aller derjenigen Grundstücke erteilen, die für die öffentlichen Straßen und für die in den Gesamtplan einbegriffenen Baulichkeiten bestimmt sind.«

Eine Gesetzesnovelle vom Jahre 1867 erweitert die Anwendungsmöglichkeit dieses Gesetzes auch für die Verbesserung und Anlegung neuer Stadtbezirke und hat in der Folgezeit eine große Bedeutung auch für die Stadtverschönerung, soferne man sie aus Gründen des Gemeinwohles für notwendig fand, erlangt.

Die belgischen Städte besitzen somit ein Enteignungsrecht, das ihre Schwestern auf deutschem Boden schon seit Jahrzehnten anstreben, ohne jedoch bisher es erreicht zu haben; die Regierungen in Deutschland scheuten eben immer davor zurück, einen derartig weitreichenden Eingriff in das Privateigentum zu unternehmen, so sehr auch immer wieder anerkannt wurde, daß in vielen Fällen für die Gemeinden ein solch wirksames Werkzeug für die Herstellung städtischer Straßen und zur Sanierung von Altstadtteilen sehr wünschenswert wäre.

In Belgien hat man jedenfalls sehr günstige Erfahrungen mit der Anwendung dieses Gesetzes gemacht, gegenüber denen die bei uns befürchteten Nachteile nicht ins Gewicht fallen. Die Bevölkerung, die doch sonst ihre persönliche Freiheit über alles schätzt, hat sich in Belgien längst mit diesem Gesetz abgefunden und jeder Grundeigentümer rechnet damit wie mit einem Normalzustand.

Auch in Dinant wurde dieses Gesetz wiederholt zur Anwendung gebracht. Vor allem ist die Entstehung der neuen Justizpalaststraße darauf zurückzuführen. Gerade an diesem Beispiel aber kann man sehen, wie unvorteilhafte städtebauliche Erscheinungen sich an die Anwendung des Gesetzes knüpfen können, wenn nicht mit peinlichster Sorgfalt und unter Beiziehung hervorragender Sachverständiger die Bedürfnisse genau geprüft und die Einzelheiten geregelt werden und wenn bei der Durchführung des Gesetzes den Gemeinden übergroße Machtbefugnisse eingeräumt werden. Aus diesen Folgeerscheinungen können aber trotzdem keine grundsätzlichen Bedenken gegen das Gesetz abgeleitet werden. Seine Vorteile sind so groß und die Möglichkeit, seine Nachteile für die städtebauliche Erscheinung zu verhindern, ist so leicht, daß alle Einwendungen gegen ein solches Gesetz nicht ins Gewicht fallen können.

Eine ganz hervorragende und durchgreifende Anwendung wird das belgische Enteignungsgesetz zweifellos beim Wiederaufbau der Stadt Dinant finden. Die Bürgerschaft ist sich der großen Bedeutung des ihr in dem Gesetz zur Verfügung stehenden Mittels bewußt und ist gewillt, es ausgiebig zu benützen. Die Verhältnisse, welche sich in Dinant vorfinden, machen es auch unumgänglich notwendig, beim Wiederaufbau weitgehende Eigentumsänderungen vorzunehmen. Zum Vorteil wird der Stadt das Gesetz aber nur dann gereichen, wenn sie alle seine Konsequenzen gründlich vorher erwägt und wenn sie sich der Beratung von Fachleuten, die auf all den weitverzweigten Gebieten des Städtebaues große Erfahrungen besitzen, versichert.

c) DAS ARBEITERWOHNUNGSGESETZ VOM JAHRE 1889.

Auf das Aussehen einzelner Straßen und Außenbezirke Dinants hat das belgische Arbeiterwohnungsgesetz vom Jahre 1889 schon einen merkbaren Einfluß gehabt.

Schon lange Zeit vor Erlaß dieses Gesetzes hatte die belgische Regierung die Notwendigkeit erkannt, der Wohnungsfrage der Arbeiterschaft, die mit dem Grade der zunehmenden Industrialisierung des Landes beständig wuchs, ihr besonderes Augenmerk zuzuwenden. Es geschah dies zuerst auf dem Verordnungswege, indem für Arbeiterwohnungen Steuererleichte-

rungen und für den Neubau von solchen eine Steuerfreiheit auf eine bestimmte Zahl von Jahren gewährt wurden. Ferner wurden gesundheitliche Maßnahmen getroffen durch die Aufstellung einer Art Wohnungspolizei, welche die Arbeiterwohnungen zu überwachen, über den Stand der Wohnungsverhältnisse zu berichten und Anträge auf Verbesserung derselben zu stellen hatte. Daneben sollte durch Gewährung von Prämien die Wohnungspflege durch die Arbeiterschaft selbst gehoben werden. Aus diesen und verschiedenen anderen Verordnungen entwickelte sich das Arbeiterwohnungsgesetz, dessen Hauptzweck darin bestand, durch die Ausgabe von Darlehen aus der Brüsseler Landessparkasse, den Bau von Wohnungen oder den Erwerb von Eigenheimen zu fördern und zu erleichtern. Die Darlehen wurden aber nicht direkt an die Arbeiter gegeben, sondern an Kreditgenossenschaften, Bauvereinen und Bauaktiengesellschaften, denen sich die Baulustigen anschließen mußten. Von diesen aus erfolgte dann die Gewährung der Baugelder zu billigem Zinsfuß und zu langen und leichten Rückzahlungsfristen an ihre Mitglieder. Diese mußten sich meist in eine Lebensversicherung aufnehmen lassen, um bei frühzeitigem Tode das Kapital sicherzustellen. Die Prämienzahlung hierfür erfolgte gleichzeitig mit der Entrichtung der Zinsen und der Annuitäten für das Kapital. Wie und wo die Arbeiter bauen wollten, blieb vollständig ihrem Ermessen anheimgestellt.

In Dinant findet man Arbeiterhäuser, die mit Unterstützung der durch das Arbeiterwohnungsgesetz gewährten Darlehen erbaut wurden fast in allen Straßen inmitten der alten Häuserreihen. In der Rue de la Grêle, Rue en Roche, in Leffe befinden sie sich besonders zahlreich. Auch in der Rue St. Pierre lagen einige.

Auch hier hat die Freiheit, die man in der Durchbildung von Grundriß und Fassaden den Bauenden ließ, dazu geführt, keine schönen Häuser aufkommen zu lassen. Es ist die Maschinenziegelfassade, welche sich ausschließlicher Beliebtheit erfreut; auch durch ein ziemlich flach gehaltenes Dach, das von der Straße kaum sichtbar war und durch ein auffallendes, möglichst vielgliedriges Blechgesimse waren diese Häuser, wie eben alle Dinanter Neubauten, unvorteilhaft gekennzeichnet. Doch fügten sie sich den alten Bauten wenigstens durch eine ihnen ziemlich entsprechende Größe an, eine Eigenschaft, die sie nicht allzu auffällig unter ihren alten Kameraden und dadurch einigermaßen erträglich machte.

d) BEEINFLUSSUNG DES HAUSBAUES DURCH STEUERVERHÄLTNISSE.

Die Besteuerung der Häuser geschieht in Belgien nach der Anzahl der in denselben vorhandenen Türen und Fenster. Es ist ganz natürlich, daß dieses Prinzip das Bestreben der Bauenden hervorrufen mußte, mit der Anbringung von Zugängen und Lichtquellen möglichst sparsam umzugehen, daneben aber auch die Räume so anzulegen, daß die Lichtzufuhr durch das Fenster möglichst ausgenützt wird. Da der Lichteinfall nun selbstverständlich nach der Tiefe ein wirksamerer ist als nach den seitlich des Fensters gelegenen Zimmerteilen, so wählte man für die Räume eine nach der Tiefe zu langgestreckte Rechteckform. Durch Hintereinanderschaltung zweier solcher Räume, von denen der eine sein Licht von der Straßen-, der andere von der Hofseite erhielt und durch Danebenlegung des Hausganges, ergab sich dann die typische Hausfläche mit ihrer schmalen Vorderfront und ihrer langen rückwärtigen Erstreckung. Man könnte nun glauben, daß die so entstehenden Räume soviel Unbequemlichkeiten für die Stellung der Möbel, so manche Unschönheiten, Unzweckmäßigkeiten und Einförmigkeiten in der gesamten Grundrißanlage mit sich bringen müßten, daß man lieber die durch eine Mehrzahl von Fenstern bedingte Steuer bezahlen, als sich mit diesen Mängeln abfinden würde. Es wurde aber dem Dinanter nicht schwer, sich für letzteres zu entscheiden. Denn die genannte Haus-

form ist in Dinant ja seit Urzeiten eine alte Gewohnheit geworden; es drängte ja hier auch, inmitten der Stadt, wie wir schon gesehen haben, der charakteristisch gestaltete Bauraum zu dieser Hausanlage hin; wir wissen, daß sie in der Grande Rue die durchgängig übliche Form der Grundstückausnützung darstellte. Diese alte Bausitte macht es erklärlich, daß man auch dort, wo das verfügbare Gelände eine größere Bewegungsfreiheit und Gestaltungsmöglichkeit zulassen würde, in Rücksicht auf die Steuer die gewohnte Anlage beibehielt und dadurch die Haussteuer auf das Mindestmaß beschränkte. Da die Größe der einzelnen Fenster für die Höhe der Steuer bedeutungslos war, ersetzte man bis zu einem gewissen Grade die Zahl der Fenster durch eine große Einzelfläche und führte auf diese Weise ein weiteres Merkmal der heutigen Dinanter Bauweise herbei.

Auch das Aussehen und die Ausstattung der Innenräume, wenigstens jener von Kleinwohnungen, wurde durch die Besteuerung beeinflußt. Hier führte nämlich der Umstand, daß auch für die Schränke Abgaben an den Staat entrichtet werden müssen, dazu, daß man an solchen Möbelstücken sparte und sie durch Wandnischen, die mit einer Türe abgeschlossen wurden, ersetzte. Dadurch konnte die Steuer umgangen werden.

Kaminplatten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

DIE WOHNKULTUR UND DIE WOHNUNGSVERHÄLTNISSE DER STADT DINANT.

Von
Karl Heinrich.

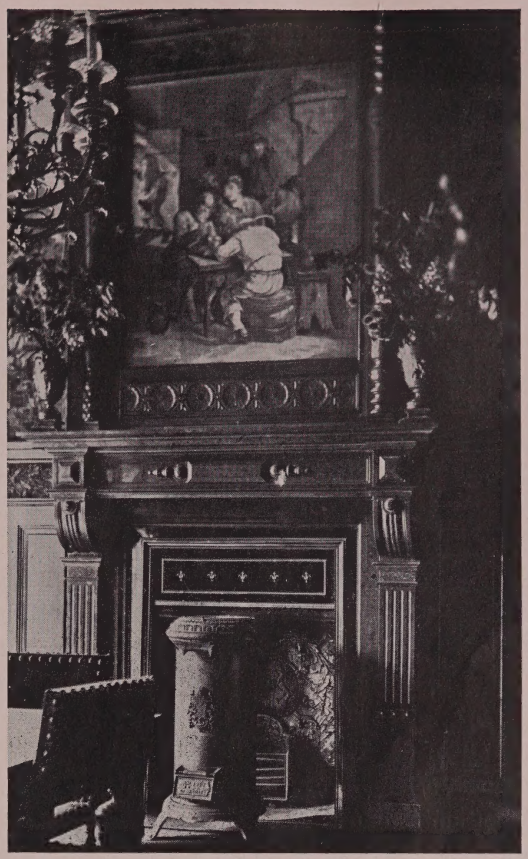
Wie in ganz Belgien, so ist auch in Dinant das Wohnen im Einfamilienhaus die von alters her vorherrschende Besiedelungsform. In den ca. 1800 Wohnhäusern, welche vor dem Kriege sich hier befanden, waren nur 2000 Haushaltungen untergebracht; davon lagen mindestens 1600 in Einfamilienhäusern, so daß nur ein Rest von etwa 400 Haushaltungen sich auf Mehrfamilienhäuser verteilte. Unter diesen waren wieder weitaus die meisten von nur zwei Familien bewohnt; nur eine verschwindend kleine Zahl von Häusern existierte, in welchen drei oder gar mehr Familien ihre Unterkunft hatten. Es waren dies meistens ältere Ehepaare ohne Kinder, die als Untermieter zwei oder höchstens drei Zimmer einer größeren zusammenhängenden Wohnung bezogen und dort ihren eigenen Haushalt führten. Es entstand dadurch eine geringe Zahl von Teilwohnungen und eine Art Aftermieterwesen, ohne jedoch hinsichtlich seiner Nachteile mit jenem verglichen werden zu können, das man in Großstädten vorfindet. Es herrschte im Gegenteil gewöhnlich ein gewisses patriarchalisches Verhältnis der Untermieter zu ihren Hausherren und deren Familien. Jedoch kann man im allgemeinen sagen, daß die Qualität der Einzelwohnung im Mehrfamilienhaus abnahm und daß solche Wohnungen der geringen Miete wegen nur von den ärmsten Bevölkerungsschichten bezogen wurden. Das eigentliche Miethaus aber war in Dinant überhaupt nicht zu finden, wenigstens nicht in der Form, in der es in Großstädten vorkommt und dort die Brutstätte großer sozialer und hygienischer Nachteile für das Volkswohl ist. Aus dem Umstand, daß in Dinant das Einfamilienhaus,

also die Grundlage der idealsten Besiedelungsform, eingebürgert war, kann aber keineswegs der Schluß gezogen werden, daß minderwertige Wohnungen in der Stadt überhaupt nicht vorhanden waren. Daß dies sogar in ziemlich weitgehendem Maße der Fall war, davon wird später noch die Rede sein.

Die Mehrzahl aller Wohnungen trägt, dem Hauptbestandteil der Bevölkerung entsprechend, kleinbürgerlichen Charakter. Die Einzelwohnungen umfaßen in diesem Falle durchschnittlich vier Haupträume, welche sich auf zwei Geschosse verteilen, und zwar liegen die Küche und ein weiterer Raum im Erdgeschoß, zwei Schlafräume im Obergeschoß. Die Wohnweise der Dinanter ist vor allem durch das Wohnen in der Küche charakterisiert; die Wohnküche ist daher der wichtigste Raum des Hauses, was durch ihre Größe wie auch durch ihre Lage in der Nähe des Haupteinganges zum Ausdruck kommt. Ihre Ausstattung trägt einem gemütlichen Wohnen nur wenig Rechnung. Sie enthält außer dem Herd unter normalen Verhältnissen nur einen leicht gebauten langen Tisch, eine Anzahl an den Wänden herumgestellter Stühle und einen sehr einfachen halbhohen Küchenkasten. Die Einrichtung einer netten Wohnküche mit breitem, festem Tisch und Eckbank sowie all die kleinen Zutaten an Blumentöpfen, netten Vorhängen u. dgl., wie man sie in den Wohnküchen deutscher Arbeiterfamilien so häufig in gemütlicher Anordnung vorfindet, vermißt man in der Küche der Dinanter Wohnung. Der Herd ist entweder in normaler Konstruktion aus Eisen gebaut oder hat eine kleine, schmale, bankartige, ebenfalls aus Eisen hergestellte Form mit einem kesselartigen Feuerungsraum, der sich zur Verbrennung des pulverigen Kohlenmaterials, das als feuchte, teigartige Masse verwendet wird, eignet. Auf der kleinen Herdplatte nimmt die Kaffeekanne, die den ganzen Tag über auf ihm brodelt, den größten Platz ein. Ein ganz besonderes Merkmal der belgischen Küche ist die Verkleidung des Kaminvorsprunges, der stets in der Mitte einer Wand hochgeführt wird. Sie besteht in der Hauptsache aus zwei steinernen Stützpfeilern und einer darüber liegenden Gesimsplatte. Über dieser ist ein Spiegel aufgehängt. Auf der Gesimsplatte stehen Nippsachen und allerhand Kleinigkeiten, die mit dem Kochen absolut in keinem Zusammenhang stehen und die dort ganz merkwürdig und zweckwidrig anmuten (Abb. S. 139). Gerne denken wir da an die sinnige Art unserer Hausfrauen, die über dem Herd nichts brauchen können als eine saubere Kachelverkleidung und darüber in leicht erreichbarer Höhe vielleicht noch einige blitzblank geputzte Küchenstücke. Der Herd, welcher in der Mitte des Kaminvorsprungs angeschlossen ist, steht gewöhnlich sehr weit in den Raum hinein und nimmt von diesem ungewöhnlich viel Platz weg. Durch diese Aufstellung ist die bei uns gewohnte Scheidung des Küchenraumes in Wohnecke und Kochecke von vornherein unmöglich gemacht. Manchmal findet man noch über dem Herde als Überrest der alten Feuerungsanlage mit offenem Herdfeuer die charakteristische Kaminhaube, auch Mantel genannt, welcher als Rauchfang diente, vor. Zu beiden Seiten des Kaminvorsprunges sind vielfach Wandnischen ausgespart, in welche Schränke eingebaut sind.

Der zweite Raum im Erdgeschoß des Kleinbürgerhauses ist die sog. Hinterküche; sie dient hauptsächlich als Spülküche sowie zu allen jenen hauswirtschaftlichen Tätigkeiten, welche dem Wohnen Eintrag tun. In der Mitte einer Wand führt ebenfalls ein Schornstein in die Höhe. An diesen wird im Sommer der Herd der Wohnküche, der zu diesem Zwecke in die Spülküche getragen wird, angeschlossen. Man erhält alsdann eine Sommerküche und damit die Annehmlichkeit, daß der Wohnraum von den in der heißen Jahreszeit doppelt unangenehmen Küchendünsten und von der Herdhitze befreit wird. In der Spülküche befindet sich auch der Pumpbrunnen mit seinem großen Steintrog in einer Ecke. Im Obergeschoß liegt gewöhnlich

Moderne Küchenherdanlage in gutem Bürgerhause.



Normale Kaminanlage in einem Bürgerhause.

das Schlafzimmer der Eltern über der Küche unter Hinzuziehung des betreffenden Gangstückes neben der Küche. Hinter dem Elternschlafzimmer, also über der Spülküche liegt der Kinderschlafraum. Die Räume sind gewöhnlich nicht heizbar. Auch hier ist wie in der Wohnküche die Ausstattung durch eine große Bescheidenheit, aber auch durch einen fühlbaren Mangel an Geschmack gekennzeichnet. Um den Kaminvorsprung ist wiederum ein Gesims, von Konsolen oder Lisenen getragen, angebracht.

Die Verbindungsräume der kleinbürgerlichen Wohnung sind stets auf das denkbarste Mindestmaß beschränkt. Sie bestehen nur aus einem sehr schmalen Gang, der auf die Treppe zuführt, die in großer Steilheit und Enge nach oben führt.

Der Abort liegt gewöhnlich außerhalb des Hauses als ein kleiner Anbau im Hofe, oder er besteht aus einem Verschlage neben der Küche, eine Anlage, die in Deutschland auch bei einfachsten Verhältnissen als unerträglich gelten würde.

Bei besserer Lebenshaltung tritt zu den genannten Räumen als nächstes Bedürfnis ein Empfangszimmer hinzu, weiterhin ergibt sich dann der Wunsch nach einem besonderen Speisezimmer. Das Wohnen in der Küche bleibt aber, selbst wenn die genannten Räume vorhanden sind und selbst wenn die Haushaltung schon einen Dienstboten erfordert, doch immer noch üblich, ja selbst bei sehr weitgehenden Wohnbedürfnissen wird selten ein Raum angelegt, der so ganz dem reinen Wohnen dient und der den Zweck hat oder die Ausstattung besitzt, die

Familie zum gemütlichen Beisammensein in den Freistunden zu vereinigen. Dagegen legt man schon bald mit fortschreitenden Vermögens- und Standesverhältnissen eine große Zahl von Repräsentationsräumen, wie Musikzimmer, Bibliothek, Herrenzimmer usw. an.
Auch in der besseren und besten Wohnung finden wir immer wieder die charakteristische Kaminverkleidung angebracht. Auf ihre Ausgestaltung wird alle Sorgfalt verwendet. In hundertfachen Variationen kehrt sie wieder, in der einfachsten Gestalt mit verputztem Ziegelmauerwerk, dann besser ausgeführt unter Verwendung von Stuck, bis sie schließlich ihre reichste Durchbildung im kostbarsten Marmor mit mächtigem Spiegelaufsatz in glanzvollem Rahmen findet. Die Art ihrer Ausführung in Form und Material bildet gewissermaßen den Maßstab für den Reichtum aber auch für den Geschmack der Bewohner. In der Kaminnische ist immer der Heizkörper angeschlossen, der beim Einzelheizsystem aus einem kleinen eisernen Ofen oder aus einem Füllofen mit kachelartiger Umhüllung besteht (Abb. S. 139). Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese Schmuckart, welche dem Belgier als notwendiger Bestandteil jedes Zimmers erscheint und ihm genau so unerläßlich dünkt wie Türen und Fenster, in den meisten Fällen zu einer abgedroschenen Form erstarrt ist, die gedankenlos angewendet und ohne viel Geschmack ausgeführt wird. Allerdings findet man in Dinant vor allem in alten Häusern auch Kaminnischen, die einen hervorragenden Kunstwert besitzen und über denen statt des Spiegels kostbare Gemälde oder Gobelins angebracht sind. Der Kachelofen ist in Dinant, wie in Belgien überhaupt, eine völlig unbekannte Erscheinung.
Die Sitte, solche Kaminnischen und Verkleidungen herzustellen, stammt aus der Zeit, wo noch das offene Holzfeuer zur Beheizung und zu Kochzwecken üblich war. Damals befand sich überall in der Höhe, wo heute der Spiegel aufgehängt wird, jener mantelartige Umbau, von dessen Vorhandensein in manchen Küchen wir vorhin gesprochen haben. Der nach der Decke zu zusammenlaufende Rauchfang war an seinem unteren Rande durch einen Eichenholzfries begrenzt, der mit Schnitzereien geschmückt war. Die Stützen des Mantels bestanden aus Marmor und ragten nischenbildend in den Raum vor. Sie endigten nach oben mit Masken, von denen die eine gewöhnlich einen Männerkopf, die andere einen Frauenkopf darstellte; darauf ruhte, wie von Kariathyden getragen, der Rauchfangmantel. Die Wand, vor der das Feuer brannte, war durch einen aus Hausteinen gebildeten Spitzbogen geschmückt, dessen praktischer Zweck darin bestand, die durch beständige Feuerbestreichung in ihrer Tragkraft geschwächte Mauer zu entlasten. Der Spitzbogen war teilweise mit Schamottesteinen ausgemauert, in denen vielfach Wappen eingebrannt waren; teilweise befanden sich direkt hinter dem Feuer eiserne Platten, sog. Taquets, mit reichem Reliefschmuck eingemauert. Solche Platten findet man noch sehr häufig in Dinant (Abb. S. 137); auch die Kaminbildung aus der Zeit des offenen Herdfeuers mit der gemütlich anschließenden Vertäfelung und Bankanlage ist noch in einzelnen Fällen vorhanden (Abb. S. 141), das offene Herdfeuer aber wird nirgends mehr gebrannt. An eisernen Haken, die man im jetzigen zerstörten Zustand der Kamine in den Ruinen hinter den zerfallenen Vormauerungen angebracht findet, haben wir noch die Vorrichtungen zum Aufhängen der Kochtöpfe vor uns, wie sie in frühester Zeit angewendet wurden.
Die meisten alten Kamine stammen jedoch schon aus der Zeit, wo man Öfen benützte; auch unter diesen späteren Kaminvorlagen sind eine Reihe von namhaften Kunstwerken zu finden; sie sind meistens aus Marmor; aber auch Eichenholzumrahmung findet man, besonders in alten Küchen.
Zu der Ungemütlichkeit der Erdgeschoßräume, namentlich der Wohnküchen, von der wir schon sprachen, trägt auch die Art der Fußbodenherstellung bei. Man findet nämlich nirgends Holz-

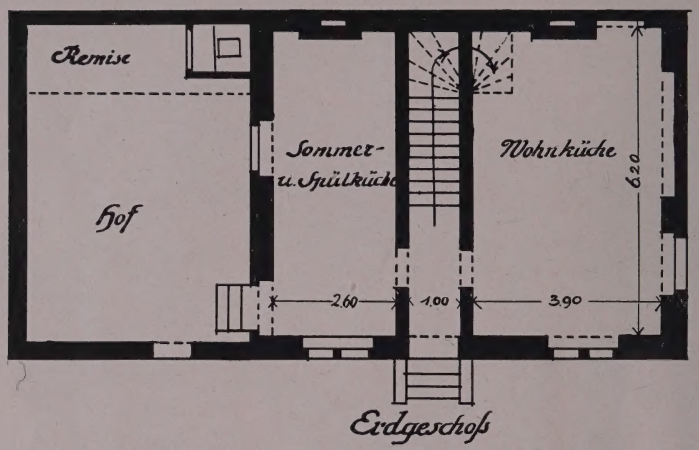
böden, sondern durchweg Pflasterungen mit Steinplatten, die nicht nur kalt anmuten, sondern auch tatsächlich durch die fühlbare Übertragung der Bodenkälte einen empfindlichen Mißstand für das Wohnen, namentlich im Winter, bedeuten.

Reste einer Kaminanlage.

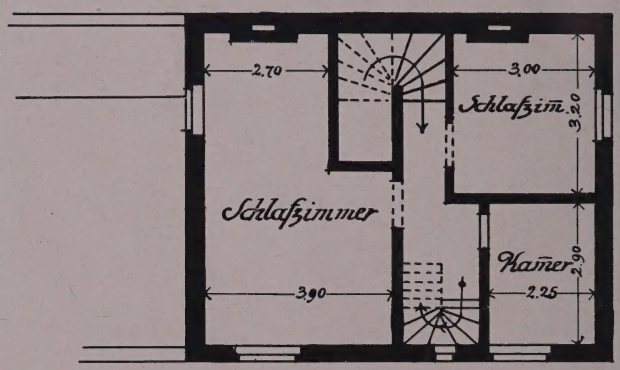
Wenn man aus der Vernachlässigung des Wohnraumes, die wir bei zahlreichen Bevölkerungsschichten Dinants wahrnehmen, den Schluß zieht, daß bei dem Belgier der Sinn für ein gemütliches Wohnen weniger ausgeprägt ist als beim Deutschen und daß dagegen das Bedürfnis nach

einer gewissen glanzvollen Aufmachung mehr in den Vordergrund tritt, so findet diese Annahme auch in der Art, wie das Kaffeehausleben hier zutage tritt, ihre Bestätigung. Es gibt ja eine enorme Anzahl von Klein- und Großbetrieben dieser Art, aber nicht einer von ihnen kann Anspruch auf gemütliche und anheimelnde Wirkung machen. Das, was man eine hübsche Gaststätte nennen könnte, wie wir in der Heimat fast in jedem Dorfe eine vorfinden, gibt es hier nicht. Mit ihrem pompösen Büfett, an das man hingelehnt schnell ein Gläschen Brannt-

Eckhaus



Erdgeschoß



Obergeschoß

wein trinkt, mit ihren schmalen, wie Schulbänke an den beiden Längswänden aufgestellten Tischen können diese Kaffees uns Deutsche durchaus nicht zu längerem Verweilen einladen. Von seiten der Bevölkerung aber erfreuen sie sich trotzdem eines großen Zuspruches; sonst könnten sie ja auch als Kleinbetriebe nicht in einer so auffällig großen Zahl bestehen; in mancher Straße enthält jedes zweite Haus eine solche Bude. Für die Familien der Inhaber ist der Schankraum auch Wohnraum, gewiß auch ein Zeichen für einen weniger als bei uns empfundenen Sinn für gemütliche Häuslichkeit.

GRUNDRISSANLAGEN.

Wie im Dinanter Haus die Räume aneinander gruppiert werden, hängt davon ab, ob das Haus zwischen andere eingebaut ist oder eine nach drei oder allen vier Seiten freie Lage hat. In jedem Falle läßt sich ein gewisses Schema feststellen, das nur durch Raumgröße, Raumzahl und besondere örtliche Verhältnisse variiert erscheint.

Am auffälligsten tritt ein bestimmter Grundrißtyp beim eingebauten Haus auf; seine Entstehungsbedingungen sind eine sehr schmale Vorderfront und eine sehr große Tiefe des Bauplatzes. Die Durchschnittsbreite der Front beträgt 6 m; daraus ergibt sich von selbst nur die Möglichkeit zur Anlage eines schmalen Hausganges, an den zwei hintereinander geschaltete Räume anschließen, von denen der vordere, größere als Wohnküche, der rückwärtige als Hinterküche dient. Die Treppe führt entweder in dem nach rückwärts etwas verbreiterten Gangteil oder zwischen den beiden Räumen des Erdgeschosses in großer Steilheit in die Höhe. Oben ist die Breite des Ganges zum vorderen Schlafzimmer gezogen. Hinter dem Hause schließt ein kleiner Hof an, vielfach mit einem Glasdach überdeckt. Dort befindet sich auch der Abort und eine kleine Remise (Abb. S. 142).

Erfordert das Haus eine größere Raumzahl, so erhält es nach rückwärts einen Flügelanbau, der etwas mehr als die Hälfte der Hofbreite einnimmt und im Erdgeschoß die Küche enthält. Unter dem Treppenpotest neben der Küchentüre findet der Abort seinen Platz. Diese etwas aufdringliche Lage ohne direkte Beleuchtung wird hier nicht als Mißstand empfunden. In der Ecke zwischen Speisezimmer und Küchenflügel schiebt sich die belichtete Glasveranda ein, in der ein Weinstock gezogen wird (Abb. S. 144).

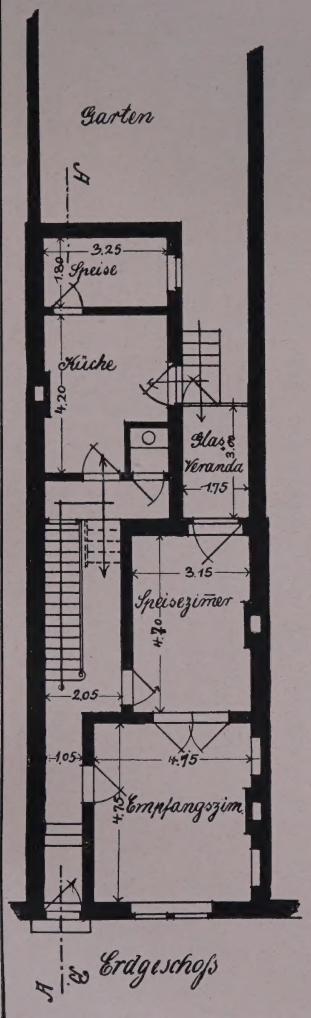
Unter den alten Häusern der Grande Rue fand man nicht selten einen anderen sehr interessanten Typ besserer Bürgerhäuser vertreten. Die Wohnung verteilte sich hier auf ein Vorder- und ein von ihm getrenntes Hintergebäude, jenes mit der gleichen Einteilung wie das Kleinbürgerhaus, aber ohne Treppe. Diese lag im Hinterhause in einem dielenartigen Raum zwischen den zwei Zimmern. Die beiden Häuser waren im Erdgeschoß durch einen offenen Hofgang und darüber im Obergeschoß durch eine geschlossene Galerie verbunden; durch diese wurde eine innigere Verbindung der beiden Obergeschosse, welche hauptsächlich die Wohnräume enthielten, herbeigeführt. Die Räume des Erdgeschosses dienten zu Geschäfts- und gesellschaftlichen Zwecken.

Wie diese Grundrißauffassung bei größerem Raumbedarf und hinreichender Platztiefe noch weiter ausgebaut werden konnte, das zeigt unsere Abb. S. 145, welche einem zerstörten Hause der Grande Rue entnommen ist. Dieses war ein reizendes Beispiel der bis ins 18. Jahrhundert hinein in Dinant üblichen Bauweise. Gute Marmorkamine im Stile Ludwigs XIV. schmückten die vier Haupträume. Über dem Kamingesimse war der Vorsprung mit Gobelins und guten Gemälden bedeckt. Eine breite Eichentreppe führte in der bis zum Gebälk durchgehenden, gewölbten Mittelhalle des Hinterhauses empor. Im Zwischenhof breitete sich ein Blumenbeet, von Marmorsteinen in länglichem Achteck umrahmt, aus. Hinter dem zweiten Gebäude schloß seitlich das erhalten gebliebene Wirtschaftsgebäude an, in dessen Küche eine in Eichenholz geschnitzte Kaminnische sich befindet. Einige Stufen führen weiterhin zu einem anmutigen Pavillon, der im dort anschließenden hübschen Garten liegt, wo alter Efeu die Mauern bekleidet (Abb. S. 129). Das Gärtnerhaus und die Remisen bilden nach rückwärts den Abschluß gegen die Rue en Rhée.

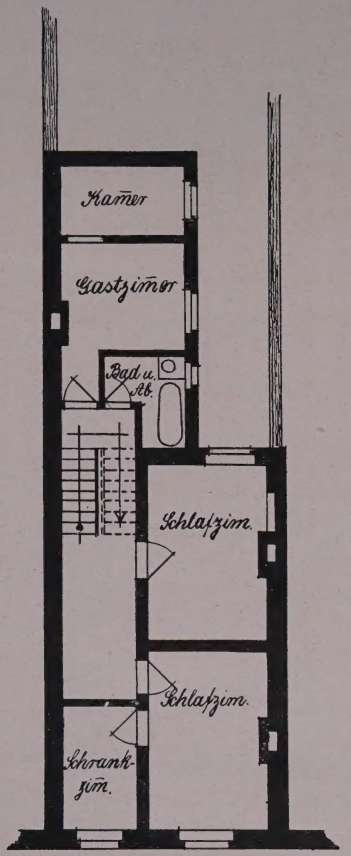
Das freistehende Haus und das angebaute Haus haben den Gang mit der Haustüre zwischen den beiderseitigen Räumen. Dieses System kann je nach den Bauplatzverhältnissen und der

Eingebautes Einfamilienhaus in Huy.

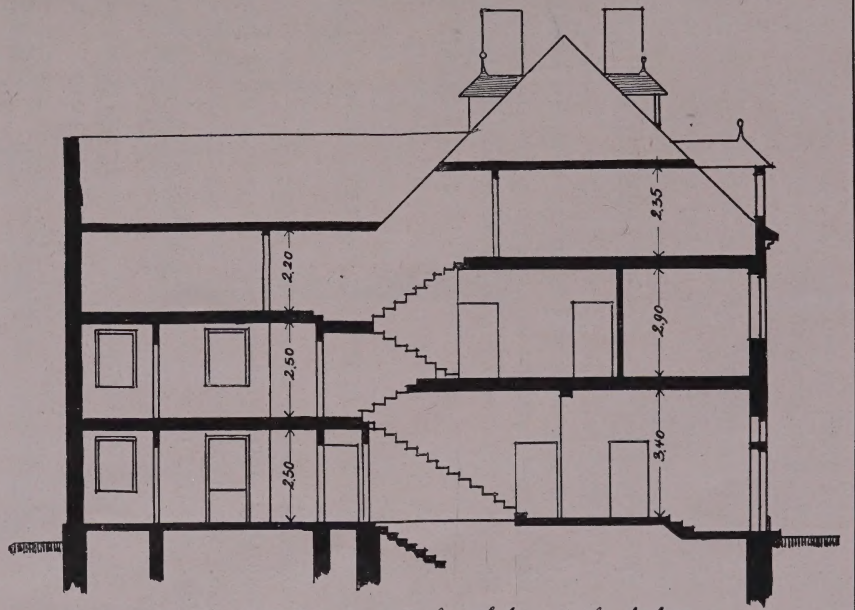
Typisches Beispiel.



Erdgeschoss



Obergeschoss

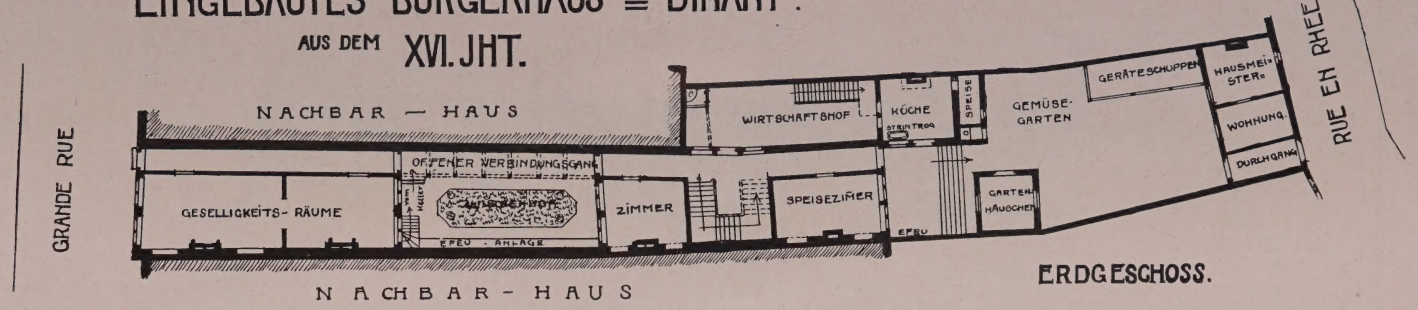


Schnitt A-B.

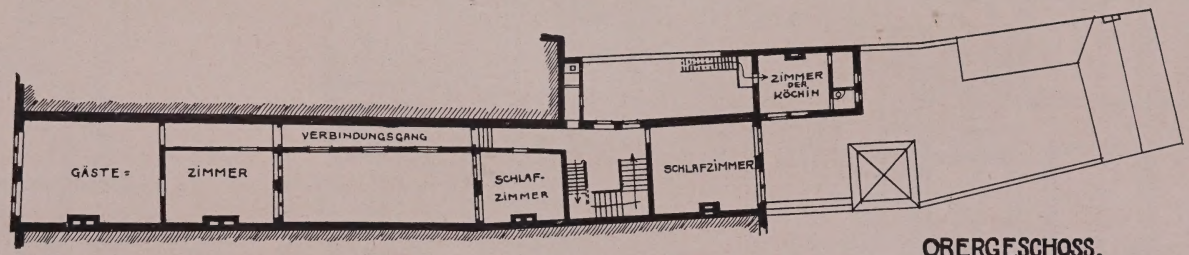
Im Dachgeschoss sind 3 bewohnbare Räume eingebaut.

EINGEBAUTES BÜRGERHAUS IN DINANT.

AUS DEM XVI. JHT.

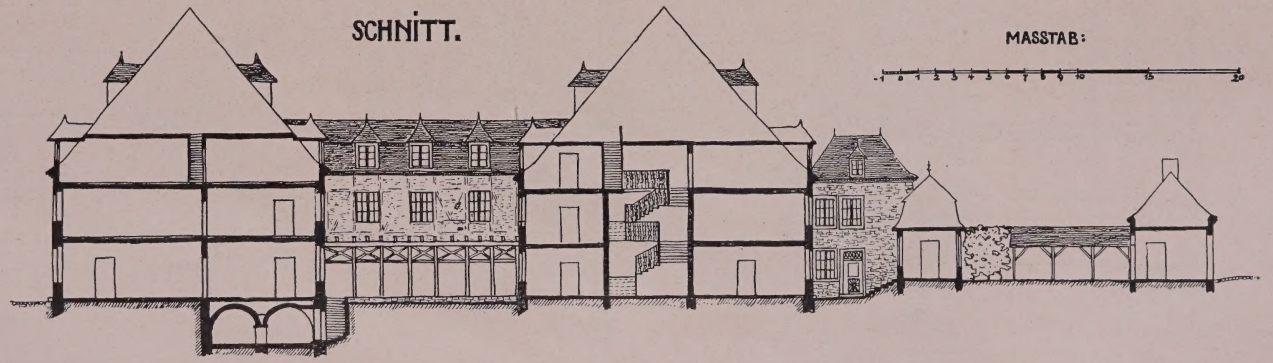


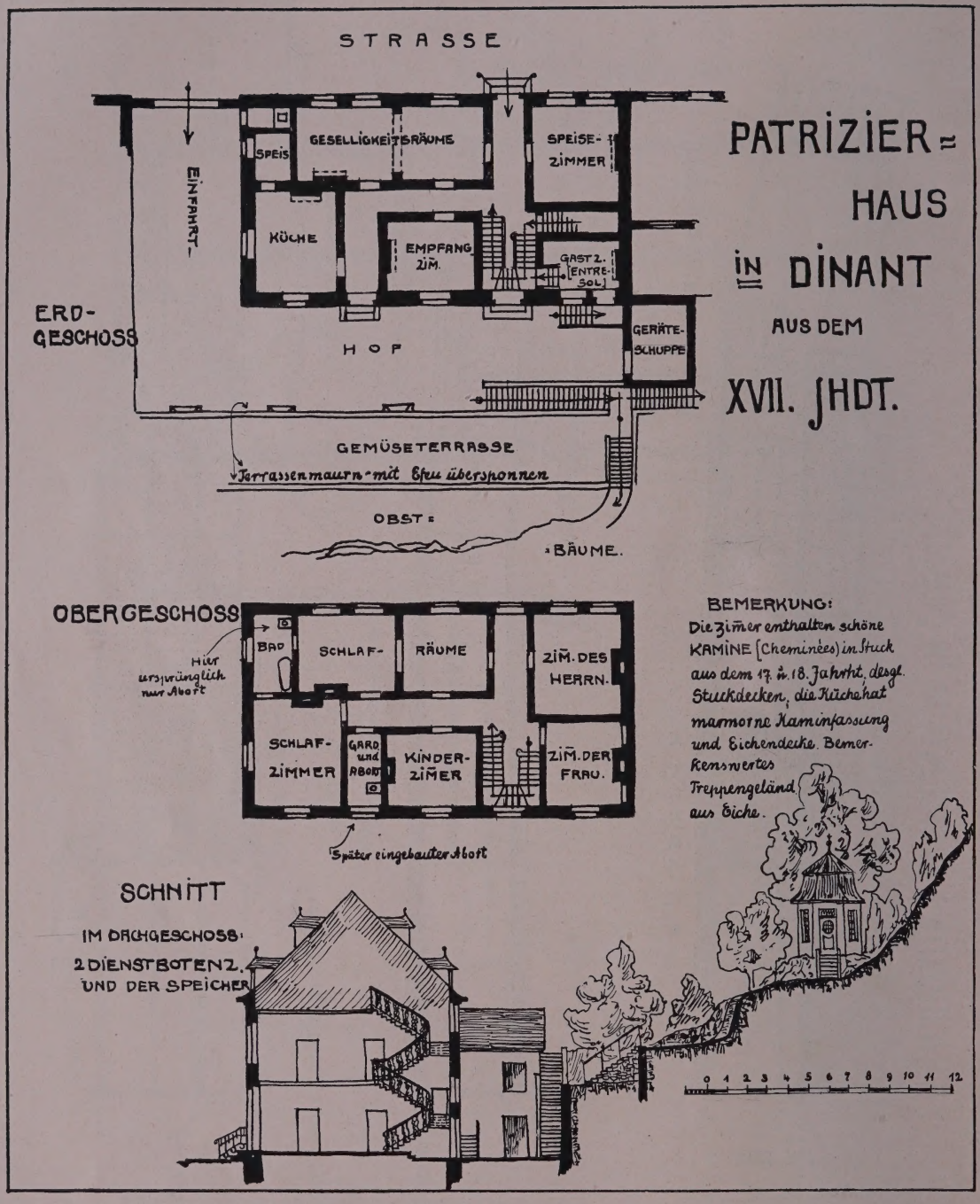
ERDGESCHOSS.



OBERGESCHOSS.

SCHNITT.




STRASSE
EINFAHRT
SPEIS
GESELLIGKEITSRÄUME
SPEISE-ZIMMER
KÜCHE
EMPFANG ZIM.
GAST Z. [ENTRE-SOL]
GERÄTE-SCHUPPE
ERD-GESCHOSS
HOF
GEMÜSETERRASSE
Terrassenmauern mit Efeu übersponnen
OBST-BÄUME.
PATRIZIER-HAUS IN DINANT AUS DEM XVII. JHDT.
OBERGESCHOSS
BAD
Hier ursprünglich nur Abort
SCHLAF-RÄUME
ZIM. DES HERRN.
SCHLAF-ZIMMER
GARD und ABORT
KINDER-ZIMER
ZIM. DER FRAU.
Später eingebauter Abort
BEMERKUNG:
Die Zimer enthalten schöne KAMINE (Cheminées) in Stuck aus dem 17. u. 18. Jahrht. desgl. Stuckdecken, die Küche hat marmorne Kaminfassung und Eichendecke. Bemerkenswertes Treppengeländ aus Eiche.
SCHNITT
IM DACHGESCHOSS: 2 DIENSTBOTENZ. UND DER SPEICHER
0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

gewünschten Raumzahl beliebig ausgestaltet werden. Sind die erforderlichen Räume so zahlreich, daß sie nicht mehr nebeneinander zu beiden Seiten des Haupteinganges angeordnet werden können, so wird ein aus dessen Mitte abzweigender Längskorridor eingeschaltet, an den nun beliebig viele weitere Räume angeschlossen werden können. Das Beispiel eines nach diesem System angelegten stattlichen Hauses zeigt der Grundriß Abb. S. 146; die Außenansicht dieses Gebäudes bietet die Abb. S. 71. Auch in diesem Hause finden wir eine Anzahl hübscher alter Kamine. Prächtig schließt sich hier hinter dem Hofraum eine Anlage von Terrassengärten an. Das vornehmere Haus erhält in Dinant eine bequem angelegte Treppe, die dann häufig in drei Läufen von dem breiten Gang aus nach oben führt (Abb. S. 146). Zu einer richtigen Wohndiele vermag sich aber der Plan des Vorplatzes und Treppenhauses selten durchzuringen. Die

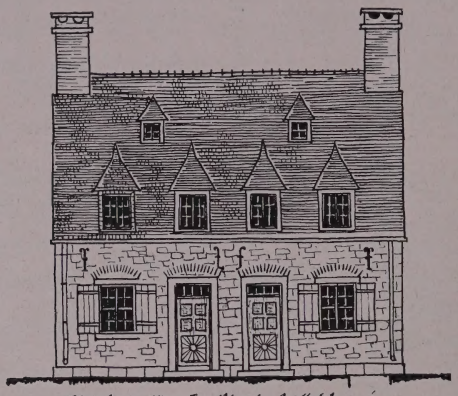
Herrschaftshaus aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

neuere Bauweise, namentlich jene des vornehmen freistehenden Wohnhauses, besitzt kaum mehr etwas örtlich Charakteristisches in der Grundrißanlage, jedoch finden wir einige in der äußeren Gestaltung sehr ansprechende vornehme Familienhäuser aus neuerer Zeit (Abb. S. 147).

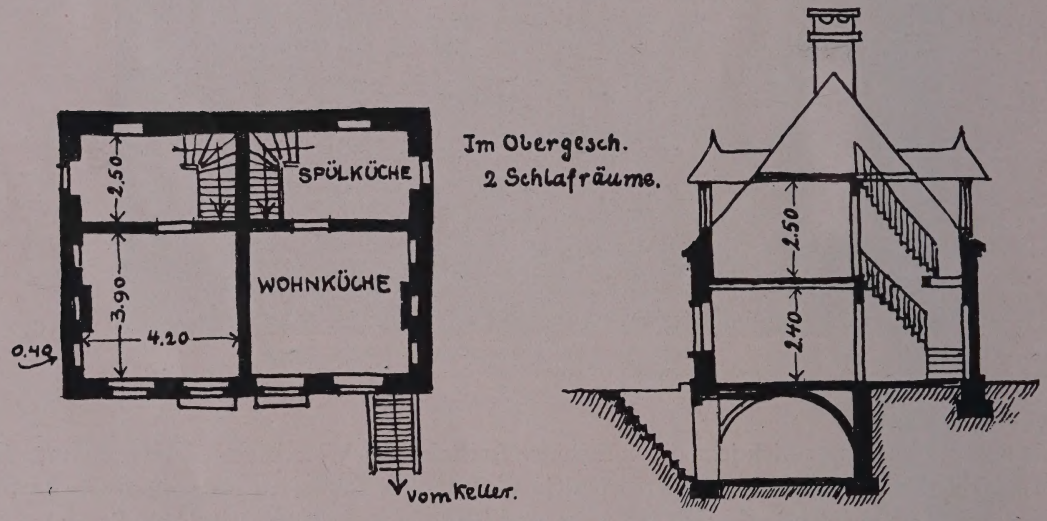
GUTE UND UNTERNORMALE KLEINWOHNUNGEN.

Unter den alten Kleinhäusern Dinants bieten vornehmlich jene, welche sich in freier Lage am Rande der Stadt vorfinden, Beispiele einer gesunden und gutangelegten Wohnweise. Unter den neueren Kleinhäusern sind namentlich jene, welche durch Unterstützung des Arbeiterwohnungsgesetzes entstanden sind, und die, welche durch die industriellen Unternehmungen in Leffe und im Süden der Stadt gebaut wurden, durch einen guten, den Wohnsitten der Bevölkerung angepaßten Grundriß bemerkenswert (Abb. S. 148). In schönheitlicher Beziehung können sie aber wenig befriedigen. Sie sind in monotoner Weise aneinandergereiht und haben als Ausdrucksform durchweg den Maschinenbacksteinstil mit seinen nichtssagenden Zutaten gewählt.

Die Zahl der Wohnungen, welche in gesundheitlicher Beziehung zu Bedenken Anlaß gaben, war in Dinant im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl überraschend groß. Das Grundübel ist hierbei fast immer ein zu kleiner und ungeeigneter Bauplatz der Häuser. Der beschränkte Gesamtbauraum der eigentlichen Stadt führte eben in der Zeit ihrer höchsten Blüte und größten Einwohnerzahl zur intensivsten Bodenausnützung. Die Sitte des Wohnens im Einfamilienhaus war aber damals — vielleicht noch mehr als heute — der Bevölkerung eine solche Selbstver-



Kleinhaus für 2 Familien im Leffetale.

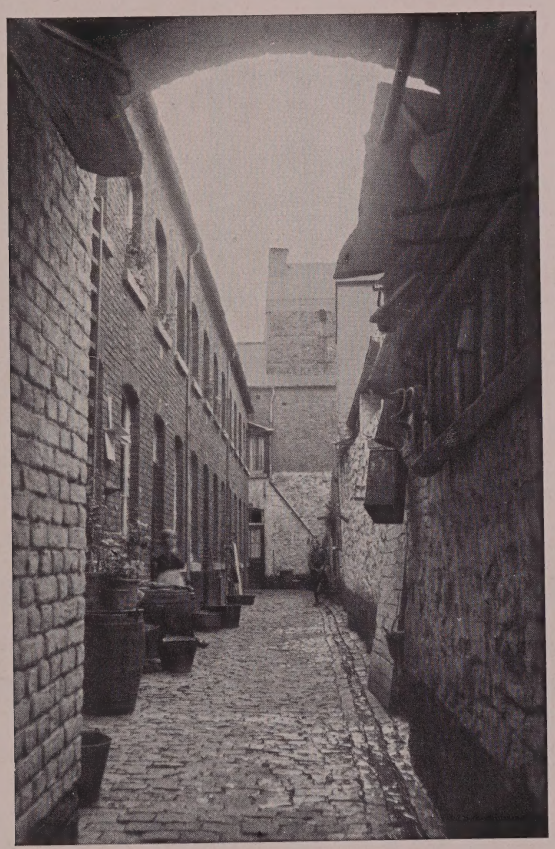


Kleinhaus für 2 Familien im Leffe-Tale.

ständlichkeit, daß man gar nicht daran dachte, den Baugrund auch in senkrechter Richtung durch Einführung des vielstöckigen Miethauses auszunützen. Man blieb lieber beim Einfamilienhaus, so unvorteilhaft und ungesund seine Lage auch sehr häufig werden mußte. Als dann später die Einwohnerzahl Dinants bedeutend zurückging, haben zwar die wohlhabenden Bürger ihr Besitztum durch Ankauf angrenzender, freigewordener Kleinhäuser angenehmer gemacht und sich einen größeren Hofraum und Garten zu verschaffen vermocht. Die übrigen Kleinhäuser aber sind geblieben, wie sie in alter Zeit bestanden haben.

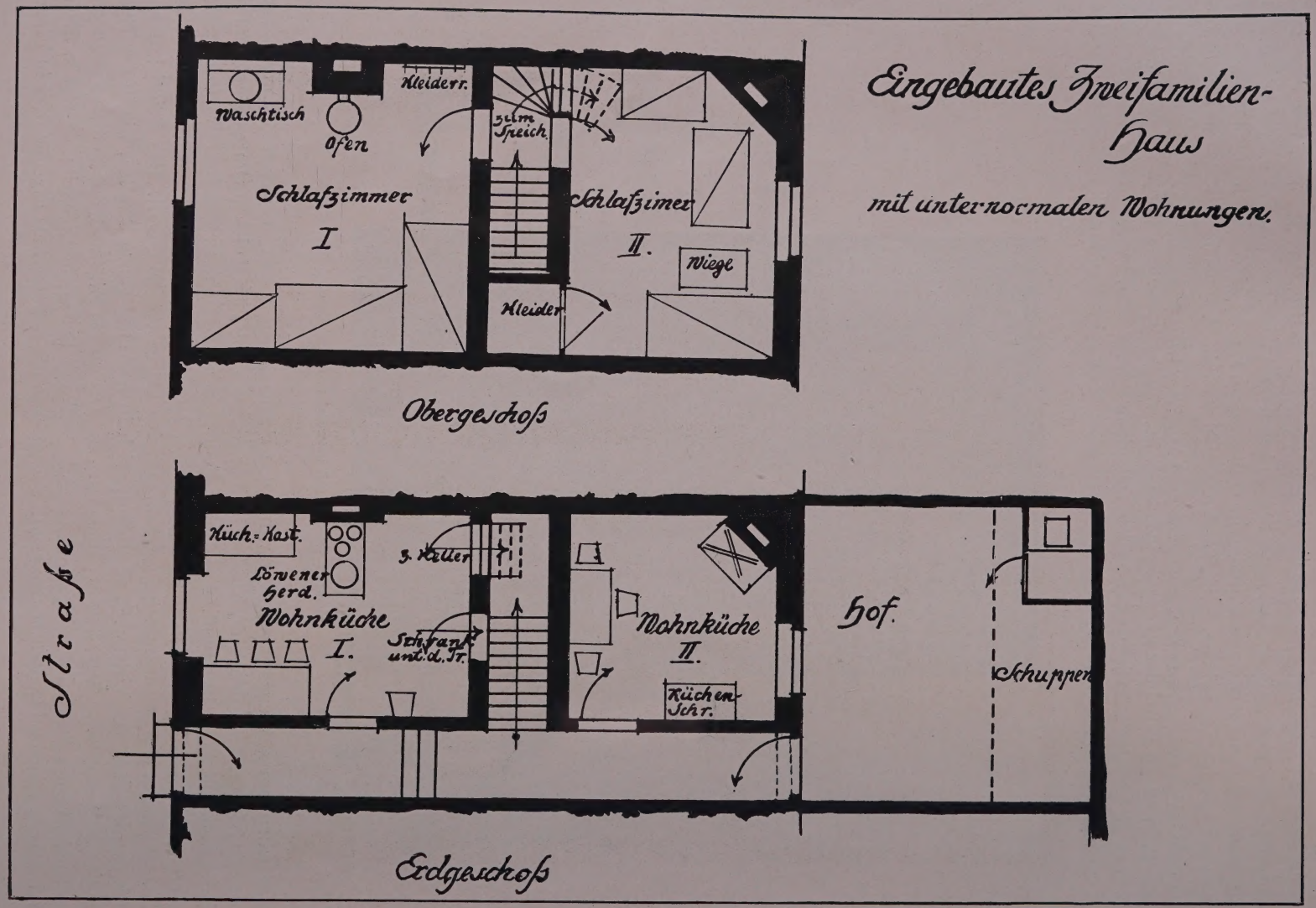
Es existierten ganze Baublöcke in Dinant, welche eine durch die Ineinanderschachtelung der Häuser äußerst ungünstige Bebauung und Ausnützung besaßen. Eines der deutlichsten Bei-

spiele zeigt die Aufteilung des Blockes zwischen der Rue petite, Rue Jacques, Rue Saxe und dem Place Patenier. Ein an mehreren Stellen kaum 80 cm breites Gäßchen windet sich durch das Gewinkel des Blockinneren hindurch, und mehrere Häuser sind mit ihren Eingängen auf diese enge Reihe angewiesen. Die Hofräume sind auf ein fast erschreckendes Minimum beschränkt: von der etwa 1600 qm betragenden Gesamtfläche sind etwa 1450 qm überbaut, so daß nur rund ein Elftel der Fläche freigeblieben ist, von der noch dazu 50 qm auf das Gäßchen treffen. Betrachtet man jeden der beiden Teile demnach für sich, so wird das Verhältnis noch wesentlich ungünstiger. Um die Intensität dieser Baugrundausnützung besonders deutlich

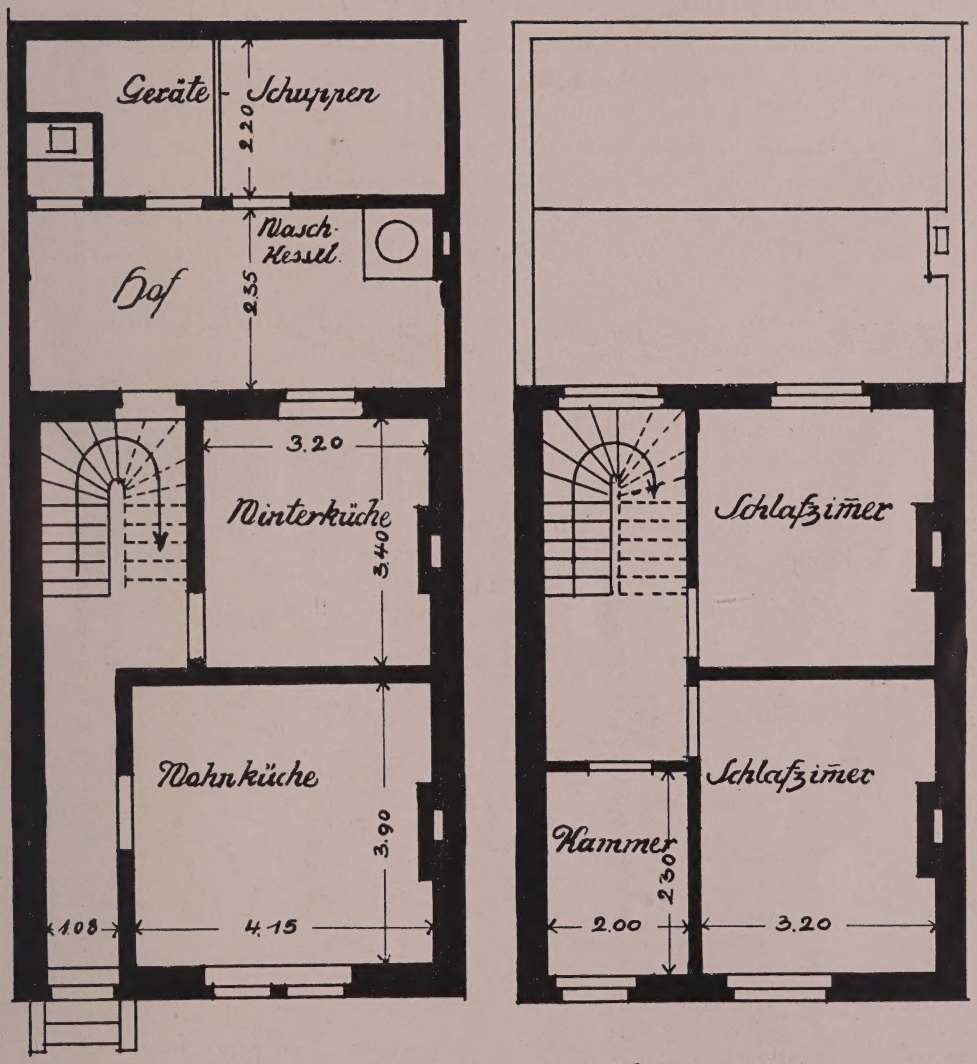


Moderner Wohnhof mit unternormalen Wohnungen.

werden zu lassen, brauchen wir sie nur mit den Forderungen unserer modernen Bauordnungen zu vergleichen, nach denen durchschnittlich wenigstens ein Viertel des gesamten Baugrundes jeder Baustelle freibleiben muß. Auf dem in Rede stehenden Baublock standen etwa 18 Häuser, davon einige recht stattliche; um so ungünstiger kamen die Kleinbesitzer weg. So mißt das kleinste Haus, an der engen Reihe gelegen, nur eine Fläche von 36 qm (!). Das Beispiel dieses Blockes ist eines von vielen. Es wiederholte sich in fast allen engen Straßen, wie in der Rue petite, Rue sous les rochers, Rue St. Michel u. v. a. Der größte Mißstand, der an diesen Häusern auffiel, war die durch ihre eingezwängte Lage bedingte Feuergefährlichkeit; sie wurde noch erhöht durch den schlechten Bauzustand. Soweit eben die Inwohner als Eigenbesitzer in Frage


Eingebautes Zweifamilien-Haus
mit unternormalen Wohnungen.
Kleiderr.
Waschtisch
Ofen
zum Speich.
Schlafzimmer I
Schlafzimer II.
Wiege
Kleider
Obergeschoss
Küch.-Kast.
Löwener Herd.
Wohnküche I.
3. Keller
Schrank unt. d. Tr.
Wohnküche II.
Küchen Schr.
Hof.
Schuppen
Strasse
Erdgeschoss

Kleinwohnungs-Reihenhaus.



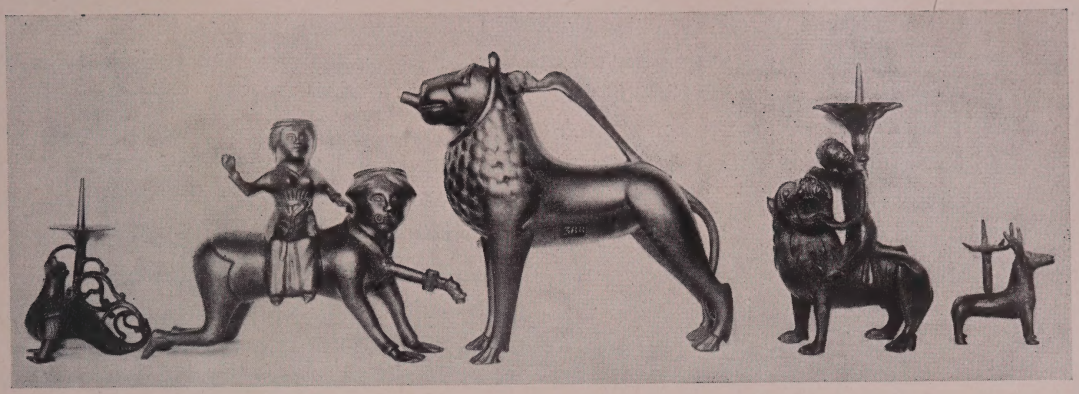
Erdgeschoß. Obergeschoß

kamen, waren sie vermögenslos, weshalb Verbesserungen und Instandsetzungen nur auf das notwendigste beschränkt wurden. Noch schlimmer wurde vielfach der Zustand, wenn diese Kleinhäuschen vermietet waren: der Besitzer tat nichts, weil er an der Miete zu wenig verdiente, und der Inwohner hatte erst recht keine Lust und kein Geld, Aufwendungen für das Haus zu machen.

Kein Wunder, daß die weitaus größte Zahl dieser höchst feuergefährlichen Häuschen durch den Brand von 1914 vollständig zerstört wurde. Die Mißstände in gesundheitlicher Hinsicht waren in diesen Wohnungen womöglich noch größer als ihre Brandgefahr. Ungenügende Beleuchtung, Unmöglichkeit einer Durchlüftung, äußerst primitive Abortanlagen, weder Wasserleitung noch Brunnen, keine Entwässerungsmöglichkeit waren weit verbreitete Erscheinungen; dazu kam noch eine äußerste Raumbeschränkung, namentlich bei großem Kinderreichtum der Familien und mit ihr die unvermeidlichen sozialen und sittlichen Gefahren. Der Fall, daß eine Familie von sechs Köpfen auf ein einziges, räumlich beschränktes, nur ein Fenster besitzendes und nicht durchlüftbares Schlafzimmer angewiesen war, ist nicht selten. Der schlechte bauliche Zustand erhöhte dann noch die gesundheitlichen Nachteile. Gerade solche Häuser waren vielfach von zwei Familien bewohnt. Einige Beispiele jetzt noch bestehender minderwertiger Kleinwohnungen zeigen die beigefügten Grundrisse (Abb. S. 150). Auch Häuser in St. Medard weisen ganz schlechte Wohnverhältnisse auf, über die ihre malerische Bildwirkung natürlich nicht hinwegzutäuschen vermag (Abb. S. 72). Etwas bessere Kleinwohnungen aus alter Zeit sind wohl auch vorhanden, wenn auch nur in geringer Zahl; die Reihenhäuser, deren hübsche Erscheinung Abb. S. 73 zeigt, zählen hierzu. Auch in der neuesten Zeit sind noch Wohnungen angelegt worden, die mit großen Mängeln behaftet sind. Ein Beispiel bietet ein Wohnhof (Abb. S. 149), seitlich der Rue de la Bargue; diese Wohnungen leiden an einem Mangel an Raum, haben keine Hofflächen, können nicht durchlüftet werden und sind nur durch eine Sackgasse von kaum 2 m Breite zugänglich.

ZUR GESCHICHTE DER BILDENDEN KUNST IN DINANT.

Tienen: Taufkessel von 1149 in der Kirche des Hl. Germanus.



Aquamanilien und Leuchtgerät aus Messing im Kunstgewerbe-Museum zu Brüssel.

DIE DINANDERIE.

Von

Richard Graul.

Die Messingindustrie Dinants, deren Erzeugnisse bereits im 14. Jahrhundert nach dem Namen der Stadt allgemein dinanderies genannt worden sind, hat ihre Blüte in mittelalterlicher Zeit entfaltet. Allein die Kunst der Metallbearbeitung — des Kupfers und seiner Verbindungen mit Zinn als Bronze, und mit Zink oder Galmei als Messing — geht in dem ganzen Gebiete zwischen Maas und Niederrhein bis in keltische Zeit und wohl noch weiter zurück. Zahlreiche Funde beweisen, daß die Römer Messingwerkstätten auf ihren Ansiedlungen längs der Verbindungswege zwischen dem Rhein und Gallien betrieben haben. Eine wichtige Fundstelle derart liegt in der Nachbarschaft Dinants, in Anthée. Man fand da außer Kleinbronzen, zahlreichen Fibeln und mit Schmelz gezierten Bronzewaren, auch Tiegel, Werkzeuge und Schmelzöfen. Das Kupfer, das zu diesen Arbeiten verwandt wurde, war eingeführt worden, denn im Lande selbst konnte nur wenig Kupfer gefunden werden.

Wenn auch an antiken Kulturwerten in den Wirren der Völkerwanderung vieles zugrunde ging, der Zusammenhang mit der römischen Überlieferung ist doch nicht ganz zerstört worden. So wurde von den nachrückenden Eroberern in denselben Metallagerstätten weiter gegraben, und man nimmt an, daß der Bergbau, den die Franken in dem Gebiet zwischen Maas und Rhein wieder aufgenommen hatten, der Ausgangspunkt auch für die Entwicklung des deutschen Bergbaues gewesen ist. Noch wichtiger aber ist es, daß sich gewisse technische und künstlerische Werkstattüberlieferungen in der Verarbeitung der edlen und unedlen Metalle erhalten haben, gleichwie in anderen Kunstgewerben der Maas- und Rheinlande, besonders in der Glasmacherkunst.

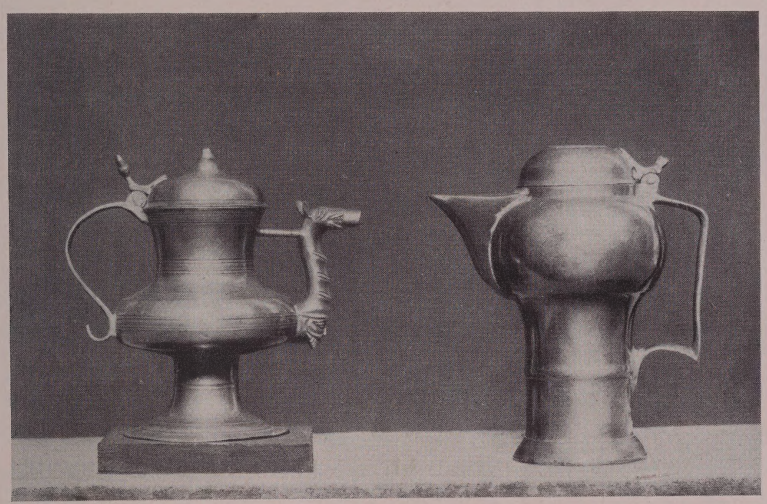
Es ist daher nicht wunderbar, daß die erste Blüte frühmittelalterlicher Metallkunst diesseits der Alpen gerade am Niederrhein und an der Maas eine glänzende Entfaltung gefunden hat. Die Metallkunst jeder Art blühte in Karolingischer Zeit, aber ungleich eindrucksvoller ist der Denkmälerbestand desselben Gebietes aus der zweiten Blütezeit der frühmittelalterlichen Metallkunst im zwölften Jahrhundert, als in den Städten an der Maas, von Verdun über Dinant, Huy, Lüttich bis hinauf nach Maastricht Goldschmiedewerkstätten und Metallgießereien tätig waren, deren Ruf durch alle Lande ging. Die prachtvollen Reliquienschreine mit fein getriebenem Figurenschmuck, mit Schmelzeinlagen und Edelsteinen, die aus diesen Werkstätten hervorgegangen sind, haben sich nirgends zahlreicher erhalten als in den Südniederlanden, und mit

den Namen eines Reiner von Huy, eines Godefroid de Claire, eines Nicolaus von Verdun oder des Frater Hugo von Oignies verbinden wir die Vorstellung bestimmter künstlerischer Persönlichkeiten. Wie ihr Ruf drang ihr Einfluß weit über die Stätte ihrer Wirksamkeit.
Hand in Hand mit dieser hohen Entwicklung der Goldschmiedekunst im Dienste der christlichen Kirche geht die Gußarbeit in Bronze und in Messing, die Dinanderie im eigentlichen Sinne und die Treibarbeit, die Batterie. Auch auf diesen Gebieten ist aber vielmehr kirchliches Geräte — wie Glocken, Taufbecken, Chorpulte, Räuchergefäße, Leuchtgerät — erhalten geblieben als weltliches Geräte, das im Laufe der Zeit eingeschmolzen worden ist.

Dinanderien in der Sammlung Martin Le Roy in Paris.

Dinant und Bouvignes stehen mitten drinnen in diesem kunstreichen Gebiete und danken beide ihre Bedeutung der Metallarbeit, die sie im 12. und 13. Jahrhundert geleistet haben. Die Zinkerze, die an den Ufern der Maas von Lüttich bis Givet leicht gewonnen wurden, waren bequem zur Hand, und die günstige Lage der beiden Städte an einer Hauptverkehrsader erleichterte ungemein die Entwicklung der Metallindustrie und eines regen Handels mit ihren Produkten. Von diesem Handel der Dinanter hören wir schon aus einem Zolltarif von Visé im 10. Jahrhundert. Solange sich der Verkehr über Land und auf den Wasserstraßen abspielte, holten die Dinanter das Kupfer in Köln oder Goslar, brachten es den Rhein abwärts und dann die Maas hinauf. Ihre Rivalen, die Bouvigner, die zur Grafschaft Namur gehörten, bezogen ihre Rohprodukte über Antwerpen und Holland. Als der Seeverkehr zunahm, ging der Handel Dinants über Brügge und Damme, wo 1252 von den Dinanter Waren die Rede ist. Bald darauf 1273 werden die Dinanter in England erwähnt, wo sie Kupfer und auch Zinn bequemer und billiger einkaufen als in Deutschland. Die Dinanter erreichten in der kunstvollen Verarbeitung des Messings frühzeitig eine hohe Vollendung. In ihren Zunftrollen werden die Verfertiger dieser Arbeiten batteurs (Schläger, Treiber, Kessler) genannt, und die Ware, die sie lieferten, heißt batterie. Die große Menge der Arbeiten waren Kessel, Becken, Öfen, Leuchter, Blaker und allerhand Gebrauchsgeräte, von denen sich naturgemäß nur wenige

durch die Form ausgezeichnete Stücke erhalten haben. Als Meisterstücke forderte die Zunftordnung von dem Kessler (ketelaar) die Anfertigung einer Milchkanne (melck stoop) und einer Pfanne (vierpanne), von dem Messingschläger (geelgieter) eine gegossene Marienfigur mit dem Kinde und ein paar Leuchter. So lautet wenigstens die Bestimmung der Antwerpener Zunftordnung von 1567. Die Zunft regelte die Arbeit und den Vertrieb und beaufsichtigte die Güte der Fabrikate, deren Herstellung ohne mechanische Vorrichtungen erfolgte, denn die Mühlenhämmer sind erst im 16. Jahrhundert in der Aachener Gegend in Gebrauch gekommen. Die kleineren Geräte, besonders die kirchlichem wie weltlichem Gebrauch dienenden Aquamanilien in Menschen- und Tierformen (Abb. S. 155, 156) sind meist Hohlgüsse aus verlorener Form, die nur wenig nachziseliert worden sind. An manchen Stücken haben sich Farbspuren oder Schmelzeinlagen erhalten.



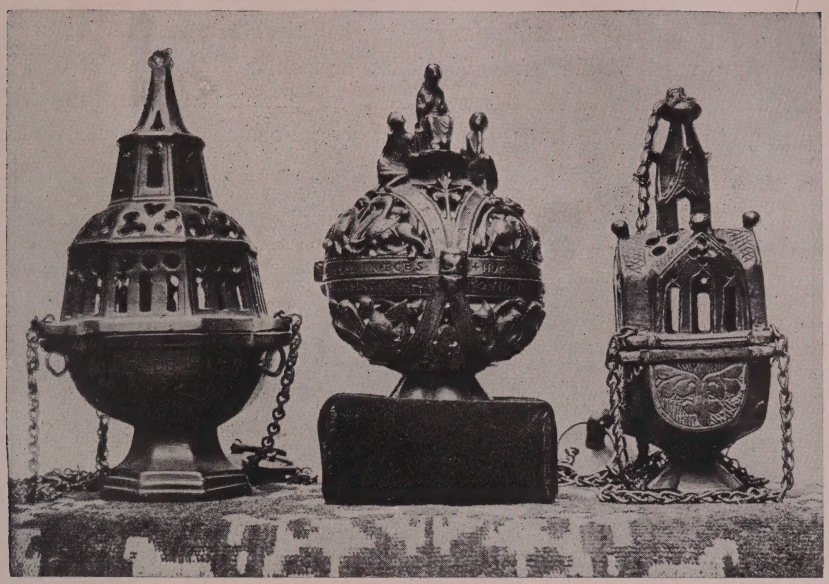
Gotische Bronzekannen. Kunstgewerbe-Museum in Berlin.

Allein außer Dinant und Bouvignes waren noch eine ganze Anzahl andere Maasstädte, wie besonders Huy, Namur, Lüttich, von anderen wie dem kurzlebigen Middelburg in Flandern oder einer so alten Kunststadt wie Tournai abgesehen, im Messinggewerbe tätig, und aus all diesen Orten sind wohl hervorragende Guß- und Treibarbeiten hervorgegangen. Wenn gerade Dinant seit dem 13. Jahrhundert alle anderen mit seinem Messinghandel überflügelt hat, so ist das wohl der besseren geschäftlichen Organisation seines Handels zu danken. Kapitalkräftige Unternehmer richteten die Hüttenwerke, Schmelzereien und Werkstätten ein, besorgten die Rohmaterialien und beschäftigten die minder bemittelten Meister. Diese verlegerische Arbeitsorganisation bewährte sich. Der Handel breitete sich schnell aus und versorgte die Nachbarländer nicht nur mit einfachem Gebrauchsgerät sondern auch mit Kunstwerken kirchlicher Bestimmung. Viel Handelsware zu privatem Gebrauch wurde nach London geschafft und von da auf den Messen und Märkten vertrieben. Die Dinanter hatten an der flämischen Hanse in London einen Halt, und als diese sich im 13. Jahrhundert auflöste, schlossen sie sich der deutschen Hanse an. Die mercatores de Dynant in Alemannia — wie die wallonischen Dinanter in den englischen Urkunden heißen — gelten um die Mitte des 14. Jahrhunderts als Mitglieder des Stahlhofes in London, wo sie ihre eigene Halle inne hatten. Ihr Geschäft behielt bis in das 15. Jahrhundert Bedeutung.

Taufbecken von Reiner von Huy in der Bartholomäuskirche zu Lüttich.

An der großen Hinterlassenschaft von künstlerisch hervorragenden Gelbgußarbeiten, wie wir sie namentlich in belgischen und einigen holländischen Kirchen noch heute bewundern, hat Dinant ohne Frage als der führende Produktionsherd einen gewichtigen, aber im einzelnen leider nur selten nachweisbaren Anteil. Denn nur wenige der großen Werke wie die Glocken, die reliefierten Taufbecken, die Adlerpulte, die Osterkerzenleuchter, die Weihrauchbecken, dann die vielgestaltigen Aquamanilien und die seltenen figürlichen Werke, das Leuchtgerät, endlich die ursprünglich mit Schmelz eingelegten gravierten Grabplatten tragen Inschriften, die uns über die Herkunft der Arbeiten und über ihre Verfertiger Kunde gäben. Zudem haben nicht wenige Werke ihren Aufstellungsort gewechselt, sind von der einen Kirche in die andere oder später in Museen und private Sammlungen übertragen worden.

Gleich das berühmteste frühmittelalterliche Werk derart, das Taufbecken, das den kostbarsten Schatz der Bartholomäuskirche in Lüttich bildet (Abb. S. 158), war ursprünglich für eine andere Kirche, für Notre-Dame-aux-Fonts in Lüttich geschaffen worden, nicht aber, wie es hieß, von einem gewissen Lambert Patras aus Dinant, sondern vielmehr von dem auch als Goldschmied hervorragenden Meister Reiner von Huy. Eine Chronik verzeichnet, daß dieser es war, der — in der Zeit von 1107 bis 1118, als Helin Abt war — das Taufbecken hergestellt hat. Das Lütticher Taufbecken ist ein plastisches Meisterwerk, das in der gleichzeitigen Kunst des Abendlandes nicht seinesgleichen hat. Verglichen mit den älteren Gußwerken, die in Hildesheim entstanden sind, zeigt es einen erstaunlichen Fortschritt des plastischen Gefühls und der technischen Durchführung. Selbst in der verstümmelten Form, in der es uns erhalten ist —



Das romanische Weihrauchgefäß von Reiner von Huy und zwei gotische. Lille, Museum.

es fehlt der konische Deckel mit der Darstellung der Propheten und Apostel, und das von einst 12, jetzt nur 10 Stieren gebildete Untergestell ist nicht richtig zusammengesetzt[1]) — fesselt es immer wieder durch die edle und eindringliche Schilderung der vier Taufszenen, durch die klare Verteilung und Anordnung der Figuren und ergreift durch den Ernst und die Würde einer Charakteristik, der man das Nachwirken antiker Monumentalkunst nachfühlt. Derselbe Reiner hat ein Weihrauchgefäß geschaffen, das er stiftete, damit ihm nach seinem Tode gebührende Ehre erwiesen werde. Die fromme Inschrift lautet:

hoc · ego · Reinerus · do · signum · quod · mihi · vestris ·
exequias · similes · debetis · morte · potito ·
et · reor · esse · preces · v(est)ras · timiamata · xro (Christo).

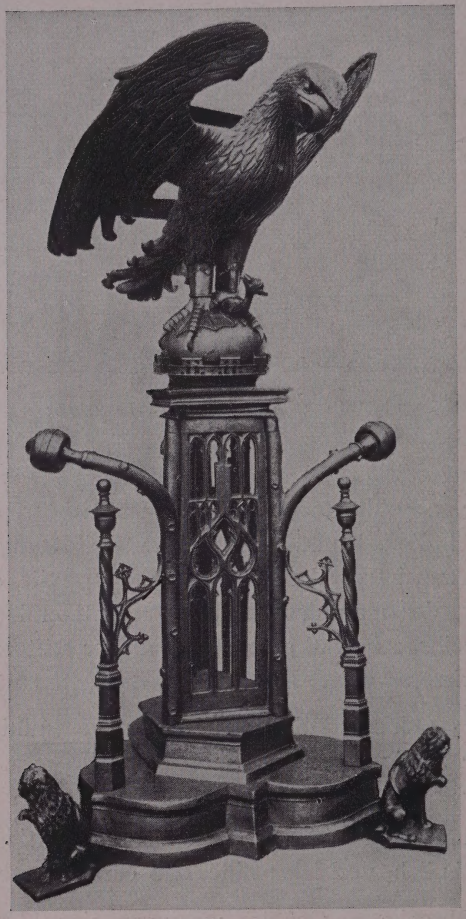
Ich Reiner gebe euch dieses Andenken, weil ihr mir nach meinem Tode Leichenfeiern schuldet, den euren ähnlich, und ich meine, daß eure Gebete Christo Wohlgerüche sind.

Auf dem Deckel des durchbrochenen Gefäßes umringen einen Engel Ananias, Azarias und Misael, die aus dem feurigen Ofen gerettet wurden. Das Weihrauchgefäß Reiners ist ein wertvoller Besitz des Museums von Lille (Abb. S. 159) und stammt, wenn nicht aus Dinant selbst, so doch aus einer Gußhütte des Maasgebietes.

Muß das Taufbecken Reiners aus der Reihe nachweislich Dinanter Arbeiten gestrichen werden, so kann es doch als die Höchstleistung der ganzen Gattung ähnlicher Werke gelten, die bis zum 12. Jahrhundert entstanden sind. So erscheint das 1149 gegossene und heute veränderte Taufbecken in der Kirche des heiligen Germanus in Tienen (Abb. S. 153) in seinem figürlichen Schmuck roh und unbeholfen im Vergleich mit dem Lütticher Becken. Erst aus

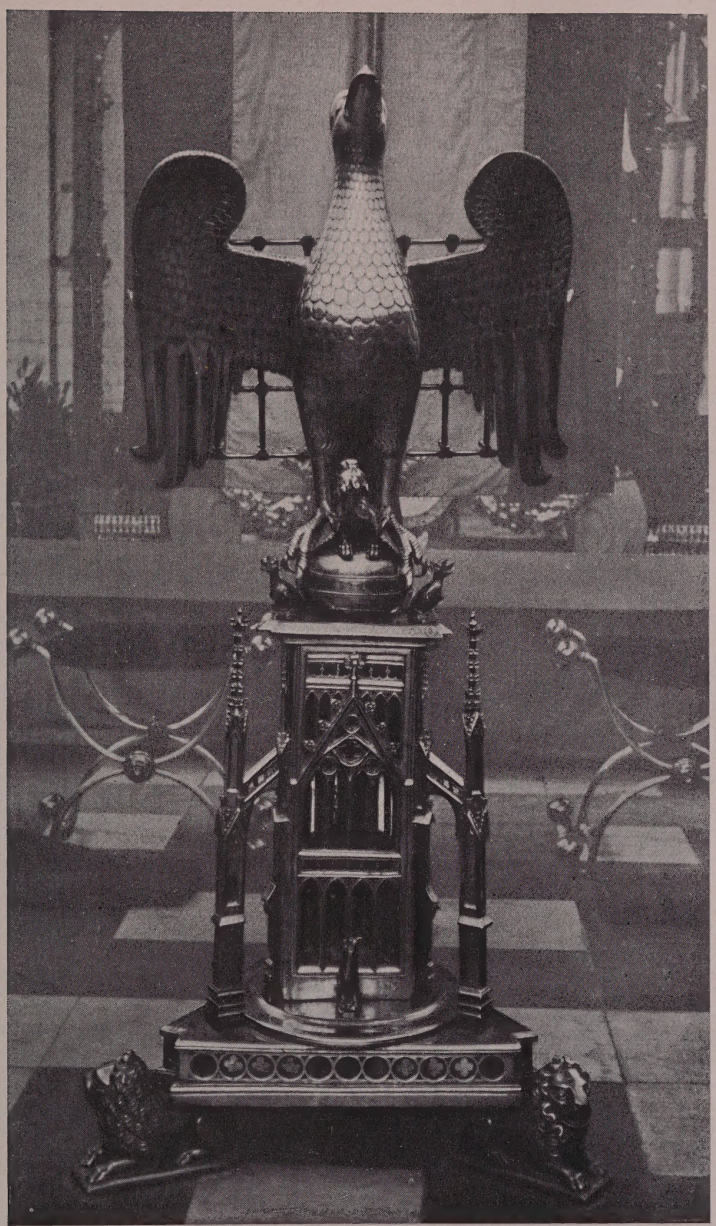
[1]) Ursprünglich sprang der untere Beckenreif soweit über die Stiere vor, daß der jetzt wahrnehmbare Zapfen auf dem Rücken der Tiere unter dem Beckenrand verschwand. Auch waren die Tiere, wie die Inschrift aussagt, in Wasser stehend gedacht und entsprechend auf stilisierten Wellen dargestellt, was die Wiederherstellung im Jahre 1803 ganz außer acht gelassen hat.

dem Ende des 14. Jahrhunderts erfahren wir über das kirchliche und auch über das profane Gerät aus Messingguß wieder Näheres: Die niederländischen Miniaturmaler und seit den Gebrüdern Van Eyck auch die Tafelmaler schildern auf ihren Darstellungen kirchlicher und profaner Innenräume nicht selten kunstvoll in gotischen Formen aufgebaute und mit Figuren



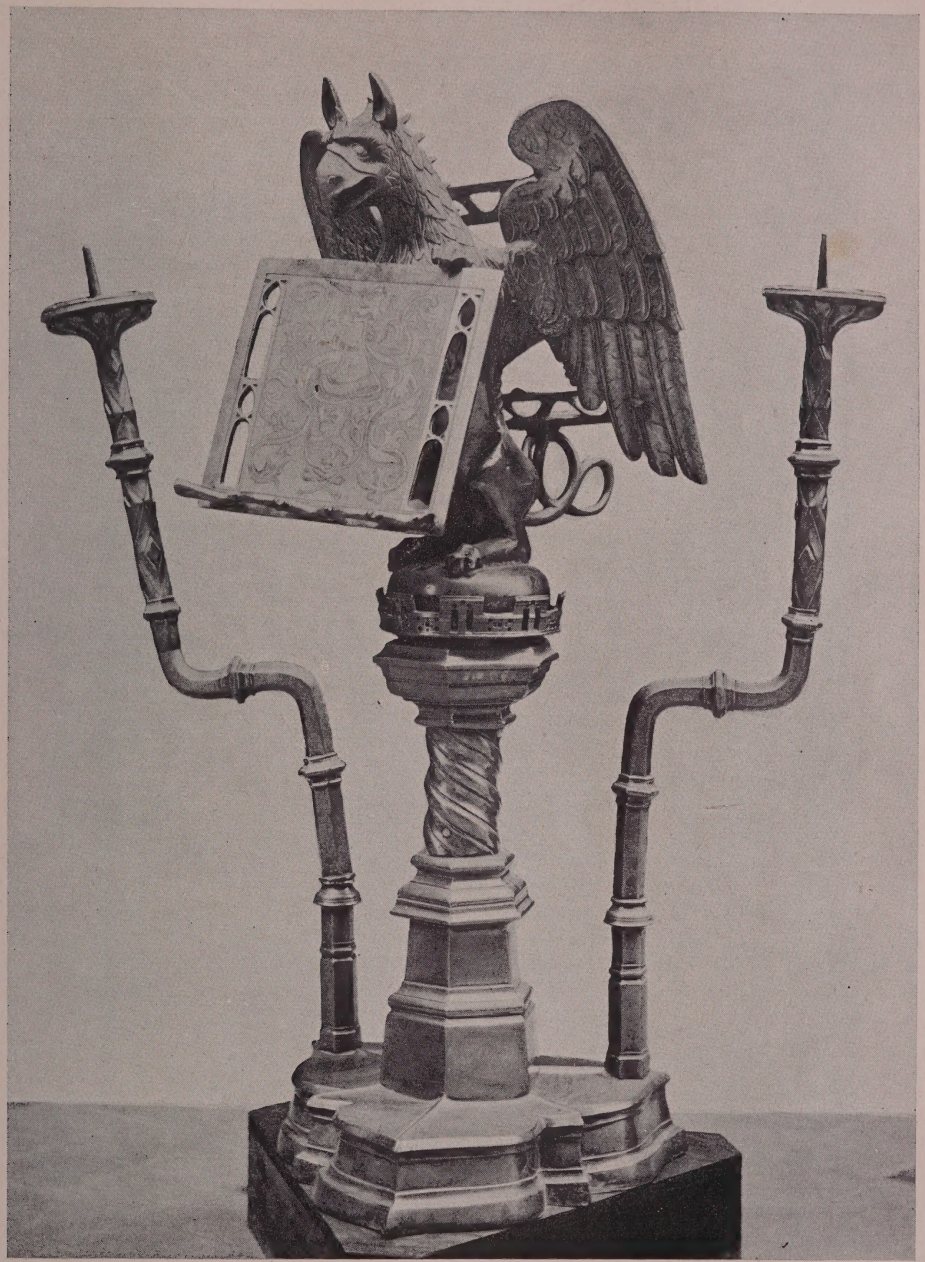
Adler-Chorpult in der Kirche von Freeren.

geschmückte Brunnen, Taufbecken, Pulte und Leuchter verschiedener Art. Und auf den Kredenzen und Stollenschränken, die die Maler gelegentlich zeigen, gewahren wir das einfachere Hausgerät in kräftigen und doch gefälligen Formen. Alle diese mit einläßlicher Beobachtung abgebildeten Geräte scheinen »goldglänzende« Dinanderien vorzustellen, wie sich wenigstens aus dem 15. Jahrhundert noch wertvolle Beispiele (Abb. S. 156) erhalten haben, deren spätgotisch üppige Formen erkennen lassen, daß auch die auf den ersten Blick phantastisch scheinenden Abbildungen der Maler doch der Wirklichkeit entsprochen haben. Der Hang zu prunkvollem Auftreten, der sich in den Stiftungen für die Kirche und in der Hausausstattung der Vornehmen kund tut, ist gewiß durch die glänzende burgundische Herrschaft in den Niederlanden gefördert worden, deren Hof große Aufwendungen machte. Aber die Prunk-



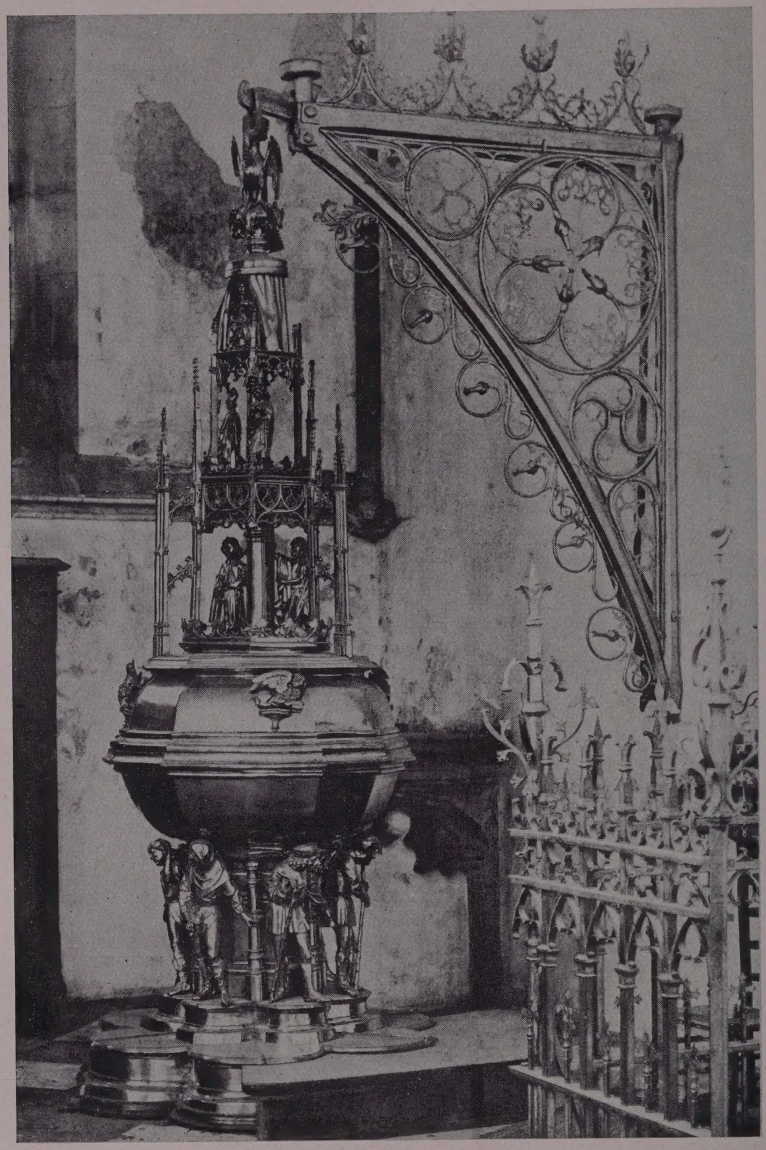
Adler-Chorpult in der Liebfrauenkirche von Tongern.
Ausgeführt von Johann Josès aus Dinant. 2. Hälfte 14. Jahrhundert.

Der Greif vom Chorpult in der Kirche von Andenne.



Chorpult in der Kirche zu Andenne.

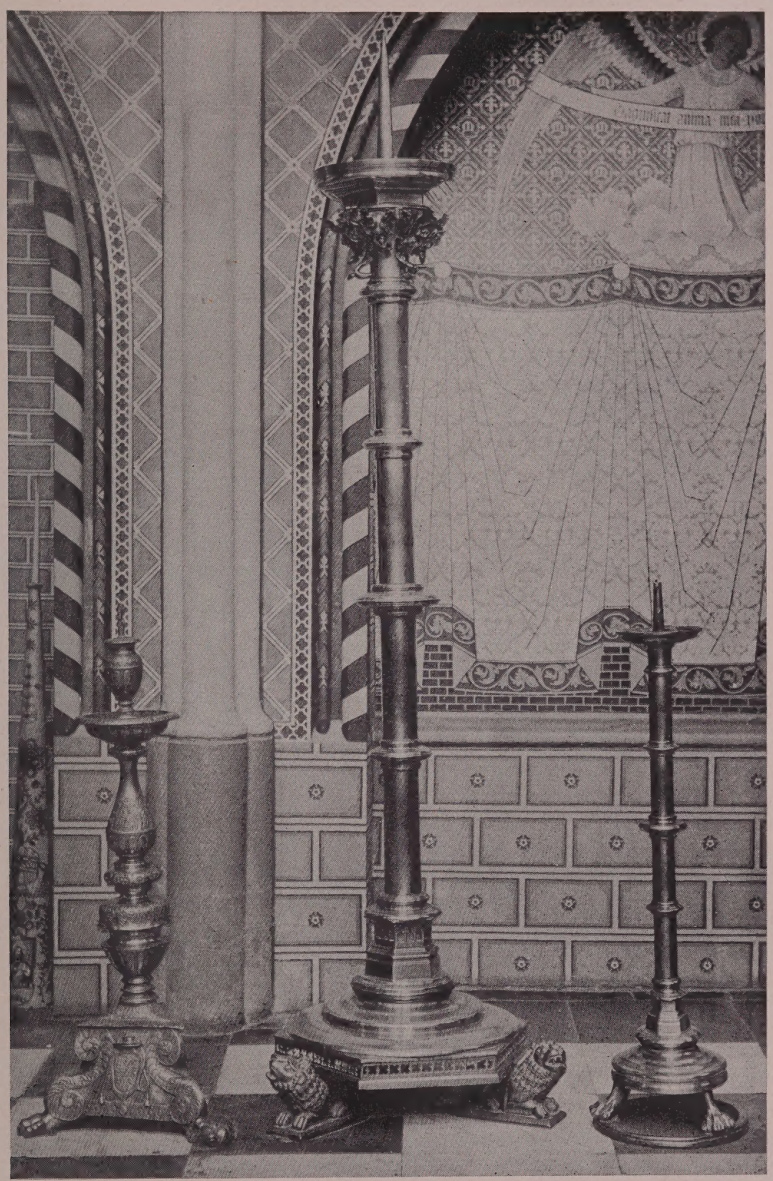
sucht entsprach auch so sehr dem Empfinden und Lebensideal des flämischen und wallonischen Volkes, daß darin ein Charakterzug der unter glücklichen wirtschaftlichen Verhältnissen sich zu großem Reichtum und Wohlleben entwickelnden Niederlande erblickt werden darf.



Taufbecken der Johanniskirche in Herzogenbusch von Aert aus Maastricht 1492.

Daß Dinant an der Produktion prachtvoller Messingwerke erheblichen Anteil gehabt hat, können wir schon daraus schließen, daß der Reichtum der Stadt lediglich auf der Dinanderie beruht. Auch daß nicht wenige Dinanter Meister sich in den Nachbarstädten, in Bouvignes, in Tournai und Brüssel, in Lyon ansiedelten, spricht für die Kunstfertigkeit der Dinanter Gießer und Kesseltreiber. Dabei blieb der Zusammenhang mit der Heimat bestehen.

In Dinant selbst hat sich nichts aus diesen Blütezeiten seiner angestammten Kunst erhalten. In St. Gilles zu Lüttich wird eine Dinanter Glocke von 1283 bewahrt. Von den prachtvollen Gußwerken gotischen Stils, besonders von den durch einen Adler gekrönten kirchlichen Lese-



Leuchter in der Kathedrale von Tongern. In der Mitte Osterleuchter von Jehan Josès aus Dinant. 1372.

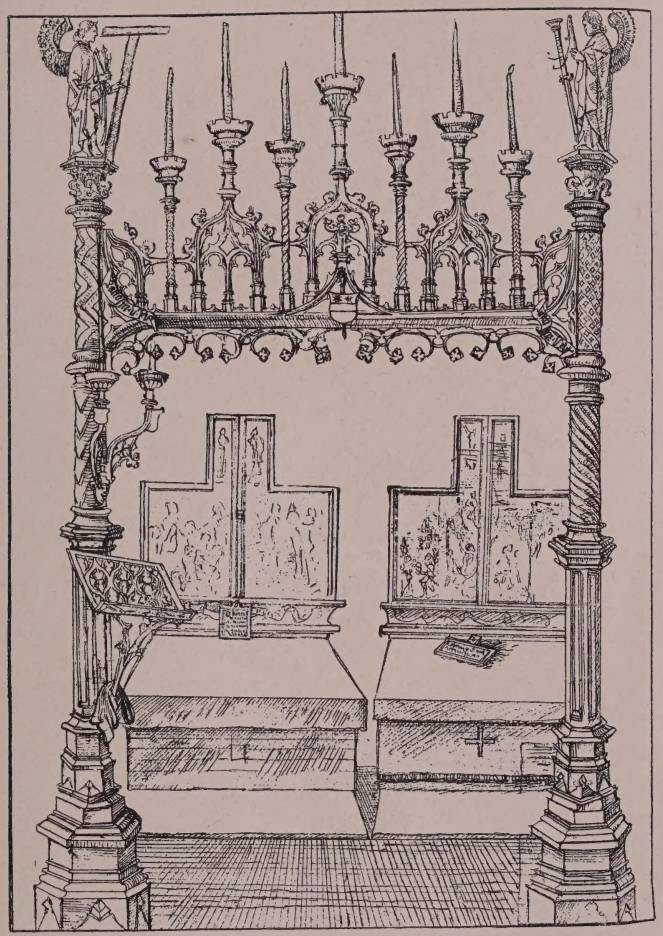
pulten ist nur einer eine Dinanter Arbeit. Er wurde nebst einem großen Leuchter (Abb. S. 165) von Jehan Josès aus Dinant für die Kathedrale von Tongern in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts geliefert (Abb. S. 161). Der dreiseitige Ständer ruht auf liegenden Löwen und

baut sich in strengen gotischen Formen mit Strebepfeilern und Fialen auf. Der Adler reckt sich auf, er steht auf einem Drachen und trägt zwischen den Flügeln das Pult. Zwei verschlungene Eidechsen auf dem Schwanze des Adlers dienen als Buchstützen.

Osterleuchter mit Fuß aus Dinanter schwarzem Marmor, aus der alten Abtei St. Remy bei Rochefort.
Brüssel, Kunstgewerbe-Museum.

Mehr oder weniger ähnliche Adlerpulte finden sich in der näheren und weiteren Umgebung Dinants, einer der schönsten befindet sich in der Kirche von Freeren bei Tongern (Abb. S. 160). Sein Fuß ist reicher gegliedert als der von Tongern, drei Löwen, die anscheinend Wappen

hielten, hocken an der Basis. Der Maßwerkkörper, der das Adlerpult trägt, zeigt naturalistisch behandelte Baumstämme an den Ecken, zu denen in spielender Weise von vorgestellten gewundenen Säulchen aus mit Nasen besetzte Spitzbogen überspringen. Aber da sich nicht nachweisen läßt, daß dieses wie die übrigen Adlerpulte in Tournai, Brügge, Andenne (Abb. S. 162, 163), Venray, Leuze, Chières, Halle, Tienen und ähnliche tatsächlich in Dinant oder in Bouvignes angefertigt worden sind, braucht nicht im einzelnen auf diese meist dem 15. Jahrhundert entstammenden Messinggüsse eingegangen zu werden. Nur mit dem herrlichen spät-



Ehemaliger Gitterleuchter (Herse) in der Abteikirche von Gembloux. Nach einer Zeichnung des Abtes Helin.

gotischen Taufbecken in der Kathedrale von Herzogenbusch sei eine Ausnahme gemacht, weil es einen eigenen Typus der Taufbrunnen darstellt (Abb. S. 164). Das zwölfseitige Becken wird von sechs Männern, die um einen sechsseitigen Pfeiler stehen, getragen, der Deckel mit den Symbolen der Evangelisten bildet einen turmartigen Aufbau, der in drei Geschossen unter Baldachinen Figuren zeigt, während er von einem Pelikan gekrönt wird. Der schwere Deckel hängt an einer Wage, die auf das reichste mit Maßwerk geschmückt ist. Das 3,60 m hohe Werk ist eine Arbeit von Aert aus Maastricht und stammt aus dem Jahre 1492.
Zu diesen prachtvollen Messingwerken gesellen sich noch stattliche Leuchter mit mehreren

Armen (s. Abb. S. 166), Wand- und Kronleuchter oder Gitterleuchter (herses), wie einer die Abteikirche von Gembloux (Abb. S. 167) zierte — verwandt dem im Xantner Dom, der von einem Maastrichter Künstler herrührt — dann Brunnen, wie der in Huy von 1406, der später umgestaltet wurde. Geräte profanen Gebrauchs, sind aus naheliegenden Gründen nur selten auf uns gekommen. Wie groß die Menge solcher Dinanderiewaren gewesen sein muß, mag man

Bouvignes: Grabplatte in der Kirche, 17. Jahrhundert.

aber aus einer Bestellung ermessen, die der Herzog von Burgund in den achtziger Jahren des 14. Jahrhunderts für das Karthäuserkloster Champmol bei Dijon gemacht hat. Da werden außer vielem Gebrauchsgerät (Kesseln, Becken, Töpfen) 25 Tischleuchter, 8 große Kandelaber und ein Adlerpult verlangt, zu dessen Schmuck vier Engel dienen sollen. Der figürliche Schmuck in Verbindung mit reichen gotischen Architekturen, ähnlich wie ihn die Schnitzaltäre des 15. und 16. Jahrhunderts in den südlichen Niederlanden zeigen, wurde von den Dinandiers so gut

Bronzestatuetten niederländischer Fürsten im Reichsmuseum zu Amsterdam.

Heiligenfiguren vom Ende des 15. Jahrhunderts im Metropolitan-Museum in New York.

geliefert wie alles Ornamentale. Die nach Holzmodellen oder aus verlorener Form in Messing gegossenen Marien, die Heiligengestalten, die Engel, die Fabelwesen und Tierfiguren an Geräten wurden nur wenig überarbeitet, die Ziselierung beschränkte sich auf das Notwendigste, und nur ausnahmsweise kommt Punzierung vor. Die vier Heiligenfiguren vom Ende des 15. Jahrhunderts im Metropolitan-Museum in New York (Sammlung Morgan), die wir abbilden, zeigen deutlich diese breite und massige Formgebung. Vielleicht stammt jener „Coperslaeger" Jacques de Gérines, der im Auftrag Philipps des Guten 1455 Figuren für die Grabmäler Ludwigs von Maele und der Herzogin Johanna von Brabant in Brüssel und Lille gearbeitet hat, aus Dinant oder doch aus seiner nächsten Umgebung (Gérin). Zehn köstliche Bronzefiguren im Amsterdamer Reichsmuseum, die niederländische Fürsten darstellen und der Tracht nach um die Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden sind, werden mit demselben Meister in Verbindung gebracht (Abb. S. 169). Auch diese etwa halbmeterhohen Figuren zeigen ein entwickeltes Stilgefühl, das es nirgends zu kleinlicher Durchführung kommen läßt.

Das 14. und 15. Jahrhundert ist die Blütezeit der Dinanderie gewesen, also die Gotik, die bis in das 16. Jahrhundert den Reichtum bewegter und malerisch wirkender Formen hineinträgt. Dinanderien in Renaissanceformen sind selten. Im Jahre 1466 hatte die Stadt ein tragisches Geschick ereilt[1]). Als sie sich vermaß, dem Herzog von Burgund zu trotzen, wurde sie mit Feuer und Schwert dem Erdboden gleichgemacht. Die überlebenden batteurs zerstreuten sich nach Brüssel und Tournai (wo ihr Gewerbe schon heimisch war), nach Namur, Brügge, Mecheln, Löwen und Huy. Den Hauptvorteil von dem Untergang Dinants hatte Bouvignes. Als sich dann nach und nach wieder Leben in der Stadt entwickelte, suchten auch die batteurs wieder Fuß zu fassen.

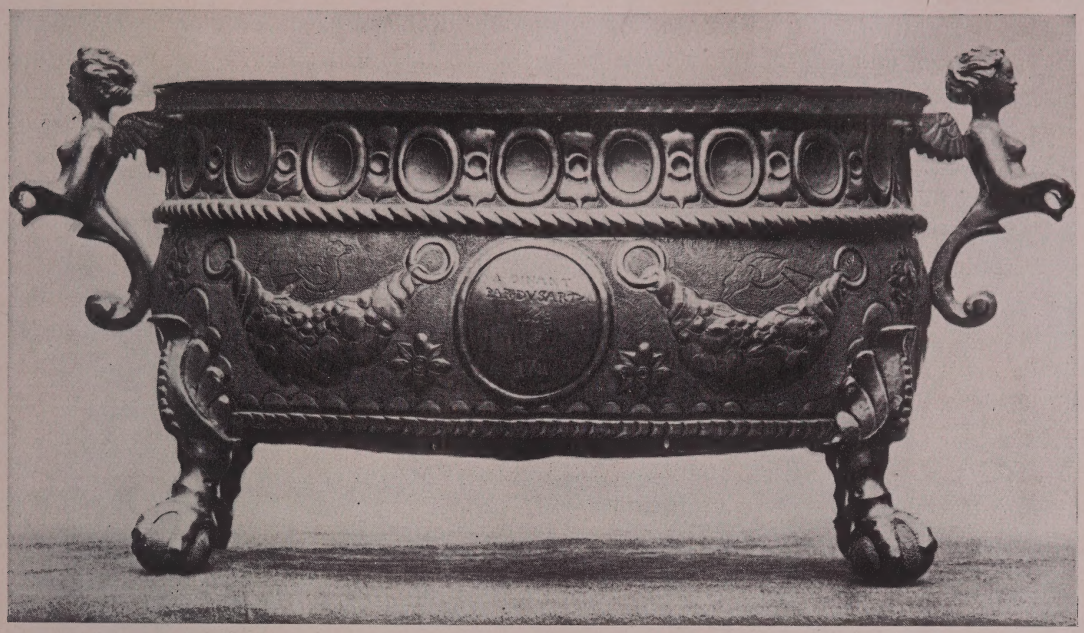
[1]) Näheres siehe vorn bei O. Cartellieri: Zur Geschichte Dinants.

Und als 1534 Bouvignes ganz, Dinant nur in seinen Vorstädten zerstört wurde, nahm man die heimatlos gewordenen Schläger in Dinant auf und steigerte mit ihrer Hilfe die eigene Leistung. Aber bei dem Mangel an Kapital und der andernorts groß gewordenen Konkurrenz vermochten sie wohl seit dem Ende des 16. und im 17. Jahrhundert Proben ihrer Tüchtigkeit besonders in

Getriebene Messingschüsseln aus Dinant. Brüssel, Kunstgewerbe-Museum.

der Treibarbeit abzulegen, aber es gelang ihnen nicht, die einst so mächtige Messingindustrie wieder hoch zu bringen. Auf dem Weltmarkte hatte Dinant ausgespielt.

Das Erbe der Maasstadt trat Aachen an, denn auch in den übrigen niederländischen Städten, auch denen an der Maas, kam es nicht mehr zu einer großartigen industriellen Entwicklung der Dinanderie. So nimmt es auch nicht wunder, daß die Gelegenheiten zur Herstellung monumentaler Gußwerke seltener wurden. Das Beste, was derart noch bis ins 18. Jahrhundert geschaffen worden ist, sind prächtige Gitter, wie das, welches den Chor der Kirche von Fosses



Weinkühler aus getriebenem Kupfer von Léonard Dusart 1668. Brüssel, Kunstgewerbe-Museum.

Weinkühler von Léonard Dusart aus Dinant 1633. Namur, Museum.

(Provinz Namur) abschließt (von 1756 von Nallinnes aus Dinant, Abb. S. 174). Auch fehlt es nicht an dekorativ höchst wirksamen Altarleuchtern, Kohlenbecken, Prunkschüsseln, Weinkühlern, Becken und Kannen. In Dinant zeichnete sich Léonard Dusart aus, von dem verschiedene bezeichnete und datierte Werke (1633 bis 1668) — Schüsseln und Kühlgefäße (Abb. S. 175, 173), zwei Kirchenlampen — erhalten sind. Aber auch diese Produktion wurde, soweit es sich um gegossene Arbeiten handelt, durch das Zinngerät eingeschränkt. Bleiben die getriebenen, gepunzten und gravierten Platten und Zierschüsseln, die in unendlichen Wiederholungen bis zum heutigen Tage, jetzt allerdings fabrikmäßig, hergestellt werden. Diese besondere Industrie, deren älteste erhaltenen Beispiele in Belgien kaum über das 16. Jahrhundert zurückgehen, scheint von Deutschland, wo sie namentlich in Augsburg und Nürnberg aber auch in Norddeutschland hoch entwickelt war, beeinflußt zu sein, und es wäre erwünscht, wenn sich die kunstgeschichtliche Forschung einmal dieser Frage annähme. Die Dinanter Arbeiten unterscheiden sich weder in der Auszierung — häufige Motive auf den Schüsseln sind das erste Menschenpaar (Abb. S. 172), der Doppeladler (Abb. S. 172), Heiligenbüsten, Mariendarstellungen (Abb. S. 175) — noch in der Technik von den deutschen Arbeiten gleicher Art. So ist die Beckenschlägerei ein Gewerbe von internationaler Verbreitung geworden, das an vielen niederländischen und deutschen Orten mit gleicher Geschicklichkeit geübt worden ist.

Gitter in der Kirche von Fosses; 1756 ausgeführt von den Brüdern Nallinnes aus Dinant.

Messingschüssel von Léonard Dusart aus Dinant. Brüssel, Kunstgewerbe-Museum.

Joachim de Patinir: Ruhe auf der Flucht. Aus der Versteigerung Oppenheim, jetzt Sammlung Eduard Simon in Berlin.

DINANTER MALER UND BILDNER.

Von

Richard Graul.

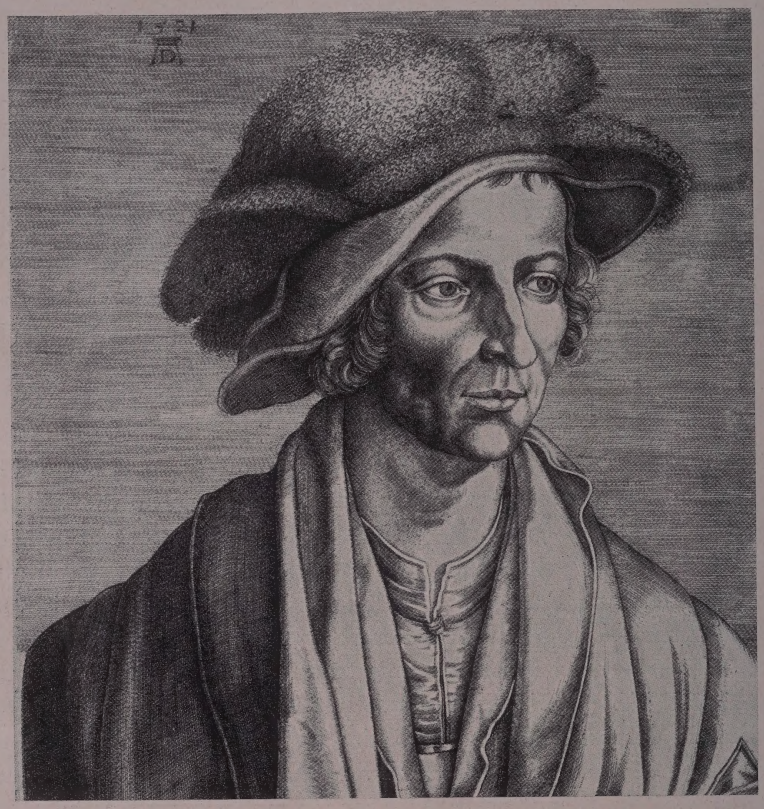
Nicht nur die Kunst des Bronze- und Messinggusses und der Beckenschlägerei hat in Dinant geblüht, auch auf dem Gebiete der hohen Kunst hat die regsame Stadt bis in die neueste Zeit Künstler hervorgebracht. Die großen Kirchen und Klöster, die mit reichen Stiftungen begabt waren, haben eine Fülle Kunstwerke, Malereien, Skulpturen, Glasbilder und in ihren Schätzen kostbare kirchliche Geräte und Reliquien enthalten. Leider ist von den älteren Werken fast nichts auf uns gekommen — so gründlich waren schon die Zerstörungen in alter Zeit. Von der Kunst eines hervorragenden Meisters wenigstens aus der herrlichen Blütezeit der altniederländischen Malerei, der aus Dinant stammen soll, haben sich eine Anzahl Werke erhalten, die in der Entwicklung der Landschaftsmalerei eine wichtige Stelle innehaben.

Wenn der niederländische Künstlerbiograph Karl van Mander recht hat, hätte Joachim de Patinir das Licht der Welt in Dinant erblickt. Aber ein anscheinend besser unterrichteter Gewährsmann, der Italiener Guicciardini, läßt den Künstler aus Bouvignes stammen und spricht noch von einem Henrico da Dinant, in dem Friedländer[1]) einen anderen Maler, den Herri met de Bles (den van Mander in Bouvignes geboren sein läßt), wieder zu erkennen glaubt. Auch über den Zeitpunkt des Auftretens von Patinir in Antwerpen macht van Mander unrichtige Angaben. Wahrscheinlich trat Joachim de Patinir 1515 in die Antwerpener Malergilde, während der erwähnte Herri 1535 in Antwerpen Meister geworden ist. 1521 hat Albrecht Dürer Patinir, den er schätzte und einen guten Landschaftsmaler nannte, im Alter von etwa 75 Jahren gezeichnet[2]), und auf die verschollene Zeichnung geht ein Stich des Cornelis Cort zurück, der

[1]) Max J. Friedländer, Von Eyck bis Bruegel. Berlin 1916.

[2]) Die gemeinhin für ein Bildnis des Patinir gehaltene Zeichnung Dürers, die in Weimar bewahrt wird, stellt einen viel jüngeren Mann dar, als Patinir 1521 gewesen sein kann. Auf dieses Bildnis eines Unbekannten geht die Büste zurück, die zu Ehren Patinirs in Dinant aufgestellt worden ist.

1572 in Antwerpen herausgekommen ist (s. Abb. S. 178) — drei Jahre später, 1524, starb Patinir. Dieser Meister, ob er nun aus Dinant oder vielmehr aus Bouvignes, der Erbfeindin Dinants, stammt, verlegte den Schauplatz seiner Schilderungen in eine Natur voll ungewöhnlicher, ins Phantastische gesteigerter Formationen. Wenn er auch ganz gewiß keine Abbilder der malerischen Dinanter Umgebung gegeben hat — denn ein Verlangen nach treuer Naturschilderung war noch nicht vorhanden —, so hat ihn doch sicher die abwechslungsreiche Natur der Dinanter Landschaft mit den steilen und zerklüfteten Felsbildungen zu seinen merkwürdigen Kompositionen angeregt. Von hohem Standort aus sieht man in weite Landschaften, die sich in Schichten hoch



Porträt Joachim de Patinirs. Kupferstich des Cornelis Cort um 1572 nach einer verschollenen Zeichnung Albrecht Dürers.

zum Horizont aufbauen. Im Gegensatz zu diesen landkartenartig ausgebreiteten Gründen ragen im Vordergrund Baumkolonnen auf, und wohin das Auge blickt, erfreut die Abwechslung von Wald und Buschwerk, von hohen Burgen, verstreuten Dörfern am Fluß. Bei allem Reiz dieser in allen Einzelheiten sorgfältig studierten Landschaft, die meist unter klarem oder mäßig bewölktem Himmel, einige Male auch unter schweren Gewitterwolken, in die Ferne lockt, findet sie in sich selbst doch nicht volles Genügen. Denn eine Fülle von Figuren, einzeln und in Gruppen, beleben die Gründe. Auf einem Bilde in Berlin (Abb. S. 179) sehen wir unter hohen Bäumen Jagdgruppen und im Buschwerk des Vordergrundes ein Liebespaar. Eine Herde weidet auf der Wiese vor dem phantastischen romanischen Schloß, und weit draußen, in einer Bucht, gewahren wir regen Schiffsverkehr. Neben diesen Schilderungen vielfältiger menschlicher Tätig-

F. Bruckmann A.-G. phot.

Joachim de Patinir: Landschaft. Kaiser Friedrich-Museum in Berlin.

Joachim de Patinir: Die Unterwelt. Prado-Museum in Madrid. Aus Max J. Friedländer: Von Eyck bis Breughel. Berlin, Julius Bard.

Phot. F. Bruckmann A.-G.

Joachim de Patinir: Die Taufe Christi. In der Wiener Gemäldegalerie.

keit finden sich vor allem religiöse Darstellungen. Auf einem Bilde in Wien, das die volle Bezeichnung des Meisters trägt, ist im Vordergrunde die Taufe Christi (Abb. S. 182) geschildert, im Mittelgrunde neben einer wilden Felspartie erblicken wir die Predigt Johannis und in den Wolken Gottvater, der die Taube herniederschickt. Eine reizvolle Landschaft zeigt die Ruhe auf der Flucht, die 1917 aus der Versteigerung Oppenheim in die Slg. Eduard Simon in Berlin übergegangen (Abb. S. 177). Inmitten des Bildes thront Maria mit dem Kinde, im Hintergrund erblickt man Joseph, der Früchte pflückt, während der Esel weit draußen weidet. Auf einem der vier schönen Bilder, die das Prado-Museum in Madrid besitzt, wird die Unterwelt geschildert, links vom Acheron eine paradiesische Landschaft mit Engeln, die Selige geleiten, rechts eine grausige Höllenvision, und über den Fluß führt Charon in seinem Kahn ein Menschlein herbei (Abb. S. 181). Ähnlich staffiert sind alle Schilderungen des Meisters, aber nicht immer rühren die Figuren von ihm selbst her. Kein Geringerer als der große Quentin Massys hat sich gelegentlich mit dem Künstler verbunden zu gemeinsamem Arbeiten.

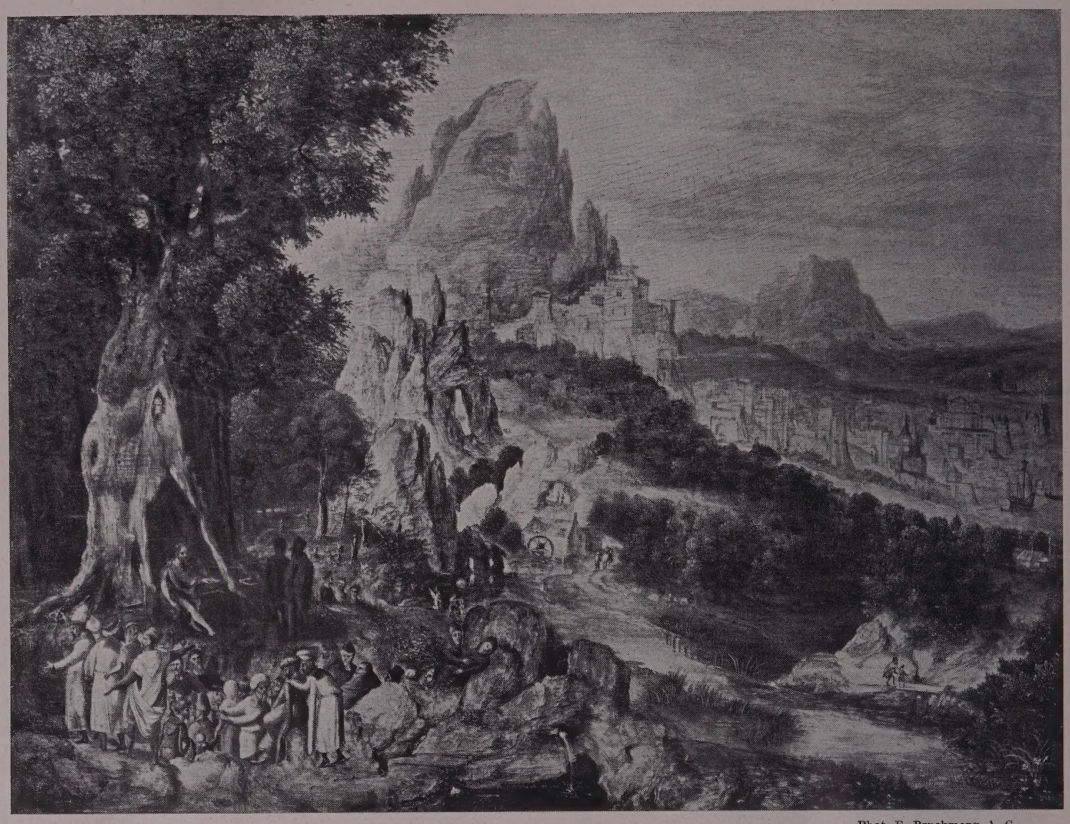
Patinirs mit wenigen farbigen Gegensätzen wirkende Landschaftsdarstellung hat ohne Zweifel Schule gemacht, und er darf als derjenige Meister gefeiert werden, der die Landschaftsmalerei

zu einer Spezialität ausgebildet hat, die nicht an Reiz verliert, wenn ihrem Urheber auch keine besondere Originalität zugesprochen werden kann. Denn derjenige, der diese Darstellungsweise zuerst angeschlagen hat, ist Hieronymus Bosch (gest. 1516) gewesen. Patinir hat die Anregungen des älteren Meisters übernommen, er hat sie nicht nur gewissenhaft weitergeführt, sondern ihnen auch nicht geringe Stimmungs- und Gefühlswerte einzuhauchen vermocht.

Herri met de Bles, vielleicht ein Verwandter Patinirs, hat seine Weise fortgebildet und ihre phantastische Wirkung noch durch seltsame Gebilde gesteigert. Weil er zuweilen in dem Baum-

Porträt Herry met de Bles'. Kupferstich von Wiericx.

werk ein Käuzchen anzubringen liebt, nannten ihn die Italiener Civetta (Käuzchen). Den Beinamen Bles gaben ihm die Zeitgenossen wegen eines Büschels weißer Haare, die er über der Stirn trug. Für die Art dieses Meisters besonders bezeichnende Werke sind die Predigt Johannis in der Wiener Gemäldegalerie (Abb. S. 184), Der gute Samariter im Museum zu Namur (Abb. S. 187) und das Kupferbergwerk in phantastischer landschaftlicher Umgebung mit reicher figürlicher Staffage, das in den Uffizien zu Florenz bewahrt wird (Abb. S. 185). Namentlich aus dem letzteren Bilde fühlen wir den Hauch einer bodenständigen Kunst, die eng mit der Weise Patinirs zusammenhängt. Nach diesem rühmlichen Anteil Dinants an der allgemeinen Entwicklung der altniederländischen Malerei hören wir lange Zeit nichts von dem künstlerischen Leben der Stadt.



Phot. F. Bruckmann A.-G.

Herry met de Bles: Die Predigt Johannis. Gemäldegalerie in Wien.

Im 17. Jahrhundert zeichnete sich ein Dinanter Künstler Jean de Wespin (1560 bis 1628) durch Tonplastiken aus. Ein figurenreicher Kalvarienberg in Varallo ist sein Hauptwerk, in dem er als ein naturalistischer Manierist italienischer Schulung erscheint. Im 18. Jahrhundert ist es ein Bildnismaler Pierre Joseph Lion (1729 bis 1809), der sich als in höfischen Kreisen hochgeschätzter Pastellmaler hervortut. In Antwerpen, Paris, London, Brüssel und namentlich in Wien ist er tätig gewesen und hat außer Bildnissen auch Pastellandschaften für die Gemächer der Maria Theresia ausgeführt.

Im 19. Jahrhundert hat der 1806 in Dinant geborene Antoine Wiertz in Belgien nicht geringes Aufsehen erregt. Das Wiertz-Museum in Brüssel, das die Mehrzahl seiner Werke enthält, erfreut sich noch heute einer großen Volkstümlichkeit, die freilich mehr dem sensationellen Gehalt vieler Arbeiten von Wiertz gilt als dem rein künstlerischen Wert seiner fieberhaften Tätigkeit. Wiertz war ein frühreifes Talent, das sich unter niedrigen Verhältnissen in ewigem Kampfe durchgesetzt hat. Seine ersten Studien machte er in Antwerpen bei Herreyns und van Bree, nach zweimaligem Wettbewerb gelangte er als Stipendiat der niederländischen Regierung 1828 nach Paris und Italien, wo er sich besonders das Studium Michelangelos angelegen sein ließ. Sein Sinn war auf gewaltige historische Kompositionen gerichtet. Die Schilderung des Kampfes der Griechen und Trojaner um den Leichnam des Patroklus sollte nach seinen Worten ein Werk werden, in dem er »mit den größten Koloristen«, mit Rubens und Michelangelo, in die Schranken trat. Als er 1836 in die

Edit. Alinari.

Herri met de Bles: Das Kupferbergwerk. Galerie der Uffizien in Florenz.

Phot. Paul Becker, Brüssel.

Herry met de Bles: Der barmherzige Samariter. Museum zu Namur.

Heimat zurückgekehrt war und in Lüttich seinen Aufenthalt nahm, war er äußerst betroffen darüber, daß die rechte Wirkung seines mit aller Leidenschaft geschaffenen Werkes ausblieb — weder in Belgien noch in Paris hatte er Erfolg. In Lüttich schuf er dann, angeregt durch die Lektüre Miltons, ein kolossales Bild: der Aufstand der Hölle, die aufgeregte Schilderung einer fruchtbaren Phantasie (Abb. S. 189). An die Ausstellung des Werkes, die im Theater vor sich gehen sollte, knüpfte Wiertz allerhand wunderliche Bedingungen, 10 Chorgesänge sollten erklingen, um die Beschauer in Stimmung zu versetzen. Daß eine Provinzstadt wie Lüttich nicht der Platz für solches Ästhetentum war, ergab sich bald, und Wiertz siedelte nach Brüssel über; aber auch hier kam er nicht zum Ziele seiner ehrgeizigen Wünsche.

Ein tiefer Haß gegen die Kritik bemächtigte sich seiner; in herben Worten führte er Klage und faßte den sonderbaren Entschluß, überhaupt nicht mehr für die Öffentlichkeit zu schaffen. Was er zum Leben brauchte, brachte ihm die Bildnismalerei ein — wozu ihn sein Genius trieb, das schuf er für sich, das sollte nicht verkauft werden können, sondern in seinem Atelier wie in einem Museum einer einsichtigeren Nachwelt erhalten werden.

Hier vollendete er 1848 sein Hauptwerk, den Triumph Christi (Abb. S. 188) in seinen Folgen für die Kulturentwicklung der Menschheit, eine gewaltige Konzeption im Sinne des Rubens — dem er zur selben Zeit eine preisgekrönte Abhandlung widmete —, aber auch sie brachte ihm nicht den heißersehnten Erfolg.

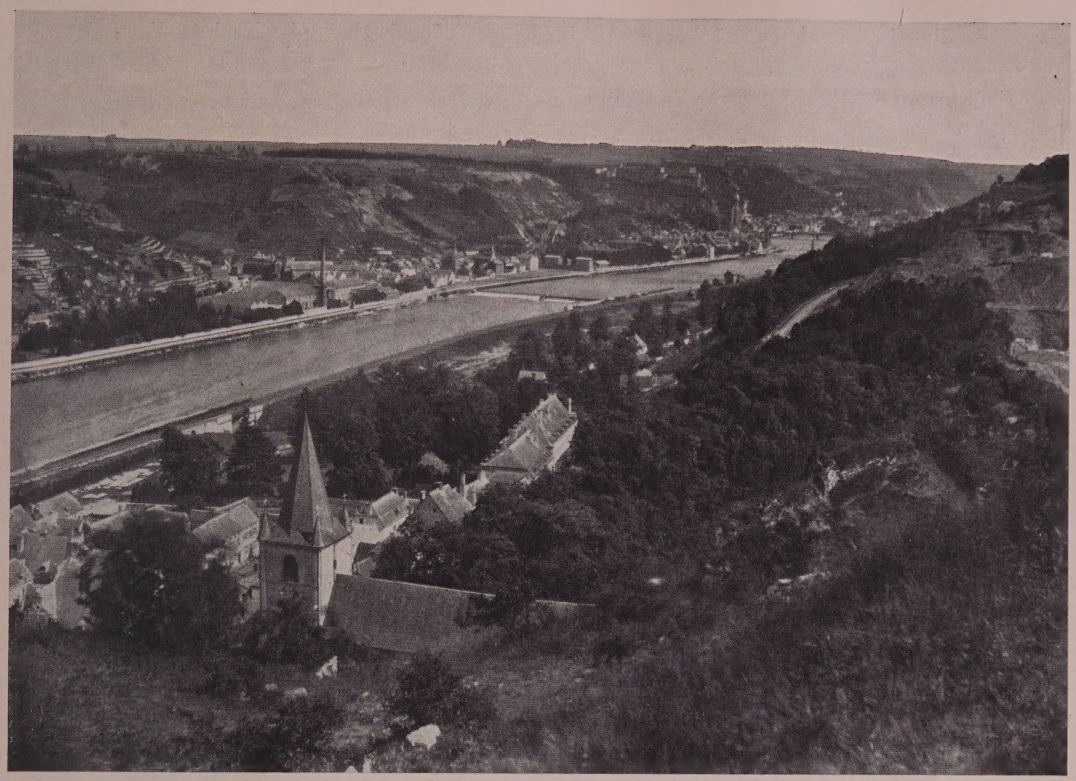
Im Jahre 1850 stellte ihm die Regierung ein großes Atelier nach seinem Entwurf zur Verfügung,

Antoine Wiertz: Der Triumph Christi. Wiertz-Museum zu Brüssel.

und dieses Haus, das er mit seinen Werken anfüllte, ist seiner Bestimmung gemäß nach seinem Tode (1865) in das Museum Wiertz in Brüssel verwandelt worden, wie es noch heutigentags besteht. Von äußerer Sorge befreit, konnte der Künstler die letzte Zeit ganz seinen Eingebungen leben. Er warf sich auf maltechnische Studien und ging in seiner Kunst mehr und mehr auf soziale, religiöse, mystische und spekulative Vorwürfe ein. Seine mannigfachen Bilder erscheinen nicht selten wie Visionen und seltsame Träume eines Fiebernden. In dieser fruchtbaren Tätigkeit fehlt es nicht an genialen Einfällen, koloristisch blendenden Effekten, aber ebensowenig an offenbaren Geschmacklosigkeiten und sensationellen Roheiten. Es genügt einige Titel seiner Werke zu nennen, um die unruhigen Sprünge dieses Unzufriedenen zu kennzeichnen: Napoleon in der Hölle, Christus und der Parteienkampf, die Gegenwart vor dem Menschen der Zukunft, der Leuchtturm von Golgatha, Gedanken und Visionen des Kopfes eines Hingerichteten, eine Sekunde nach dem Tode, der letzte Kanonenschuß — eine Anspielung auf die Hoffnung auf einen zukünftigen Weltfrieden.

Eigensinnig hat sich Wiertz von der Welt abgeschlossen, und da seine Werke nicht in die Lande gingen, hat er sich um ein gutes Teil des Ruhmes gebracht, nach dem er bis an sein Ende verlangte. So gleicht der Aufgang des Dinanter Sternes in seinem Laufe einem Meteor, dessen Glanz plötzlich verlischt. Einen Einfluß auf die belgische moderne Malerei hat seine in unzeitgemäßer Verehrung des Rubens und Michelangelo sich emporringende Kunst nicht gehabt, aber der trotz aller Sonderbarkeit von echt künstlerischer Leidenschaft aufgewühlte Genius dieses Dinanters wird immer wieder sympathische Seelen finden, die ihn schätzen und verehren.

Antoine Wiertz: Der Aufstand der Hölle. Wiertz-Museum zu Brüssel.



Phot. G. Hermans.
Bouvignes an der Maas, jenseits die Vorstadt Leffe mit Fabrikanlagen, im Hintergrund Dinant.

DIE WIRTSCHAFTLICHE LAGE DER STADT IN DER NEUZEIT.

Von
Fritz Reuter.

INDUSTRIE, GEWERBE UND HANDEL IN DINANT.

Ein Gang durch Dinant in seiner ganzen Ausdehnung belehrt uns auf den ersten Blick darüber, daß der Stadtkern rechts und die Vorstadt St. Medard links der Maas mit ihren Gasthäusern, Kaffeestuben und Kaufläden im wesentlichen vom Fremdenverkehr und vom Handel lebten, während die Vorstädte Leffe und les Rivages im Norden und Süden den ausgesprochenen Charakter der Arbeitervorstädte haben. Nicht im gleichen Maße kann man das letztere von der die südliche Verlängerung von St. Medard bildenden Vorstadt Neffe behaupten, die bei ihrer größeren Ausbreitungsmöglichkeit auch etwas Obst- und Gemüsebau treibt.

Seit 1872 hat Dinant teil an der belgischen Textilindustrie. Die jetzt einer Société anonyme gehörenden Spinnereien und Webereien gaben rd. 1500 Arbeitern und Arbeiterinnen dauernde und lohnende Beschäftigung. Die mächtigen Fabrikanlagen in Leffe (Abb. S. 191) wie auch die weniger umfänglichen in Neffe und Anseremme sind der Zerstörung anheimgefallen, weil aus ihnen auf deutsche Soldaten geschossen worden ist. Eine kleine Zweiganlage im benachbarten Bouvignes (Abb. S. 25, 191) war noch eine Zeitlang im Betrieb, mußte ihn aber wegen Mangel an Rohstoffen später einstellen. Man webte hauptsächlich Wollstoffe: die teuren Merinos aus der feinen Wolle

der vornehmlich in Spanien gezüchteten Merinoschafe, Kaschmir und Cheviot, die meist nach England und Amerika ausgeführt wurden. Fachleute schätzen den Jahresumsatz der Textilindustrie in Dinant auf 10 Mill. Frs.; für über 1 Mill. Frs. Rohmaterialien ist von den deutschen Behörden beschlagnahmt worden. Die Arbeitslöhne entsprachen im allgemeinen den in Deutschland üblichen; der durchschnittliche Tagesverdienst betrug 5 Frs. Die Weber und Weberinnen arbeiteten auf Stücklohn. Da die Frauen in der Bedienung der Webstühle meist gewandter sind als die Männer, erzielten sie fast durchweg höhere Einkommen.

Gegen 100 Arbeiter finden auch jetzt das ganze Jahr hindurch Beschäftigung in den Steinbrüchen beim Abbau des Granits und Sandsteins und seiner Verarbeitung zu Bau- und Pflastersteinen, Gartensäulen, Viehtränken und Futtertrögen. Die früher so ergiebigen Marmorlager sind erschöpft. Von den 18 Gerbereien zu Beginn des 18. Jahrhunderts ist noch eine vorhanden, infolgedessen war auch der ehedem so schwunghafte Handel mit Leder und Lohe vor dem Kriege nur noch von geringem Umfange. Einige Seifensiedereien und Kerzenziehereien decken wenig mehr als den örtlichen Bedarf. Hingegen erfreut sich das Dinanter Bier, zumal das schmackhafte »Dinant special«, wachsender Beliebtheit. Von den 6 Brauereien vor dem Kriege sind noch 5 im Betrieb, und nur eine ist beschädigt.

Eine Art Berühmtheit innerhalb Belgiens hat sich ein Dinanter Gebäck erworben, das ebenso in Brüssel und Antwerpen wie am Ort seiner Entstehung unter dem Namen »couque de Dinant« ausgeboten wird. Die couques sind flache Kuchen aus Honig und Weizenmehl, die beim Backen goldgelb und je älter je härter werden und die sich ohne Veränderung monatelang halten wie Biskuit. Über das Alter dieses Industriezweiges läßt sich nichts Genaues erfahren. Die Bedingungen für seine Entstehung waren günstig. Der belgische Weizen ist durch seine Güte bekannt. Die ausgedehnten Heidestrecken der nahen Ardennen liefern einen Honig, der heute noch von den Couquesbäckern jedem anderen vorgezogen wird. Die älteste Art der couques sind die einfachen runden ohne allen Schmuck. Als dann die Schläger getriebene Metallformen schufen, in denen der Teig geformt und gebacken wurde, versah man ihre Oberfläche mit Bildern berühmter Zeitgenossen, Sehenswürdigkeiten der Stadt, ernsten und heiteren Szenen aus dem Leben, besonders dem Kinderleben, oder man gab ihnen die Form von Blumen, Früchten und allerhand Tieren. Von künstlerischem Wert sind diese Figuren natürlich ebensowenig wie die ähnlichen Erzeugnisse unserer Pfefferkuchenindustrie. Die immer teurer und seltener werdenden messingnen Formen ersetzte man später durch solche aus Birnenholz oder gebranntem Lehm. Die Couquesbereitung war vor dem Kriege Dinants zweitwichtigster Industriezweig. In etwa 40 Bäckereien fanden gegen 200 Arbeiter Beschäftigung.

Der Handel Dinants vor seiner Heimsuchung verlief im Vergleich zu seiner Ausdehnung im Mittelalter in bescheidenen Grenzen, war aber den Verhältnissen entsprechend immerhin lebhaft genug. Das Fehlen einer auch nur annähernd großen oder gar größeren Stadt in der weiteren Umgebung machte es zur Handelszentrale für ausgedehnte ländliche Bezirke dies- und jenseits der Maas. Es war ein guter Käufer, namentlich in der Zeit des Fremdenbesuchs. Da brachten die Landbewohner nicht nur zu den zwei Wochenmärkten die Erzeugnisse der Landwirtschaft, des Gartenbaues und der Viehzucht zum Verkauf. Alltäglich rollten die voll beladenen Wagen herein, bevölkerten Frauen mit gefüllten Körben an dem landesüblichen Tragholz die Straßen. In nicht geringem Maße war die Stadt auch Lieferantin. Die Bewohner der geschäftsarmen Dörfer bezogen von ihr alles, was sie nicht selbst erzeugten: Kleidung und Wäsche, Wirtschaftsartikel und alle Geräte für den Feldbau vom Leiterwagen bis zur einfachsten Hacke. Besonders an Sonn- und Feiertagen staute sich in den Geschäftsstraßen der Verkehr durch die ländlichen Käufer. Freilich war

die Verbindung Dinants mit seinem Umland auf den Hochflächen nicht gerade günstig. Eine Kleinbahn über Florenne nach Philippeville erleichterte ja den Zugang vom Westen her, aber im Osten sollte erst Rat geschaffen werden. Der Bau einer zweiten schmalspurigen Bahn über Falmignoul, Falmagne, Feschaux, Mesnil Saint-Blaise und Baronville nach Beauraing kam nicht zur Ausführung, auch nicht der Plan einer Brücke zwischen den Vorstädten Neffe und les Rivages.
Das meiste Geld brachten indes die Fremden nach Dinant, die Hunderte von Familien, die während des Sommers auf Wochen oder Monate hier Aufenthalt nahmen, und die Tausende von Touristen, die es nur streiften. Seine 25 Gasthäuser und etwa 300 Kaffeestuben lebten in der Hauptsache von ihnen. Aber auch die Fremdenindustrie mit ihren mannigfachen Artikeln für alle Arten von Spiel und Sport bei jung und alt und ihren Reiseandenken soll recht lohnend gewesen sein.

DINANT ALS FREMDENORT.

Dinant war vor dem Kriege aus mehr als einem Grunde ein sehr geschätzter und viel besuchter Luftkurort. Die steilen Uferhöhen des vielfach gewundenen Maastals schließen es von allen Seiten ein, daß es gegen die rauhen Ost- und Nordwinde geschützt ist. Der breite, wasserreiche Strom wiederum sorgt dafür, daß während des Hochsommers in dem Talkessel die Hitze nicht zu drückend wird. Seine ganze geographische Lage gibt ihm ein angenehmes, starken Schwankungen selten ausgesetztes Klima. Die mächtig lockende Schönheit des Ortes und die Erhabenheit seiner Begrenzung sind im Eingange der Abhandlung und auch sonst gebührend gewürdigt worden und lassen es begreiflich erscheinen, wenn alljährlich Tausende von Fremden nach dieser Perle des Maastals pilgerten, um sich ihrer Reize und Vorzüge zu erfreuen. Von Pfingsten bis Ende September spielte sich hier ein buntes, internationales Leben ab. Gäste aus aller Herren Ländern, vornehmlich Engländer und Holländer, aber auch Amerikaner, Franzosen und Deutsche, Brüsseler und Antwerpener Großkaufleute fanden sich hier ein: wenn auch nicht alle mit dem Bedürfnis der Erholung, so doch alle in der Absicht, sich zu vergnügen. Und sie kamen alle und in jeder Hinsicht auf ihre Rechnung. Erstklassige Hotels vermochten in Wohnung und Verpflegung auch den verwöhntesten Ansprüchen gerecht zu werden. Gut bürgerliche Gasthöfe, saubere Mietwohnungen in Privathäusern ermöglichten auch dem einen längeren Aufenthalt, der Luxuspreise nicht zahlen konnte. Und wie reich waren die Gelegenheiten zu Unterhaltung und Zerstreuung. Alle Arten des modernen Sports zu Wasser und zu Lande fanden hier geeigneten Boden. Badeanstalten luden jung und alt ein, sich in den kühlen Fluten zu tummeln. Eine Wasserheilanstalt am Westhange des Tals bot die Möglichkeit zu Dampf- und Wannenbädern, zu Heilgymnastik und elektrischer Behandlung. Wer sich die Mühe des Ruderns ersparen wollte, machte seine Wasserfahrt auf einem Motorboot oder einem der freundlichen und bequemen Personendampfer, die täglich mehrmals nach Namur nordwärts und Hastière südwärts fuhren. Was konnte es Köstlicheres geben als solch eine Fahrt. Wie im Kaleidoskop wechseln die Bilder, die vorübergleiten; bald sind sie groß und wild, bald lieblich und mild. Hier treten spärlich bewaldete, vom satten Grün des Efeus umsponnene Steilufer dicht ans Ufer heran, dort weichen sie zurück und lassen Raum für ein freundliches Dorf. Bald sind die den Fluß anderwärts säumenden Hügelketten mit Buschwerk bedeckt, bald sind sie öd und kahl. Von den Höhen grüßen Ruinen einstiger Festen und erzählen von Festesglanz und Ritterspiel, noch eindringlicher aber von wilden, blutigen Fehden, Tod und Zerstörung. Die sonderbaren Felsbildungen hier und da wußte der Einheimische dem Fremden mit seltsamen Namen zu deuten. Sie boten der geschäftigen Volksphantasie Anlaß zu allerlei Legenden. Im Bajardfelsen (Abb. S. 11 u. 14) erkannte sie das

Roß der vier Haymonskinder, in einem anderen das versteinerte Gesicht eines Napoleon. Die zahlreichen Uferhöhlen bevölkerte sie frühe schon mit Orakel spendenden Göttinnen, Gnomen und Heinzelmännchen; an verfallenes Gemäuer knüpfte sie düstere Schauergeschichten. Wie im Fluge vergingen die drei Stunden, in denen das Schiff seine Gäste nach dem 28 km nordwärts liegenden Namur trug — enteilten die zwei Stunden, nach denen diese in dem 14 km südwärts gelegenen Hastière landeten. Wer konnte sich nur auf Tage in Dinant aufhalten, ohne vom nahen Anseremme (Abb. S. 121) aus das hochromantische Lessetal zu besuchen; sei es auch nur bis zu dem weinumrankten, auf steil abfallenden Felsen thronenden Schlosse Walsin und der stillen Mühle an seinem Fuße, oder weiter an alten Klosterruinen, großartigen Felsbildungen mit interessanten Kalksteinhöhlen, an modernen Schlössern und gut gepflegten Parkanlagen vorüber bis Rochefort, von wo ihn eine tunnelreiche, die schönen Bilder noch einmal darbietende Bahnfahrt nach der Maasstadt zurückbrachte.

Aber auch die östlichen und westlichen Hochflächen, die Ausläufer der Ardennen, mit ihren einladenden Dörfern, weitläufigen Fermen, wogenden Weizenfeldern, weiten Wiesen und weidenden Rinderherden boten des Anziehenden genug. Die breiten und gut gepflegten Straßen waren für Rad-, Wagen- und Autofahrten wie geschaffen. Eine Fédération Touristique de la Vallée de la Meuse et des Ardennes suchte nach Art der deutschen Gebirgsvereine den Reisenden allerlei Förderung und Bequemlichkeiten zu verschaffen.

Auch ein nur in der Stadt und ihrer unmittelbaren Umgebung verbrachter Tag ließ keine Langeweile aufkommen. Wem es um körperliche Bewegung zu tun war, der stieg die 408 Stufen zum Fort hinauf, genoß von hier oder dem nahen Turme Monfort (Abb. S. 38) aus den bezaubernden Blick auf Stadt und Tal, ließ sich vom Pförtner die Geschichte der einst stolzen Feste erzählen und die Rüstkammer in ihrem Inneren zeigen. Oder er stattete den Tropfsteinhöhlen einen Besuch ab: der am Osthange unterhalb des eben erwähnten Turmes beginnenden Grotte Montfat, die nach der Sage in vorchristlicher Zeit von der Weisheitssprüche spendenden Göttin Dione bewohnt war, und dem bei weitem größeren unterirdischen Dome Merveilleuse links der Maas. Für den Geologen fand sich hier und in den verwickelten Faltungen der Karbon- und Devongesteine reicher Stoff zu interessanten Studien. Eine farbenreiche Gebirgsflora entzückte den Botaniker und Naturfreund. Die Jugend huldigte dem Ballspiel in all seinen Formen. Mehrmals in der Woche konzertierte im Pavillon auf dem Maasplatze eine gute Kapelle. Dann flutete zwischen den vollbesetzten Hotels und dem Ufer eine bunte Menschenwoge hin und her. Ein reiches Geschäftsleben in der Grande Rue, Reunions und kinematographische Vorführungen boten angenehme Abwechslung. In dem als Treffpunkt beliebten Kasino mit seinen Gast-, Spiel- und Lesezimmern, seinen zum Fort sich hinanwindenden schattigen Wegen herrschte reges Leben und Treiben. Und auch die Hunderte von Cafés hatten ihre ständigen Besucher. Dann und wann bot die Stadt durch Veranstaltung von Sportfesten, Ballon- oder Aeroplanflügen einen besonderen Genuß.

Und selbst wer es vorzog oder gezwungen war, vom Balkon oder Fenster seiner Wohnung aus sich zu unterhalten, wurde nicht müde, zu sehen und zu hören. Der Fluß mit seinen Kähnen, Schiffen und Zillen, auf denen jährlich ein und eine halbe Million Tonnen Güter befördert wurden, der lebhafte Bahnverkehr, das Durcheinander von Fußgängern und Fahrzeugen aller Art auf Straßen und Brücken, das ganze bewegte Schauspiel auf der engen Bühne mit ihrem erhabenen Hintergrunde nahmen Auge und Herz immer aufs neue gefangen. Kein Wunder, wenn der Fremdenverkehr Dinants sich von Jahr zu Jahr lebhafter gestaltete und das reizende Fleckchen Erde zahlreichen, immer wieder zu ihm zurückkehrenden Familien zur zweiten Heimat wurde.

Die mittlere Stadt nach der Beschießung 1914.

GEDANKEN ÜBER DEN WIEDERAUFBAU DER STADT DINANT.

Von

Karl Heinrich.

Aus einem Vergleiche des Dinant früherer Jahrhunderte mit dem Bilde, das sein Aufbau in den letztvergangenen Jahrzehnten bot, ergibt sich als vorherrschender Eindruck das Bedauern, daß die Stadt ihr Aussehen außerordentlich verändert hatte und daß dies nicht zu ihrem schönheitlichen Vorteil geschehen war. Nicht nur die meisten alten Bauten monumentalen Charakters hatten die Dinanter selbst beseitigt, sondern auch der größte Teil der Bürgerhäuser war innerhalb weniger Jahrzehnte durch Bauten ohne jegliche Eigenart, so wie sie der Zufall, die Laune oder oberflächliches Empfinden ergab, ersetzt worden. Die heimische Bauweise war fast ausgerottet und wurde nicht mehr weiter vererbt und gepflegt. Fast nur wo Mangel an Geld die Hausbesitzer an Neubauten verhinderte, waren alte Häuser unverändert erhalten geblieben. Das waren aber, gerade aus diesem Grunde, fast ausnahmslos kleine unbedeutende Quartiere von schlechtem, feuergefährlichem Bauzustand in ungesunder Lage und Anordnung. Es ist daher nicht zu verwundern, daß diese Bauten vollständig zugrunde gingen, wenn sie im Bereich des Feuers vom August 1914 lagen, und daß sie überhaupt unter den Brandopfern die überwiegende Mehrzahl bilden, hinter der die Zahl der zerstörten Häuser in vorher noch gutem baulichen Zustand weit zurückblieb. Dadurch dürften auch die rein materiellen Verluste, so groß sie zweifellos auch sind, doch beträchtlich geringer bleiben, als man auf den ersten Einblick in die zerstörten Straßen und Gassen anzunehmen pflegt. Daß die vernichteten Werte

keine so abenteuerlich hohe Summe ausmachen, wie man sie von Dinanter Bürgern oberflächlich einschätzen hört, unterliegt für den, der Einblick gewonnen hat, gar keinem Zweifel. Aber auch die ideellen Werte, welche verlorengingen, mußten bei der geringen Zahl altertümlicher und architektonisch bedeutsamer Bauten, die im neuzeitlichen Dinant noch vorhanden waren, verhältnismäßig gering bleiben. Der Verlust des Rathauses freilich sowie auch der Peterskirche und einiger weniger alter Bürgerhäuser sind sowohl vom architektonischen als auch vom archäologischen Standpunkt aus sehr zu bedauern. Von diesen Einzelfällen abgesehen, würde es jedoch der Stadt Dinant bei der Lösung der großen Bauaufgaben, die ihrer harren, möglich sein, alles was dem Untergange verfiel, einerseits durch gesündere, andererseits durch schönere Bauten zu ersetzen. Die mangelhaften Quartiere, welche in Gestalt der kleinen armseligen Häuser die alte Zeit geschaffen und die neue geduldet hat, und jene baulichen Mißgeburten, welche die neue Zeit selbst hervorbrachte, ohne ihre Unschönheit zu empfinden, werden natürlich in dem wiedererstehenden Dinant planmäßig auszumerzen sein, wenn die Stadt der Zukunft schöner als die Stadt der jüngsten Vergangenheit werden soll. Alle Kräfte müssen sich vereinen, um ein Ganzes zu schaffen, das ebenso sehr allen Bedingungen moderner Entwicklung und Hygiene als einem wahrhaft schönheitlichen Empfinden entspricht.

Das kann natürlich nur auf Grund eines einheitlichen Planes geschehen, bei dessen Ausführung mancher Eingriff in die Freiheit des Eigentums einzelner zum Wohle des Ganzen erfolgen muß. Die Opfer, die der einzelne bringt, werden, am Endergebnis gemessen, nur scheinbar gewesen sein. Von einem höheren Gesichtspunkt aus betrachtet, werden sie sich sogar in den meisten Fällen nicht nur in Vorteile der Gesamtheit, sondern jedes einzelnen verkehren, wenn das Werk nach einem wohldurchdachten Plane, der alle Verhältnisse des Verkehrs, der Gesundheitspflege, des Rechtes, alle sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen in gleicher Weise berücksichtigt, wie er auch dem schönheitlichen Gesichtspunkt Rechnung trägt, durchgeführt ist.

Zu diesem Zwecke ist zunächst ein Hauptbaulinienplan herzustellen, in welchem all den genannten Verhältnissen schon nach Möglichkeit Ausdruck verliehen wird. Die künftigen Straßenführungen und Platzanlagen sowie die Bebauungsgrenzen müssen aus ihm ersichtlich sein, ohne daß hierdurch die Anlage des Einzelhauses schon unveränderlich festgelegt ist. Große Veränderungen im Straßennetz Dinants sind in diesem generellen Bebauungsplan weder anzustreben noch überhaupt möglich; wir haben ja gesehen, daß der Aufbau der Stadt so sehr unter dem Zwange der Naturnotwendigkeiten sich herausgebildet hat, daß es ein Unding wäre, irgendwelche Besonderheiten erzwingen zu wollen, die ja von vornherein einen Verstoß gegen die Lebensbedingungen der Stadt bedeuten müßten. Dadurch ist aber nicht ausgeschlossen, daß hie und da Veränderungen untergeordneter Art im Stadtplan vorgenommen werden, die aus sozialen und gesundheitlichen Gründen geboten sind und in schönheitlicher Beziehung oft von größter Wirksamkeit werden können. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, ist zunächst eine angemessene Verbreiterung der kleinsten und engsten Gassen anzustreben. In manchen Fällen wird es gelingen, eine Sackgasse oder »enge Reihe« ganz aufzulassen und sie an anderer Stelle unter günstigeren Verhältnissen zu ersetzen. Straßen, welche jetzt schon eine Breite von mehr als 6 m haben, werden bei den beschränkten Raumverhältnissen des Stadtbodens keine oder nur eine geringe Verbreiterung erhalten können. Es ist dies auch nicht sehr dringlich, weil ja das fast durchweg angewandte Einfamilienhaussystem keine großen Haushöhen erfordert und weil die Kleinheit der Stadt selbst in engen Straßen die gesundheitlichen Schäden der Großstadt, wo die weite Entfernung von Freiflächen und die dichte Behausungsziffer unvergleichlich schlimmere Feinde der Volksgesundheit sind, verhindert.

Die obere Stadt mit dem Justizpalast nach der Beschießung 1914.

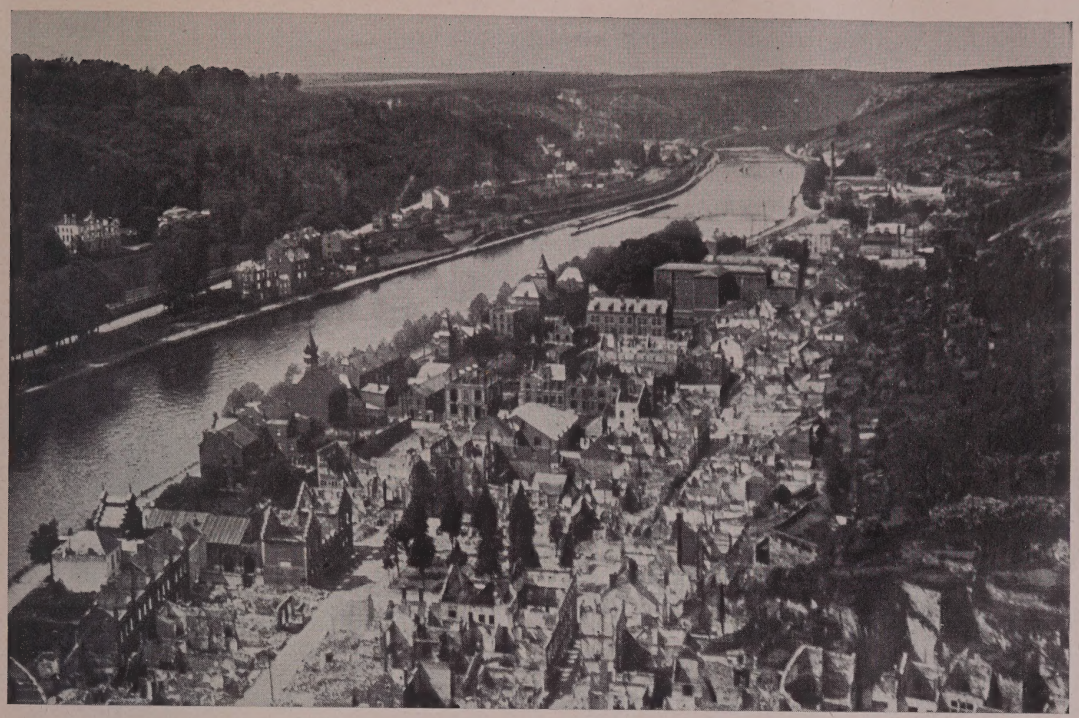
Neben den hygienischen Gründen sind vor allem die Rücksichten auf den Verkehr bei der Frage, inwieweit die Straßen Dinants in der Folgezeit zu verbreitern sind, in Erwägung zu ziehen. In dieser Hinsicht kann man sagen, daß Straßenbreiten von 6 m in Dinant bisher im allgemeinen genügten und daß auch in Zukunft lediglich in dem durchgehenden Nord-Südstraßenzug bei der Rue St. Pierre und Grande Rue geringe Verbreiterungen wünschenswert erscheinen; es kann aber auch hier nicht über 8 m Breite hinausgegangen werden, weil sonst eine allzu große Verringerung der angrenzenden Bauflächen und Verschiebungen in den Eigentumsgrenzen eintreten würden. Außerdem erscheint nur an einzelnen Punkten anderer Straßen, wie Rue en Rhée und Rue des trois Escabelles, eine mäßige Regulierung notwendig. Es ist dabei aber streng darauf zu achten, daß die leichten Kurven, welche der Bebauung einen hohen Reiz verleihen, ohne jedoch den Verkehr nur im geringsten zu behindern, nicht durch gradlinige Baulinienführung verdrängt werden.

Auch in schönheitlicher Beziehung läßt sich schon im Hauptbaulinienplan vieles vorbereiten, was dann erst durch die Bebauung selbst zur Wirkung kommen wird.

Die Stadt Dinant hat bereits einen generellen Bebauungsplan für den Wiederaufbau der rechtsseitigen Stadt in Händen; dieser hält sich im großen ganzen an die obengenannten allgemeinen Richtpunkte. Ohne auf eine Kritik derselben eingehen zu wollen, was nicht im Rahmen der vorliegenden Aufgabe liegt, läßt es sich doch nicht vermeiden, gerade an Hand des vorliegenden Bebauungsplanes auf Einzelheiten hinzuweisen, deren Ausführung nach diesem Plan nicht den erhofften Erfolg haben würde. Dies ist z. B. dort zu befürchten, wo der neue Baulinienplan einen Straßendurchbruch von dem neu anzulegenden Kasino nach dem Maasplatz vorsieht. Von dieser Absicht ist nicht mit Unrecht eine ähnliche unvorteilhafte Wirkung zu erwarten, wie sie bei der Durchführung der Rue du Palais de Justice eintrat. Auf jeden Fall muß im Interesse der schönheitlichen Wirkung vermieden werden, daß das beabsichtigte neue Straßenstück, welches von der Grande Rue zu dem Platz führt, wo der Stadtsaalbau (Kasino) erstehen soll, nicht in gleicher Flucht mit der Rue des Fossés verläuft, sondern gegen diese etwas versetzt wird; dadurch wird entschieden eine bessere Wirkung erzielt und eine Abwechslung gegenüber dem sonst gleichartigen und gewiß nicht nachahmenswerten Verfahren bei der Rue du Palais de Justice geschaffen; es legt überhaupt die ganze Baulinienführung, wie sie um das »emplacement du casino« eingezeichnet ist, die Befürchtung nahe, daß hier mit der Bebauung nach dem gleichen Schema verfahren wird, wie dies in der Nähe des Justizpalastes mit so wenig künstlerischem Erfolg bereits geschehen ist. Und doch ließe sich für die neue Straße und die Anlage des Kasinos, das anscheinend als großer Bau gedacht ist, so leicht eine andere Lösung finden. Wenn man z. B. die neue Straße nicht gerade auf die Mitte des beabsichtigten Platzes zuführen würde, sondern etwa in gleicher Flucht mit seiner Nordwand, ergäbe sich gewiß ein vorteilhafteres Bild. Dem Kasinogebäude selbst könnte eine malerische Gruppenbildung gegeben werden, die als architektonische Überraschung wirkt, wenn man ihrer nach Eintritt in den Platz ansichtig wird; davon ist entschieden eine höhere Wirkung zu erwarten als von einer symmetrischen, schon von der Maas aus sichtbaren Anlage, wie sie der Justizpalast erhielt.

Bei der Verbreiterung mancher Straßen, die gar keinen Durchgangsverkehr aufzunehmen haben, wie bei der Rue du Marbe, Rue St. Michel und Rue St. Menge, ist die im Dinanter Bebauungsplan vorgesehene Erweiterung entschieden übertrieben; es zeigt sich eben auch hier die alte Erfahrung, daß die Städte die Verkehrsbedürfnisse in der Regel höher in Anschlag bringen, als durch die wahren Verhältnisse veranlaßt ist. Nach dieser Richtung hin ist besonders streng zu

prüfen, weil bei dem beschränkten Bauraum der Stadt jede Platzverschwendung, die weder künstlerischen noch anderen Anforderungen zugute kommt, vermieden werden muß.
Gerade die beschränkte Ausdehnungsmöglichkeit Dinants auf seinem schmalen Talstreifen bringt es mit sich, daß ein Hauptbaulinienplan allein hier absolut keine genügende Anhaltspunkte für die Möglichkeit der baulichen Durchführung bietet. Mehr als in jeder anderen Stadt muß hier gleichzeitig auch die Kleinarbeit einsetzen. Sie hat damit zu beginnen, festzustellen, ob bei der neugeplanten Regulierung der Straßen und Auflassung von Gäßchen denn auch alle bisherigen Häuser in gesundheitlich einwandfreier Weise wieder Platz finden werden. Durch das Auflassen dieser kleinsten Gäßchen ergibt sich natürlich sofort die Frage, wo die Häuschen, die bisher dort gelegen haben, nunmehr untergebracht werden sollen. Auch durch Straßenerweiterungen werden manche Kleinhäuser so viel von ihrem Baugrund verlieren, daß sie darauf nicht mehr gebaut werden können. Für diese ergibt sich die gleiche Frage. Man sieht daraus, daß in einer Stadt wie Dinant verhältnismäßig kleine Veränderungen im Straßennetz große Verschiebungen in den Besitzverhältnissen zur Folge haben, deren Regelung sofort nach Aufstellung des Bebauungsplanes oder noch besser Hand in Hand mit diesem geschehen muß. Ein günstiger Erfolg ist dabei nur von dem gründlichen Verfahren der Grundstück-Zusammenlegung und Neuaufteilung nach dem Verhältnis des früheren Besitzstandes zu erhoffen. Die Neuaufteilung muß, wenn die Grundabtretungen zu Straßenverbreiterungen und eventuellen Neuanlagen durchgeführt sind, nach dem Grundsatz erfolgen, daß jedem bisherigen Besitzer die Möglichkeit geboten ist, in Zukunft sein Haus an gesunder Stelle und in guter Anordnung wieder zu erbauen. Das ist eine Arbeit, für die das belgische Enteignungsgesetz die rechtliche Grundlage gibt. Die richtige Durchführung erfordert aber trotzdem die größte Geschicklichkeit von Verwaltung und städtebaulicher Tätigkeit. Es ist wohl nicht ganz zu vermeiden, daß manche Kleinhäuser, welche bisher in drangvoller Enge, ohne Hof, nur auf wenige Quadratmeter Fläche beschränkt waren, nicht wieder als selbständiges Ganzes erscheinen werden, sondern daß für sie irgendwie anders Ersatz geschaffen werden muß. Im allgemeinen aber hat als Richtschnur zu dienen, daß der größere Besitzer im Interesse der kleineren Abtretungen von Grundstücksteilen zur Ergänzung des Kleinbesitzes, selbstverständlich gegen angemessene Entschädigung, zu leisten hat. Dem geringen Opfer, das er durch Verkleinerung seines Gartens oder Hofraumes bringt, steht der große Vorteil der Volksgesundheitspflege und der sozialen Bedeutung, die in der Erhaltung des Kleinbesitzes liegt, gegenüber. Klöster, die bisher durch Ankauf von baugeeigneten Grundstücken sich vergrößerten, können ein besonderes Werk der Nächstenliebe erfüllen, wenn sie sich auf ihre notwendigsten Bedürfnisse beschränken und von ihren Grundstücken möglichst viel abtreten. Wenn sich aber auch hierdurch der nötige Baugrund inmitten der Stadt noch nicht ergibt, um alle bisherigen Häuser einwandfrei wieder zu erbauen, dann muß zugesehen werden, ob nicht im unmittelbaren Anschluß an den Stadtraum Gelände baureif gemacht werden kann. Die Möglichkeit hierzu ist im Talboden zwar nicht groß, fehlt aber doch nicht ganz; so ist wohl auf dem Inselviertel und in der unteren Stadt, wo die großen Gartengrundstücke liegen, ebenso an der Straße nach Bouvignes noch einiger Raum vorhanden, der zum Ersatz herangezogen werden kann. Unter allen Umständen ist das Einfamilienhaussystem beizubehalten. Ferner ist anzustreben, daß jeder Besitzer sein neuumgrenztes Anwesen am früheren Platze wieder zugewiesen erhält. Bei den größeren Grundstücken wird das ohne weiteres möglich sein; bei den kleineren jedoch nicht in diesem Maße.
Durch Anlage ausreichend großer und gesunder Wohnhöfe könnte vielleicht einem in Belgien eingebürgerten und auch in Dinant nicht ganz fremden System mit seinen architektonischen



Die untere Stadt nach der Beschießung 1914. Heinicke, Freiberg i. S., phot.

Vorzügen Rechnung getragen werden. Solche Wohnhöfe könnten vielleicht da und dort die sehr tiefen Baublöcke, die zwischen Rue Grande und Maas einerseits und Rue en Rhée anderseits vorhanden sind, parallel zu diesen Straßen unterteilen. Manche größere belgische Stadt, z. B. Gent und Brügge, bieten in dieser Beziehung Musterbeispiele aus alter und neuer Zeit, die freilich auf die anders gearteten Dinanter Platzverhältnisse nicht schematisch übertragen werden können.

Alle die bezeichnete ungemein wichtige Kleinarbeit wird in Detailplänen zum Ausdruck zu bringen sein, in welchen demgemäß alle Baublöcke unter die Besitzer neu aufgeteilt erscheinen und die Einzelbauplätze festgelegt sind. Auf Einspruch der Beteiligten hin kann dann immer noch da und dort eine Veränderung oder ein Tausch vorgenommen werden, sofern sich daraus keine Mißstände für das ganze Werk und keine Gefährdung allgemeiner Interessen entwickeln. Mit Festlegung der Straßenzüge und Aufteilung der Baublöcke in einzelne Parzellen sind auch die allgemeinen hygienischen Maßnahmen der Stadt zu treffen und vorzusehen. Vor allem sollte die Schwemmkanalisation vorgesehen und zur allgemeinen Durchführung gebracht werden. Dementsprechend wäre auch das Kanalnetz festzulegen. Nur auf diese Weise könnten alle die großen Mißstände behoben werden, welche sich bisher fast in allen Kleinquartieren vorfanden. Die reichlich gespeiste Wasserleitung ermöglicht dieses System ebenso sehr, wie der zur Aufnahme sämtlicher Abwässer und Abfallstoffe einer so kleinen Stadt ohne jegliches gesundheitliches Bedenken geeignete Wasserreichtum der Maas. Alle Abort- und Versitzgruben sind aufzulassen, alle Pumpbrunnen außer Gebrauch zu setzen. Für die Straßen muß eine reinliche Pflasterung vorgesehen werden, am besten Makadam oder Asphalt; kommen Kalkwürfel zur Verwendung, so müssen die Fugen mit Zement oder Asphalt ausgegossen werden. Später darf

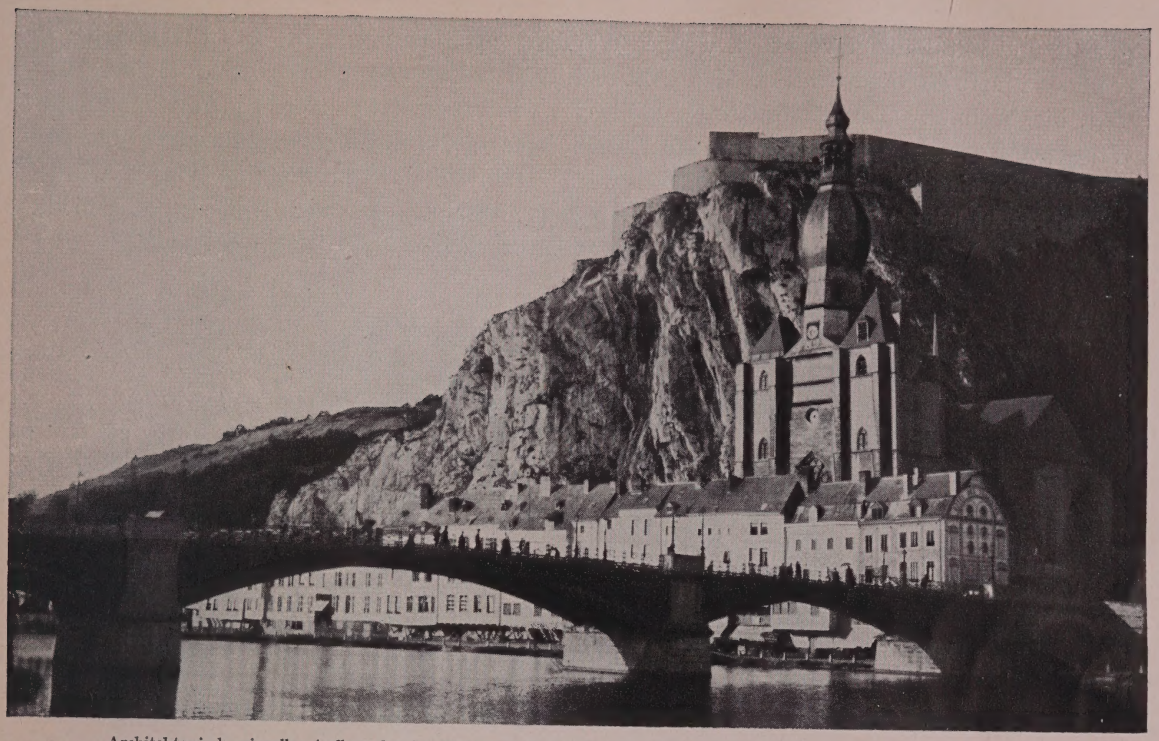
nicht geduldet werden, daß die Straßenreinigung durch Bespritzen mit dem Schlauch erfolgt, wie dies in Belgien allgemein üblich ist; denn hierdurch werden die Fugen ausgeschwemmt und zwischen ihnen Sammelstätten allen möglichen Unrates geschaffen; es muß vielmehr ein sorgfältiges Besprengen und Kehren stattfinden.

Beim Bau der Häuser selbst ist die Erfüllung aller hygienischen Forderungen zu gewährleisten durch Anlagen aller Abwasserleitungen in einwandfreiester Form, durch Bestimmungen über die höchstzulässige Bebauung usw.

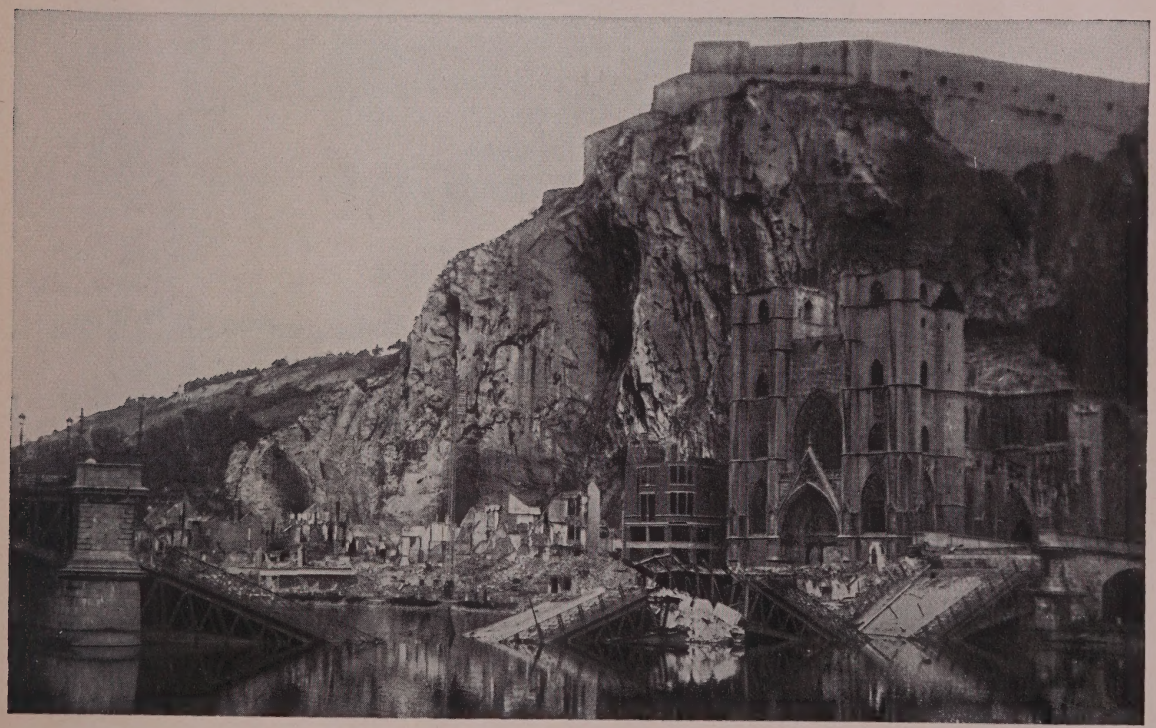
Sind alle diese gesundheitlichen, verkehrstechnischen und sozialen Bedingungen in ihrer Durchführung gesichert, dann ist das Hauptaugenmerk darauf zu verlegen, daß die Bebauung ein schönes Architektur- und Städtebild ergibt. Das geschieht durch Anpassung der Bauten an die Geländeverhältnisse und ihre Einfügung in den landschaftlichen Rahmen, durch Vorschreiben von oberen und unteren Höhengrenzen für die Häuser in bestimmten Straßen, um dadurch eine unschöne allzu große Verschiedenheit der einzelnen Häuser in ihren Höhen hintanzuhalten, nicht zuletzt durch die Anwendung bodenständiger Bauweise und Bauformen. Auf hübsche, geschlossene Straßen- und Platzbilder ist besonderes Gewicht zu legen; namentlich sind die Grande Rue, Place Notre-Dame, Place St. Nicolas, Place Patenier und Rue Adolphe Saxe als besonders wichtige Teile zu behandeln, bei denen Ziegelrohbau oder jede besondere Aufmachung, die aus dem ganzen Rahmen herausfällt, grundsätzlich ausgeschlossen werden muß.

Ganz besonders sei darauf hingewiesen, daß die Häuserreihe, welche an der Maas vor der Kathedrale stand, in gleichen Höhenmaßen und in heimischer Bauweise wieder ersteht; man hört vielfach die Meinung äußern, daß diese Baugruppe nicht wieder aufgebaut werden dürfe, insoweit sie den Blick auf das Hauptportal der Kirche behindert. Das wäre aber vollständig verfehlt und eine Art von Domfreilegung, wie sie bedauerlicherweise in den letzten Jahrzehnten mit so viel schönheitlichem Mißerfolg in manchen Städten durchgeführt worden ist. Es wurde schon darauf hingewiesen, wie gerade diese Häuserreihe der Kirche als Größenmaßstab dient, wie sie ferner derselben in ihrer Überschneidung soviel Reiz und Schönheit verleiht; es braucht dies hier nicht noch einmal ausgeführt zu werden, um die ästhetische Notwendigkeit des lückenlosen Wiederaufbaues der Häuser zu beweisen; es hieße das schönste städtebauliche Motiv zerstören, das Dinant aus der Vergangenheit mit herübergebracht hat, wollte man hier eine gründliche Änderung treffen oder auch nur eine Baulücke vor der Kollegiale schaffen. Man braucht nur den jetzigen Zustand, in dem die Häuser fehlen, mit einem Bilde des früheren Aussehens zu vergleichen, um sofort die richtige Entscheidung treffen zu können (Abb. S. 203). Der ins Feld geführte Grund der besseren Sichtbarkeit des Portales ist nicht ausschlaggebend; denn von der Ferne her wirkt die Kirche durch ihre Gesamtmasse und ihre Umrisse, und es ist nur als ein neuer Reiz zu bewerten, wenn man beim Herantreten an die Kirche aufs neue durch architektonische Werte wie das Hauptportal, das nur auf eine Betrachtung aus der Nähe berechnet ist, überrascht wird.

Beim Wiederaufbau der Stadt läßt sich natürlich an manchen Punkten eine Bereicherung an schönheitlichen Werten erzielen; wie eine solche bei der neugeplanten Kasinostraße und ihrem Platz versucht werden könnte, darauf wurde schon hingewiesen. Eine weitere Gelegenheit dazu bietet sich, wenn man der Place du Faubourg St. Nicolas ihren alten Reiz wieder geben wollte. Solange nämlich das Martinstor dort stand und auch später noch, als der Baublock zwischen dem ebengenannten Platz und der St. Nikolausstraße noch nicht so klotzig im Wege stand, war hier ein richtiger Torplatz, breit, gemütlich vor den Stadteingang gelagert und sich als Bindelied einschaltend zwischen Stadt und Vorgelände. Er war mit alten Bäumen be-



Architektonisch reizvoller Aufbau des Stadtbildes in drei Stufen durch eine Häuserreihe, die Kirche und die Zitadelle.
(Aus Prof. Dr. Richard Graul: Alt-Flandern. Roland-Verlag, München.)



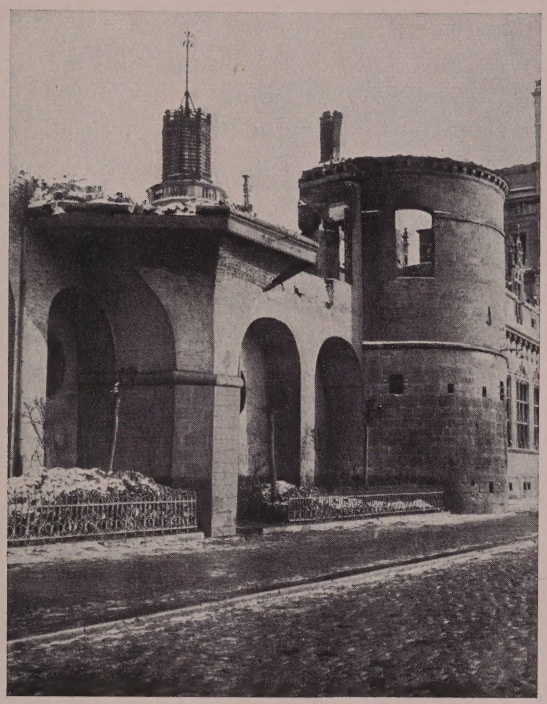
Gegenwärtiger Zustand. Man vergleiche die Wirkung ohne Häuserreihe mit der Abbildung oben.
(Aus Prof. Dr. Richard Graul: Alt-Flandern. Roland-Verlag, München.)

pflanzt und mit Bänken versehen, wo der Wanderer noch einmal kurze Rast machte, bevor er in das Innere der Stadt eintrat. Man sieht es dem Platz heute noch deutlich an, wieviel Poesie einst hier wohnte. Man könnte sie ihm teilweise wiedergeben, wenn die genannte unschöne Häusergruppe nicht wieder erstünde oder wenigstens die beiden letzten Häuser wegblieben und dadurch eine Torplatzanlage geschaffen würde. Hier ein Opfer an Platz zu bringen, würde sich viel mehr lohnen, als dies durch die kleinen, unwirksamen oder auch größeren, aber nicht notwendigen Verbreiterungen im Innern der Stadt geschehen kann (s. Abb. S. 204).

Platz der Vorstadt St. Nikolaus. Durch Beseitigung des unschönen Hauses könnte eine hübsche Torplatzanlage geschaffen werden.

Es ist vorauszusehen, daß mit dem beginnenden Wiederaufbau der Stadt manche baulichen Streitfragen auftauchen werden. Die wichtigste wird wohl die sein, ob der Glockenturm der Kollegialkirche in seiner früheren Gestalt wieder zu errichten sei. Es ist sehr wohl zu verstehen, daß die Dinanter ihn ungern vermissen und ihn wieder haben möchten; sie hatten sich eben an ihn gewöhnt, sie betrachteten ihn sogar als Wahrzeichen der Stadt, trotz seiner Ulkigkeit — ja vielleicht gerade deswegen — und trotz seiner gewiß nicht im Sinne des Kirchenbaumeisters gelegenen unschönen Kontrastwirkung zu der edlen Gotik der Kollegiale. Da er jahrhundertelang auf der Kirche gestanden hat, wäre es für die Neuzeit nicht gerechtfertigt gewesen, ihn abzutragen; da er aber vom Feuer verzehrt wurde, wäre es ganz falsch, ihn in seiner früheren Form wieder aufzubauen. Können die Geldmittel flüssig gemacht werden, einen neuen Turm oder gar zwei Türme aufzubauen, so ist es nicht unbedingt notwendig, hierfür den gotischen Stil zu fordern; denn es ist sehr wohl denkbar, daß auch in einer sich nicht an einen historischen Stil klammernden Bauweise Türme möglich sind, die den Eindruck der

Kirche steigern und sehr gut zu ihr passen. Freilich ist es unwahrscheinlich, daß einem Baukünstler dieser Wurf mit allgemeinem Beifall gelingt. Man wird daher wohl hier ausnahmsweise auch in der Neuzeit auf den gotischen Stil für die Turmaufführung zurückgreifen müssen. Dies soll aber nur dann geschehen, wenn die Mittel wirklich hinreichen, um etwas in jeder Hinsicht Würdiges zu schaffen; sonst läßt man lieber die Kirche ohne Türme. Wenn auch unvollständig, so wirkt sie doch auch in ihrer jetzigen Gestalt großzügig und ernst; ja diese Eigenschaften kommen ihr jetzt sicher in wesentlich höherem Maße zu, als vor 1914, wo sie noch



Die Reste des Rathauses und des alten Stadtturmes.

mit ihrem Glockenturm geschmückt war. Sie erinnert nun noch mehr an ihr mutmaßliches Vorbild, die Kathedrale von Reims, und hat weitere Parallelen in St. Gudule in Brüssel und in Notre-Dame in Huy.

Auch darüber, ob das neue Rathaus seine alte Gestalt wieder erhalten soll, dürfte von vornherein keine Einstimmigkeit herrschen. Doch auch hier vertritt die Fachwelt jedenfalls die Ansicht, daß ein Wiederaufbau in der früheren Form nicht in Betracht zu kommen hat; denn dazu ist in erster Linie die historische Bedeutung des Baues zu gering; weiterhin ist die Zerstörung viel zu bedeutend (Abb. S. 205). Am besten wird es sein, gar nicht erst den Versuch zu machen, die vorhandenen Ruinen beim Neubau als Ausgangspunkt zu benützen, weil dadurch sowohl der freien Grundrißgestaltung als dem Aufbau Fesseln angelegt würden, denen kein aufwiegender Erfolg gegenüberstünde. Der Platz selbst dürfte wohl wieder für das Rathaus in Betracht kommen. Da weiterhin die Mauern des benachbarten Postgebäudes (Abb. S. 207) noch so gut erhalten sind, daß man trotz seines geringen Architekturwertes aus finanziellen Gründen

nicht darauf verzichten wollen wird, sie für den Neubau wieder zu verwenden, so ist es notwendig, die Gestaltung des Rathauses in Rücksicht auf das Vorhandensein des Postgebäudes vorzunehmen. Das beste wäre dabei wohl, wenn das Rathaus durch irgendeinen Bauteil dominierend wirkt. Vielleicht könnte hierzu der Turm des alten Stadttores »Salmier«, dessen Untergeschoß erhalten blieb und zweifellos wichtig genug ist für einen Aufbau auf dasselbe, Verwendung finden.

Weitere wichtige Neubaufragen sind jene der Nikolaus- und der Peterskirche. Die erstere muß im engen Zusammenhange mit dem Platzbild behandelt werden, sofern man sie an gleicher Stelle wieder aufbaut, was zur Belebung des Stadtbildes in jedem Falle zu wünschen ist. Für beide Kirchen kann nur ein Neubau nach vollständig neuem Plane in Frage kommen.

Beim Dominikanerkloster auf der jenseitigen Höhe, welches durch die Volltreffer mehrerer Granaten gelitten hat, könnte zum Vorteile seiner Erscheinung bei der Wiederinstandsetzung die unschöne Architektur beseitigt und durch die alte heimische Art eines leichten Verputzüberzuges eine bedeutend freundlichere Wirkung und bessere Einpassung in die Landschaft erzielt werden.

Das Gymnasium Bellevue wurde ebenfalls stark mitgenommen. Die Neugestaltung ist leider schon so weit im Gange, daß eine Besserung ihrer bisherigen sehr mangelhaften Wirkung nicht zu erhoffen ist. Nach den Neubauplänen erhält der Mitteltrakt einen unpassenden Kuppelaufbau, die beiden Flügel eine aus Ziegel und Werkstein gemischte Architektur, die Dächer sollen flach bleiben wie bisher. Leider macht sich also auch hier schon wieder zum dauernden Schaden der bevorzugten Lage die mangelnde Beurteilung durch einwandfreie Sachverständige geltend.

Wir haben aus vorstehendem gesehen, daß neben den Wohnhausbauten viele größere Bauaufgaben in Dinant an bevorzugter Stelle durchzuführen sein werden. Von ihnen wird die Schönheit des Stadtbildes sehr wesentlich abhängen. Das Beispiel des Gymnasiums Bellevue beweist, wie wenig bisher Vorsorge getroffen ist, eine Verunstaltung des Stadt- und Landschaftbildes in der Zukunft hintanzuhalten. Es ist daher dringlich, zum Wohle und zur Schönheit des künftigen Dinant Mittel und Wege zu finden, durch die eine erneute, vielleicht noch größere bauliche Verwilderung, als sie vorher herrschte, verhindert werden kann. Zu diesem Zwecke wäre es vor allem nötig, eine Kommission zu bestellen, welche die Baupläne zu beurteilen hat, deren Ausführung jetzt schon beabsichtigt ist. Die Kommission müßte sich aus Mitgliedern der Stadtverwaltung und aus auswärtigen Mitgliedern zusammensetzen. Unter ihnen hätten sich mehrere anerkannt künstlerisch schaffende Architekten, die in Städtebaufragen Erfahrung besitzen, und wenigstens ein Verwaltungsbeamter und ein Arzt zu befinden. Die Abordnung hätte zunächst vor allem die Projekte nach der Richtung zu prüfen, daß sie kein Hindernis für eine geeignete und schöne künftige Bebauung bilden. Nur dringliche Bauten dürfen ausgeführt werden, solange nicht ein von der gleichen Kommission begutachteter und behördlich genehmigter Bebauungsplan vorliegt und solange nicht die Zusammenlegung, Neuaufteilung und Parzellierung des im Generalbaulinienplan vorgesehenen Baugeländes erfolgt ist.

Die Beschaffung eines künstlerisch vollendeten und wirtschaftlich einwandfreien, generellen Bebauungsplanes erfolgt am besten durch Ausschreibung eines Wettbewerbes, für den entweder die oben in Vorschlag gebrachte Kommission oder eine besonders zu diesem Zwecke aus anerkannten Fachleuten, Verwaltungsbeamten und Interessenten zusammengesetzte Vereinigung das Schiedsrichteramt zu übernehmen hätte. In diesen Wettbewerb müßten Vorschläge für die Gestaltung bevorzugter Straßen- und Platzbilder und Musterbeispiele von Privatgebäuden

Blick vom Hof des zerstörten Rathauses auf das beschädigte Postgebäude.

in heimischer Bauweise, die den Bauenden als Anhaltspunkte dienen könnten, mit eingeschlossen werden.

Sollte die Veranstaltung eines Wettbewerbes bei den derzeitigen Verhältnissen auf Schwierigkeiten stoßen, so müßte die Herstellung der Bebauungspläne auf jeden Fall in Hände gelegt werden, deren bisherige Betätigung eine Gewähr für ein gutes Gelingen bietet. Daß es auch in Belgien, wo doch keineswegs ein Überfluß an künstlerisch schaffenden Architekten vorhanden zu sein scheint, doch keineswegs völlig an geeigneten Kräften fehlt, das beweisen einige Detailvorschläge, welche von dem Architekten Bodson in Brüssel ausgearbeitet wurden und welche in der Dinanter Gemeindestube ausgestellt sind. Der betreffende Vorschlag für die Gestaltung des Notre-Dame-Platzes und für die Errichtung der Häuser vor der Kollegiale verdient sowohl hinsichtlich des gedachten Gesamtbildes als auch hinsichtlich der Einzelgestaltung der Häuser in trefflicher heimischer Bauweise volle Beachtung.

Vielleicht mag es scheinen, daß sich die vorstehenden Gedanken über den Wiederaufbau Dinants allzusehr ins Detail verloren haben. Wenn dies der Fall sein sollte, so geschah es doch jedenfalls in der ganz bestimmten Absicht, jetzt schon auf viele Einzelheiten hinzuweisen, weil die in den letzten Monaten wieder erwachte Bautätigkeit zur Eile mahnt, wenn überhaupt die Gelegenheit, Gutes und Schönes zu wirken, nicht verpaßt werden soll. In allen Straßen, in allen Winkeln und Ecken sind Kelle und Hammer an der Arbeit, neues Leben aus den Ruinen erblühen zu lassen. Gewiß ist es vielfach die eiserne Notwendigkeit, welche die Leute zum Bauen zwingt, wenn sie nicht in kärglichen Quartieren, die notdürftig für den Sommer genügten, noch mehrere Winter zubringen wollen. Aber in vielen Fällen ist doch diese Bautätigkeit ein erfreuliches Zeichen wiedererwachten Lebensmutes und unbezwinglichen Schaffensdranges, welche die in der langen Zeit fast in Lethargie erstarrte Bevölkerung, soweit sie am Platze geblieben ist, wieder zu beseelen beginnen. Um so notwendiger ist es, diesem Umschwung auch insofern

Rechnung zu tragen, als der Bauarbeit die richtigen Bahnen gezeigt werden, so daß sie nicht ein Hindernis für das spätere Werden nach einheitlichen Gesichtspunkten wird. Wenn auch die bis jetzt gebauten und im Bau begriffenen Häuser den Anschein von Provisorien haben, so ist es doch verständlich, daß die Eigentümer beim späteren definitiven Neubau das Provisorium als Ausgangspunkt benützen und davon erhalten und mit verwenden werden, was nur möglich ist. Aus diesem Grunde aber ist die weitere Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, daß die Freiheit des späteren Schaffens und die Einheitlichkeit der Gesamterscheinung da und dort empfindlich gestört wird.

Nur durch ein rasches und zielbewußtes Eingreifen kann Dinant vor einer Verstümmelung bewahrt werden, die seinen uneinheitlichen, verschwommenen, internationalen Charakter, den es vor 1914 besaß, womöglich noch überbietet. Bei dem unbestimmten Schönheitsempfinden der Wallonen wäre dies unter den derzeitigen Verhältnissen, wo die bauliche und ästhetische Willkür doppelt leicht jede Zügelung ablegen kann, keine unbegründete Besorgnis.

Wohl haben die Dinanter das nächste und fühlbarste Interesse daran, daß ihre Stadt aus den Trümmern auferstehe als ein Anziehungspunkt für die Fremden, nicht bloß durch seine landschaftlichen Reize, sondern auch durch ein wohlgelungenes Stadtbild und durch architektonische Schönheiten. Und man könnte es ihnen von diesem Gesichtspunkt aus selbst überlassen, ihre Stadt aufzubauen, wie sie es für gut halten. Aber gewiß kann auch der Allgemeinheit das Recht nicht abgesprochen werden bei der Gestaltung von Dingen, die das Gemeingut aller Menschen, den Naturgenuß, beeinflussen, ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Wie daher in unserem Vaterlande Gesetze und Verordnungen geschaffen wurden, welche im Interesse der Allgemeinheit hervorragende Landschaftsbilder und architektonische Werte vor Verunstaltung schützen sollen, so ist die deutsche Verwaltung, weil sie gegenwärtig die Machtbefugnis in Belgien ausübt, nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet, Mittel und Wege zu weisen und ihr Bestes zu tun, den Dinantern ihre Stadt aus den Trümmern wieder erstehen zu lassen, schöner als je zuvor. Aus eigenem Willen und eigenem Können vermögen sie es nicht. Mag auch unsere Arbeit und unsere Leistung von den Dinantern, von den Belgiern, von allen andern uns feindlichen Völkern nicht anerkannt werden! Was tut's! Der Deutsche ist nicht gewöhnt, nach rechts und links zu schauen, ob auch der Beifall der andern seinem Tun zuteil wird. Er schafft nach dem von ihm selbst empfundenen Bewußtsein des Rechtes und der Pflicht. Er ist zufrieden, wenn das Ergebnis seiner Arbeit gut ausfällt, und freut sich seiner Tat. So möge denn auch bei Dinant, unbekümmert um Anerkennung und Beifall oder auch um Einspruch und Widerstreben, deutsche Art und deutsche Arbeit sich Geltung verschaffen. Sie werden es als einzigen und schönsten Lohn empfinden, wenn das künftige Dinant ein seiner paradiesischen Landschaft würdiges Städtebild bietet, das mit der Gegend verwachsen erscheint und sich mit ihr zu einer innigen Einheit verbindet wie der immergrüne Efeu mit dem ewigen Felsengemäuer der Maas.

ANHANG.

DIE GROSSE PROZESSION IN DINANT ZU MARIÄ HIMMELFAHRT AM 15. AUGUST.

Ein Kulturbild aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Von
Prof. Dr. Fritz Reuter.

Am deutlichsten zeigte sich der wiedererwachte Wohlstand Dinants nach seiner Zerstörung durch Karl den Kühnen in der Ausstattung seiner Feste. Das Mittelalter pflegte mehr als die Gegenwart die bunten, lärmenden Festlichkeiten, ganz besonders die Umzüge. In ihnen verdichtete und gestaltete die im abstrakten Denken noch weniger als heute geschulte Volksseele ihre tiefsten religiösen, künstlerischen und literarischen Empfindungen. Anfangs recht einfach und sogar oft plump, gewannen die Veranstaltungen beim Besuche der Fürsten, an den großen Tagen der Handwerkerzünfte und Schützengilden, bei Messen und Märkten, vor allem aber an den hohen kirchlichen Feiertagen unter dem Einflusse der italienischen Renaissance immer mehr an Pomp und Geschmack. Dinant erglänzte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter den Städten des Lütticher und Namurer Landes besonders durch seine großen Prozessionen zu Mariä Himmelfahrt. Gönnen wir diesem interessanten Kulturbilde auf kurze Zeit unsere Aufmerksamkeit!

Wir mischen uns unter die hochgestimmte Menge, die schon am Vorabend des großen Tages die sorgfältig gereinigten, mit bebänderten Maien und jungen Tannen bepflanzten Straßen durchflutet. Von Baum zu Baum schlingen sich Ranken von Efeu oder wildem Weinstock. Blumenketten, Kränze, Teppiche und Fähnchen zieren die Häuser. An den Enden der Hauptstraßen erheben sich Ehrenpforten. Neben der Vorhalle der Kathedrale auf dem Platze von Montferrant und auf dem Markte sind die Bühnen errichtet, auf denen die dramatischen Vereinigungen, die chambres de rhétorique, seit langem vorbereitete Spiele darbieten werden.

Eben verkünden sämtliche Glocken der kirchenreichen Stadt den Bewohnern der Umgegend den Beginn des großen Festes von Dinant. Von der Höhe des Schlosses und des Turmes von Montfort dröhnen die Feldschlangen und Donnerbüchsen, denen in regelmäßigen Abständen die Salven der Scharfschützen von St. Nikolaus antworten. Die Stadtmauern und die die Hauptstraße in ihrer ganzen Ausdehnung überragenden Felsen sind von zahllosen Fackeln erleuchtet, die das Häusermeer mit einem Flammengürtel umgeben.

Schon am frühen Morgen des folgenden Hauptfesttages sind die Tore, deren Wachen verdoppelt werden mußten, umlagert. In Scharen kommen die Gäste aus Namur, Bouvignes, Anseremme und anderen Orten herbeigeströmt. Die Bürger beeilten sich, ihren besten Schmuck anzulegen. Bald schreiten von allen Seiten die Männer mit geschäftiger Miene, viele an den Abzeichen ihrer Würde erkennbar, an den Stellplatz ihrer Gefährten. Mit klingendem Spiel ziehen die Armbrust- und Scharfschützen an uns vorüber. Gruppen buntgekleideter Frauen und Kinder lustwandeln in den mit Laub und Blumen bestreuten Straßen. In die Hochrufe und das fröhliche Lachen der Jugend mischt sich der Klang der Trompeten, Handtrommeln und Querpfeifen. Es ist die große Kirchweihe von Dinant, die einsetzt.

Nach der feierlichen Messe, in der die Kirche all ihre Pracht entfaltet, drängt und schiebt sich, was nicht am Festzuge beteiligt ist, an die Seiten der Straßen und die Fenster der Häuser, an denen er vorüberzieht. Er bewegt sich von der Kathedrale aus unter Glockengeläut und Kanonendonner langsam durch die Hauptstraßen bis zurück zu seinem Ausgangspunkte. Wir folgen der Einladung eines ehrwürdigen Patriziers in der Rue en Rhée, genießen von einem vorsprin-

genden Erker seines vornehmen Hauses aus das seltsame Schauspiel und lauschen den Erklärungen des kundigen Mannes.

»Die Prozession«, so beginnt er, »hat, wie Sie sehen werden, eine mehr kirchliche und eine mehr weltliche Hälfte. Die erstere, die dort schon in unsere Straße einbiegt, ist die große Huldigung der Stadt in allen ihren Gesellschaftskreisen, Berufsklassen und Altersstufen vor der Gottheit und ihren Heiligen; die zweite, die der Schaulust der Menge mehr Rechnung trägt, ist gewissermaßen die Einladung zu all den Veranstaltungen des heutigen Nachmittags. Denn es ist alter Brauch in unserer Kirche, daß an ihren hohen Festen es auch an weltlichen Vergnügungen und Ergötzlichkeiten nicht mangle. Manche von ihnen wollen zwar zum Ernst der heiligen Zeit nicht recht passen, aber das fahrende Volk will auch leben, und im übrigen sorgt auch unser Rat dafür, daß es nicht ausartet.« Unter solchen und allerlei anderen Betrachtungen ist die Spitze des Zuges unter unseren Fenstern angekommen. Wir erkundigen uns nach den ernsten Gestalten, die gesenkten Blickes und Gebete murmelnd im schwarzen Talar oder in der Mönchskutte hinter dem Kreuz mit dem Erlöser einherschreiten und erfahren, daß es Geistliche und Glieder der zahlreichen religiösen Gesellschaften der Stadt sind. Die ernste Gruppe steht in eigenartigem Gegensatz zu der ihr folgenden Schar junger Burschen und Mädchen in farbenfreudigen Gewändern, die zu den Klängen der voranschreitenden Musik die Handtrommeln schwingen und religiöse Hymnen singen. »Sie stammen aus den Vorstädten und Nachbarorten«, bemerkt unser freundlicher Wirt, »und huldigen der Jungfrau auf ihre Weise: nach Art frischer, fröhlicher Jugend mit klingendem Spiel und Gesang.« Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf dem schönen Bilde, bis es hinter der nächsten Häusergruppe verschwindet. »Was Sie hier sehen« — und damit deutet der Greis auf eine lange Reihe von Männern in sauberer Arbeitstracht — bedarf eigentlich keiner Erläuterung. Sie können es auf den wehenden Bannern lesen und auch an den Schutzheiligen und den Abzeichen ihres Gewerbes vor jeder der neun Körperschaften erkennen, daß wir die Handwerkerzünfte vor uns haben. Wie herausfordernd und selbstbewußt die Leute sich geben! Sie wissen genau, daß sie in unserer Stadt das Heft in den Händen halten, und haben es durchgesetzt, daß die reichen Schläger den Platz nach ihnen besetzen mußten. Dort kommen sie, wenn auch in sorgfältig bemessenem Abstande, aber eben doch hinter ihren Gegnern. Sie deuten's zwar anders. Denn was weiter folgt, sind die kostbarsten Schätze unserer Kirche und ihrer Gläubigen. Der kunstvolle Schrein, den die sechs Armbrustschützen tragen, birgt die Gebeine des Bischofs Perpètes, des Schutzheiligen von Dinant. Sie haben schon manche wunderbare Heilung bewirkt. Von alters her ist es Vorrecht der Armbrustschützen, den Reliquienschrein zu tragen und zu begleiten; und sie sind stolz darauf, nicht weniger als die Scharfschützen, die dort mit dem Muttergottesbild kommen und ihm als Ehrengeleit dienen. Unseren Artilleristen ist es nicht recht, daß sie oben die Feldschlangen bedienen müssen und in ihrer schmucken Uniform nicht auch in Reih und Glied mitmarschieren können; aber Dienst ist Dienst.« Plötzlich wird unser Freund aufmerksamer. Er tritt näher ans Fenster und mustert genau die lange Reihe der Männer, die eben im Bewußtsein ihrer Würde nahen. Vielen winkt er einen stillen Gruß zu, viele nicken freundlich zu ihm herauf. Er kennt sie alle. Einzelne sind mit ihm, dem ehemaligen Ratsherrn, verwandt. Stolz nennt er uns die Vertreter der ältesten und vornehmsten Familien der Stadt, seiner Standesgenossen; befriedigt blickt er auf seinen Sohn, den regierenden Bürgermeister, zeigt er uns die Offiziere des Fürsten in der Galauniform, die Ratsherren und Schöffen in wirkungsvoller Amtstracht, die zahlreichen Beamten der Stadt in roten Scharlachmänteln, die Chorherren von Notre-Dame, die Äbte und kirchlichen Würdenträger im großen Ornat. Eben schil-

dert er mit bitteren Worten die Mißstände in der Stadtverwaltung, die Ohnmacht seiner Parteifreunde, das Übergewicht und die Anmaßung der Demokraten, als lebhafte Bewegung auf der Straße auch unsere Aufmerksamkeit dahin lenkt und den Alten seinen Ärger vergessen läßt. Ein liebliches Bild entrollt sich vor unseren Augen: Buben und Mägdlein verschiedensten Alters schweben, Haupt und Hüften mit Blumenketten umwunden, von glückstrahlenden Müttern und Geschwistern begrüßt, dem reich mit Gold bestickten Stadtbanner voraus, mit dem ein stämmiger Gemeindediener zwischen Fackelträgern und Musikanten daherkeucht. Rasch wie der Wechsel der Bilder vollzieht sich auch der Umschwung der Stimmungen. Schon beugt die eben noch zu Jubel und Scherz aufgelegte Menge ehrfürchtig das Knie. Ein hoher Geistlicher hält unter prachtvollem Baldachin in erhobenen Händen das heilige Sakrament.
Rauschende Musik eröffnet den zweiten Teil des Zuges. Wir können ihn noch nicht sehen; er hält sich in gebührender Entfernung vom ersten. Die Zuschauer werden lebhafter und begleiten mit Ausrufen des Staunens, mit Lachen und witzigen Bemerkungen das Gesehene. Jetzt werden die ersten Gruppen sichtbar. Unser Mentor weiß auch hier genau Bescheid und wird nicht müde, zu erklären. »Die dort zu Pferd, zu Wagen und zu Fuß sind die Darsteller in den dramatischen Spielen. Wüßte man nicht von ihren Proben her, was sie geben werden, man könnte es aus ihrer Gewandung und Gruppierung erraten. Die zu Pferd sind römische Kriegsknechte. Der Wagen dort zeigt das Heilige Grab mit den wachenden Engeln, der Greis und der Jüngling dahinter sind Petrus und Johannes, die zum Grabe eilen. Sie spielen ein Auferstehungsstück; ein gelehrter Pater unserer Stadt hat es gedichtet. Jene zwölf Jungfrauen auf dem zweiten Wagen im Gewande der Sibyllen erinnern an das alte liturgische Drama, das früher am heiligen Ostertag in der Kathedrale zur Aufführung kam. Sie sagten dort die Menschwerdung und Auferstehung Christi voraus.« Tolles Kreischen der Frauen und Kinder, lautes Lachen der Männer kündigen den Teufel an, der in keinem mittelalterlichen Drama fehlen durfte und mehr Heiterkeit als Furcht auslöste. Brüllend und pustend springt er in seinem härenen Gewande mit Hörnern und Pferdefuß bald in diese, bald in jene Gruppe an den Seiten der Straße, den mächtigen Schwanz hinter sich herschleifend. Schwerer sind die Schauspieler der weltlichen Stücke zu deuten. Wir haben auch nicht lange Zeit, über sie nachzugrübeln; denn schon bietet sich ein neues packendes Bild: Eine Schar ebenmäßig gebauter Jünglinge in weißen Kappen, Hemden und Hosen führen mit stumpfen Schwertern äußerst gewandt allerlei Fechterkünste vor. »Sie nennen's den Makkabäertanz«, bemerkt unser Gönner. »Wie der Name zu erklären ist, weiß niemand. Er war mehrere Jahre verboten wegen eines Unglücksfalles, der sich dabei ereignete. Heuer haben sie ihn wieder durchgesetzt.« Nun werden die Bilder immer bunter, der Lärm wird immer toller. Eben schleift man einen mächtigen Drachen daher; andere Tiere der Fabelwelt zeigen ihre belustigenden Schattenbilder. »Auf dem Wagen hier sehen Sie die vier Haimonskinder. Die Sage spielt bei Dinant, sie ist Ihnen sicher bekannt.« Ein anderer zeigt eine Gruppe von Schlägern bei der Arbeit, ein dritter ein mächtiges Weinfaß, umgeben von rotnasigen Küfern. Unten am Eingang der Straße lösen sich die Schranken. Jung und alt drängt dem Zuge nach. Verwundert betrachten wir die riesige Männergestalt, die das Schlußstück des Ganzen bildet. Laut die zahlreichen Schellen ihres phantastischen Gewandes schüttelnd, schreitet sie mit Schwert und Lanze einher. Gelb und rot gekleidete Burschen umgeben sie. Wir erfahren noch, daß die mächtige Maschine aus Weidenruten von drei Männern in ihrem Innern bewegt wird und das der ungeschlachte Riese die Macht des Goldes darstellen soll.
Gern nehmen wir von unserem liebenswürdigen Hausherrn noch eine Erfrischung an und mischen uns dann nach Dank und Gruß aufs neue in das bunte Treiben.

Am Nachmittag setzt sich das Fest auf den Straßen und Plätzen der Stadt fort. Den Hauptanziehungspunkt bilden die Schaustücke. Neben den Mysterien, modernisierten Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament und den Mirakeln, die den Stoff aus dem Leben der Heiligen nehmen, erfreuen sich besonderer Gunst die Moralitäten: in Dialogform gebrachte, oft frei erfundene Gegenstände ernster satirischer oder humoristischer Natur mit ausgesprochen belehrender Tendenz. Auch Possen und Schwänke nach der Art derer von Hans Sachs tauchen auf. An Straßenecken haben sich Bänkelsänger, Possenreißer und Taschenspieler niedergelassen, die Schauergeschichten vortragen, tausend Kunststücke machen und abgerichtete in- und ausländische Tiere vorführen.
Ein vom Magistrat den vornehmen Gästen zu Ehren veranstaltetes Festmahl am Abend bildet den offiziellen Abschluß der denkwürdigen Feier.

LITERATUR.

Von Baldass, Ludwig, Die niederländische Landschaftsmalerei von Patinir bis Breughel. Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerh. Kaiserhauses. Bd. 34. Wien 1918.

Borgnet, A., Sac de Dinant par Charles le Téméraire. Annales de la Société Archéologique de Namur. Namur 1853.

Brouwers, D., La Reconstruction de Dinant.

— —, Les Fêtes publiques à Dinant du XV^e^ au XVIII^e^ siècle. Société Archéologique de Namur. Namur 1909.

Cabuedor (Rodenbach), Constantin (H.) Dinant à travers champs. Dinant o. J.

Coenraets, F. et Stuckens, J., Namur-Dinant, notes et croquis. Bruxelles 1894.

Congrès de Dinant, organisé par la société archéologique de Namur 9—13 août 1903. Compte rendu par E. de Pierpont. Annales de la Fédération archéologique et historique de Belgique. XVII^e^ session. 2 vol. Namur 1904.

Enthält u. a.:

Brouwers, D., Le Sac de Dinant en l'année 1466, d'après une source inédite.

De Behault de Dornon, Armand, Les fondeurs de cuivre Grognart de Dinant (1474 – 1670).

Del Marmol, le baron F., Dissertation sur les armoiries de la ville de Dinant.

Destrée, J., La Dinanderie sur les bords de la Meuse. Notes et documents.

Gérard, Edouard, L'organisation politique de la ville de Dinant pendant l'ancien régime.

Henri, Alfred, Les batteurs de cuivre de Bouvignes.

Matthieu, E., Les fondeurs de cuivre Grognart de Dinant.

Oger, Adrien, Les frères Jean et Nicolas de Wespin, dits Tabuguet, sculpteurs dinantais (XVI^e^ et XVII^e^ siècles). — Leur œuvre en Italie.

Pirenne, H., Dinant dans la Hanse teutonique.

Tichon, Aug., Rapports entre les monuments religieux, civils et militaires de Dinant.

Weitere Aufsätze über die Dinanderie von

Soil de Moriamé, E. J., Fernand und Donnet.

De la Roche-Bayard, E. D., Les artistes dinantais. (Vers l'Horizon 1907.)

Del Marmol, le baron F., Dinant. Art, Histoire et Généalogie. Dinant 1888.

— —, Description d'anciennes maisons des tanneurs à Dinant. 1895.

Destrée, Het oude Koperwerk op de tentoonstellingen te Dinant en te Middelburg. Onze kunst 1905.

Förster, A., Aus dem alten Kunstlande an der wallonischen Maas. (Studien und Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Zisterzienser-Orden.)

Friedlaender, Max J., Von Eyck bis Breughel. Berlin 1916.

Gérard, E., Analectes pour servir à l'histoire de la ville de Dinant. Namur 1901.

Guichard, Histoire de la Dinanderie.

Hachez, Henri, Histoire de Dinant. I., II. 1894, 1896. Court-Saint-Etienne.

Helbig, Jules, L'Art Mosan. Bruxelles 1906. 2 vol.

Hénaux, Histoire du pays de Liége. 1857.

Henri, Alfred, Notes sur l'histoire de Bouvignes. Namur 1888.

Kurth, Godefroid, La Cité de Liége au moyen âge. 3 vol. Bruxelles 1909.

Lahaye, Léon u. Bormans, Stan., Cartulaire de la commune de Dinant. 1881—1906. 7 vol.

Le Grand de Reulanett, Fonts baptismaux de la Collégiale de Dinant. Ann. Acad. archéol., XXI. 1865.

Marquet de Vasselot, L'Exposition de Dinant. Gazette des Beaux-Arts 1903.

Peltzer, Geschichte der Messingindustrie und der künstlerischen Arbeiten in Messing (Dinanderies) in Aachen und den Ländern zwischen Maas und Rhein. Aachen 1909.

Pirenne, H., Histoire de la constitution de la ville de Dinant au moyen âge. Gand 1889.
— —, Notice sur l'industrie du laiton à Dinant in Destrée's, Guide du visiteur à l'exposition de Dinanderies, Dinant 1903. Namur 1905.
Rahir, E., Le pays de la Meuse de Namur à Dinant et Hastière. Bruxelles 1900.
Registre de potiers, fondeurs, pôt-étainiers, chauchoumiers et orfèvres de Dinant. 1788.
Reifferscheid, Über figürliche Zinngefäße des Mittelalters. Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum. Nürnberg 1912.
Remacle, Inventaire des archives de la ville de Dinant. 3 vol. 1880/1883.
— —, Biographies dinantaises.
Rodenbach, Constantin, Dinant pittoresque. Dinant 1879.
Saumery, Délices du Pays de Liége. Liége 1738—1744. Supplement Liége 1903.
Siderius, Dinant et ses environs. Fragments historiques. Dinant 1859.
Tavenor-Perry, Dinanderie. London 1910.

INHALT.

Seite

Vorwort von Universitäts-Professor Wilhelm Freiherr von Bissing 5

I. Geographische Einführung von Prof. Dr. Fritz Reuter 9

II. Die landschaftliche Lage Dinants von Prof. Karl Heinrich 13

III. Zur Geschichte Dinants von Universitäts-Professor Dr. Otto Cartellieri . . . 19

IV. Zur Baugeschichte Dinants 33

1. Die städtebauliche Entwicklung Dinants in der Vergangenheit von Prof. Karl Heinrich 35

2. Der Stadtplan von Prof. Karl Heinrich 59

3. Allgemeiner Besiedelungscharakter der Stadt. Platz- und Straßenbilder. Von Prof. Karl Heinrich 65

4. Die Monumentalbauten 75

a) Die Kirche Notre-Dame von Dr. August Grisebach 75

b) Die anderen öffentlichen Bauwerke von Prof. Karl Heinrich 95

5. Die heimische Bauweise von Prof. Karl Heinrich 113

a) Alte Bauweise 113

b) Niedergang der heimischen Bauweise 123

6. Dinants Gärten von Prof. Karl Heinrich 127

7. Einflüsse der Gesetzgebung auf die bauliche Entwicklung von Prof. Karl Heinrich . . 131

a) Bauordnung 131

b) Das belgische Enteignungsgesetz 133

c) Das Arbeiter-Wohnungsgesetz vom Jahre 1889 134

d) Beeinflussung des Hausbaues durch Steuerverhältnisse 135

8. Die Wohnkultur und die Wohnungsverhältnisse von Prof. Karl Heinrich 137

a) Allgemeines 137

b) Grundrißanlagen 143

c) Gute und unternormale Kleinwohnungen 147

V. Zur Geschichte der bildenden Kunst in Dinant von Prof. Dr. Richard Graul 153

1. Die Dinanderie 155

2. Dinanter Maler und Bildner 177

VI. Die wirtschaftliche Lage der Stadt in der Neuzeit von Prof. Dr. Fritz Reuter 191

1. Industrie, Gewerbe und Handel in Dinant 191

2. Dinant als Fremdenort 193

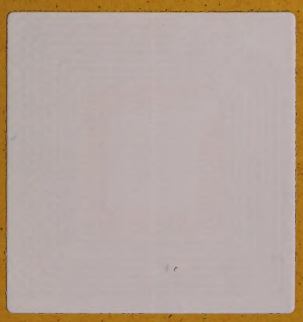
VII. Gedanken über den Wiederaufbau der Stadt von Prof. Karl Heinrich 195

Anhang: Die Große Prozession zu Mariä Himmelfahrt am 15. August von Prof. Dr. Fritz Reuter 209

Literatur 213

Druck von R. Oldenbourg in München.

84-B 24482



GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01421 2308